This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

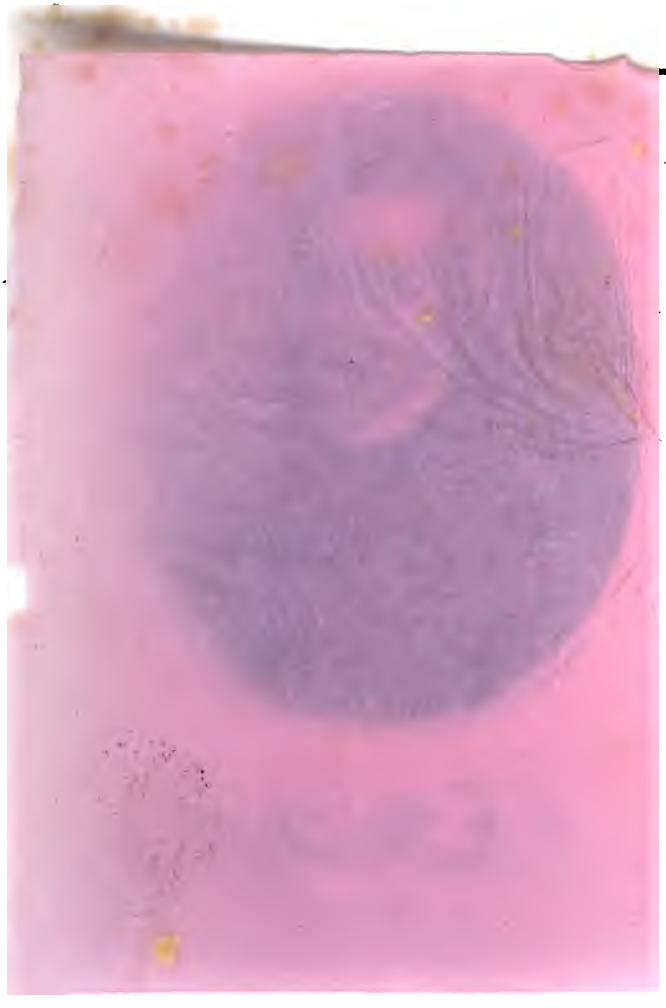
600023808R

Matthias Claudius.

geb d.15 Aug. 1740, gest d.21 Jan. 1815.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1857.

210. d. 217.



Matthias Claudius

der

Wandsbecker Bote.

Von

Wilhelm Herbst.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1857.

210. c. 217.

Den Enkeln des Wandsbecker Boten

den Herren

Matthias Perthes

in Moorburg,

Clemens Perthes

in Bonn,

Andreas Perthes

in Gotha

in wahrer und herzlicher Hochachtung.

Inhalt.

Seite

Zur Einleitung 1

Erstes Buch. 1740—1777.

I. Familie, Kindheit und Schulzeit 9

II. Auf der Universität 20

III. Im Elternhaus, Leben in Copenhagen, drei Jahre in Reinfeld 37

IV. Hamburg; — Weltleben und Literatur 50

V. Der Wandsbecker Bote 73

VI. Darmstadt 101

Zweites Buch. Claudius der Dichter 135

Drittes Buch. 1777—1790.

I. Wandsbeck; Haus und Amt 167

II. Literarisches Schaffen und geistiges Leben 184

III. Gebrochene Verhältnisse; alte und neue Freunde . 201

IV. Glaubensleben und Lehre 230

Viertes Buch. 1790—1815.

I. Zeitstürme und Kämpfe 267

II. Familienleben 304

III. Alter und Tod 322

IV. Rückschau 350

Druckfehler.

Seite 9, vorletzte Zeile lies friesischen f. riesischen.
„ 23, 2. Zeile lies wehrte f. mehrte.
„ 24, 17. „ lies ihr f. ihm.
„ 53, 21. „ lies dem f. den.
„ 71 sind die beiden Anmerkungen ** und *** umzustellen.
„ 86, 24. Zeile lies meine f. eine.
„ 98, letzte Zeile lies bestechen.
„ 158, 4. Zeile lies den f. der.
„ 171, 4. „ lies fährt.
„ 178, 14. Zeile lies führe f. führen.
„ 185, 23. „ lies anonyme f. pseudonyme.
„ 191, 1. „ lies setzt f. jetzt.

Vorwort.

Eine Lebensgeschichte des Wandsbecker Boten ist noch nicht geschrieben, wol aber ist es wiederholt ausgesprochen worden, daß dies eine Lücke in unserer biographischen Literatur sei. Schon vor eilf Jahren hat deshalb Herr Philipp Nathusius den Plan zu einer solchen Arbeit veröffentlicht, die er hoffentlich noch nicht ganz aufgegeben hat. Der vorliegende Versuch will einen Anfang machen, jene Lücke auszufüllen; aller Anfang aber ist schwer, und ich muß es mir gefallen lassen, wenn man in dem kleinen Buch noch alle künstlerische Durchbildung vermißt, wenn man das Material weder gleichmäßig vorhanden, noch gleich vertheilt und verarbeitet findet und etwa nur eine Studie in ihm anerkennen will. Im Grunde ist es auch nicht mehr, wenn auch, will's Gott, eine mit Liebe und mit wachsender Theilnahme geschriebene Studie. Das Buch ist aus einem Vortrag entstanden, den ich im vergangenen Winter vor einer freundlich theilnehmenden Versammlung in Elberfeld hielt. Mehrfache Aufforderungen, den Vortrag zu veröffentlichen, bestimmten mich, meine Nachforschungen über Claudius' äußere Lebensgeschichte weiter auszudehnen und in seine innere, so viel mir möglich, tiefer und lebendiger einzudringen, um dann auf Grund dieser Vorstudien ein größeres Ganzes herauszubilden. Für die erstere Seite war von vornherein der Mangel an wirklich ausgiebigen Quellen zu beklagen. Die wichtigsten gedruckten Nachrichten, wie sie zerstreut in Zeitschriften, zeitgenössischen Biographien u. s. w. sich vorfinden, denke ich, gesammelt zu haben; die Familiencorrespondenz, soweit ich ein Einsehen nehmen konnte, ist eben auch ganz familiär, so daß sie in dem Biographen höchstens das Bild von dem Familienvater Claudius befruchten kann. Eine Reihe anderer Notizen, zum Theil von Wichtigkeit, verdanke ich dem treuen Gedächtniß und der gütigen Mittheilung der Familie des Wandsbecker Boten.

Was die andere Seite, die Darstellung seines inneren Lebens, anlangt, so war es nicht leicht, den geistigen Zusammenhang des Mannes mit seiner Zeit anzugeben, den Punkt zu bestimmen, wo er sich von ihr loslöst, und wie aus jenem und diesem sich das eigentlich individuelle Leben auferbaut, das eben als solches schon in seinem letzten Refugium ein unnahbares ist. Und gerade

Den Enkeln des Wandsbecker Boten

den Herren

Matthias Perthes

in Moorburg,

Clemens Perthes

in Bonn,

Andreas Perthes

in Gotha

in wahrer und herzlicher Hochachtung.

Inhalt.

	Seite
Zur Einleitung	1
Erstes Buch. 1740—1777.	
I. Familie, Kindheit und Schulzeit	9
II. Auf der Universität	20
III. Im Elternhaus, Leben in Copenhagen, drei Jahre in Reinfeld	37
IV. Hamburg; — Weltleben und Literatur	50
V. Der Wandsbecker Bote	73
VI. Darmstadt	101
Zweites Buch. Claudius der Dichter	135
Drittes Buch. 1777—1790.	
I. Wandsbeck; Haus und Amt	167
II. Literarisches Schaffen und geistiges Leben	184
III. Gebrochene Verhältnisse; alte und neue Freunde	201
IV. Glaubensleben und Lehre	230
Viertes Buch. 1790—1815.	
I. Zeitstürme und Kämpfe	267
II. Familienleben	304
III. Alter und Tod	322
IV. Rückschau	350

Druckfehler.

Seite 9, vorletzte Zeile lies friesischen f. riesischen.
„ 23, 2. Zeile lies wehrte f. mehrte.
„ 24, 17. „ lies ihr f. ihm.
„ 53, 21. „ lies dem f. den.
„ 71 sind die beiden Anmerkungen ** und *** umzustellen.
„ 86, 24. Zeile lies meine f. eine.
„ 98, letzte Zeile lies bestechen.
„ 158, 4. Zeile lies den f. der.
„ 171, 4. „ lies fährt.
„ 178, 14. Zeile lies führe f. führen.
„ 185, 23. „ lies anonyme f. pseudonyme.
„ 191, 1. „ lies setzt f. jetzt.

Vorwort.

Eine Lebensgeschichte des Wandsbecker Boten ist noch nicht geschrieben, wol aber ist es wiederholt ausgesprochen worden, daß dies eine Lücke in unserer biographischen Literatur sei. Schon vor eilf Jahren hat deshalb Herr Philipp Nathusius den Plan zu einer solchen Arbeit veröffentlicht, die er hoffentlich noch nicht ganz aufgegeben hat. Der vorliegende Versuch will einen Anfang machen, jene Lücke auszufüllen; aller Anfang aber ist schwer, und ich muß es mir gefallen lassen, wenn man in dem kleinen Buch noch alle künstlerische Durchbildung vermißt, wenn man das Material weder gleichmäßig vorhanden, noch gleich vertheilt und verarbeitet findet und etwa nur eine Studie in ihm anerkennen will. Im Grunde ist es auch nicht mehr, wenn auch, will's Gott, eine mit Liebe und mit wachsender Theilnahme geschriebene Studie. Das Buch ist aus einem Vortrag entstanden, den ich im vergangenen Winter vor einer freundlich theilnehmenden Versammlung in Elberfeld hielt. Mehrfache Aufforderungen, den Vortrag zu veröffentlichen, bestimmten mich, meine Nachforschungen über Claudius' äußere Lebensgeschichte weiter auszudehnen und in seine innere, so viel mir möglich, tiefer und lebendiger einzudringen, um dann auf Grund dieser Vorstudien ein größeres Ganzes herauszubilden. Für die erstere Seite war von vornherein der Mangel an wirklich ausgiebigen Quellen zu beklagen. Die wichtigsten gedruckten Nachrichten, wie sie zerstreut in Zeitschriften, zeitgenössischen Biographien u. s. w. sich vorfinden, denke ich, gesammelt zu haben; die Familiencorrespondenz, soweit ich ein Einsehen nehmen konnte, ist eben auch ganz familiär, so daß sie in dem Biographen höchstens das Bild von dem Familienvater Claudius befruchten kann. Eine Reihe anderer Notizen, zum Theil von Wichtigkeit, verdanke ich dem treuen Gedächtniß und der gütigen Mittheilung der Familie des Wandsbecker Boten.

Was die andere Seite, die Darstellung seines inneren Lebens, anlangt, so war es nicht leicht, den geistigen Zusammenhang des Mannes mit seiner Zeit anzugeben, den Punkt zu bestimmen, wo er sich von ihr loslöst, und wie aus jenem und diesem sich das eigentlich individuelle Leben auferbaut, das eben als solches schon in seinem letzten Refugium ein unnahbares ist. Und gerade

bei ihm, der mehr innerlich als nach außen lebt, bleibt ein größeres Geheimniß übrig, das überall dem Darsteller ein „noli me tangere“ zuruft. Die Resultate freilich liegen vor in seinen Schriften und, wenn einer, so hat Claudius darin den Muth und die Bestimmtheit der Wahrheit bewiesen; aber die Geburt und das Wachsthum seiner Ueberzeugung kann sich der Natur der Sache nach nicht völlig erschließen. Ich hoffe, hier nicht in eine alles wissen und deuten wollende Pragmatik verfallen zu sein. Muß doch in allen biographischen Arbeiten der Ehrfurcht und Resignation eine Stelle bleiben.

Um aber die beiden Gebiete, wo Claudius als Schriftsteller productiv gewesen ist, das poetische und religiöse, als eigentlich inneres Charakterbild des Mannes, selbständiger hervortreten zu lassen, habe ich sie nicht ganz und gar in den Gang der geschichtlichen Erzählung verflochten, sondern sie in zwei verschiedenen Abschnitten für sich behandelt und meist dem Schriftsteller selbst das Wort gelassen.

Einer Aufzählung meiner Quellen, die ich anfänglich beabsichtigte, habe ich mich aus räumlichen Gründen zunächst überhoben; wo es nöthig oder wichtig erschien, sind sie unter dem Text angeführt*). Die besonders willkommenen Briefe des Boten an Herder und dessen Frau, die jetzt in der interessanten Sammlung „Aus Herders Nachlaß“ gedruckt vorliegen, habe ich noch vor ihrer Veröffentlichung bei dem Herausgeber, Herrn Professor Düntzer, dem ich dafür meinen Dank wiederhole, einsehen dürfen. — Die Ausgabe von Claudius' Schriften, auf die ich mich in Citaten beziehe, ist die siebente, in 12° vom J. 1844.

Möge das Buch dem Andenken des herrlichen Mannes, von dem es redet, wirklich dienen und damit an seinem kleinen Theil zugleich der Wahrheit, dem jener so kräftig gedient hat.

Berlin, 4. Dez. 1856. **W. H.**

* Für die frühere Genealogie der Familie (S. 10 u. 11) trage ich meine Gewährsmänner nach: Carsten und Falck Staatsbürgerl. Magazin 1822, II, 1, S. 235 und Jensen Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogth. Schleswig 1840, S. 473.

Wir kehren bei der Beſchäftigung mit der Geſchichte unſers deutſchen Volksgeiſtes, ſeiner Bildungen und Mißbildungen immer gern wieder zu den erſten Anfängen unſerer neudeutſchen Literatur nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, um dort die verborgenen Quellen, die einſamen Bäche und Zuflüſſe zu ſuchen, aus denen der breite, ſo ſchnell verrauſchende Strom unſerer claſſiſchen Poeſie ſich gebildet hat. Dieſe Blätter ſollen indeß nicht zu den tonangebenden und glänzenden Erſcheinungen jener ewig denkwürdigen Epoche führen, dieſelben ſind von andern geſchildert und gelobt worden und bedürfen meiner Schilderung und meines Lobes nicht. Ich führe den Leſer zu einer ſtilleren Stätte, zu dem Andenken eines Mannes, der nicht mit der Maſſe auf „breiten heitern vollen Straßen“ wandelte, ſondern ſeitwärts am Wege ſtand; deſſen Dichten und Trachten, Singen und Denken nicht mit dem Strom, ſondern gegen den Strom des poetiſchen Weltgeiſtes ging, welcher damals ſeine glänzenden Feſttage in Deutſchland hielt. Es iſt eben Matthias Claudius, der allbekannte Wandsbecker Bote. Ob er nun eigentlich in Wahrheit noch allen bekannt iſt d. h.

mit hingebendem Verſtändniß geleſen und wiedergeleſen wird, ob ſein Andenken in Deutſchland in weiten Kreiſen noch lebendig iſt, das wage ich nicht zu entſcheiden; aber die Überzeugung, daß er es verdient, als ein Lehrer und Weiſer geleſen und geliebt zu werden, daß ſeinen Worten und ſeinem Beiſpiel noch immer die Kraft einer ſegensreichen Einwirkung, ja vielleicht gegenwärtig in beſonderem Maße, innewohnt, das iſt der erſte und Hauptgrund, der mich zur Wahl dieſes Gegenſtandes beſtimmte. Vergeſſenſein iſt Tod, blos genannt und wenig gekannt ſein, iſt Scheintod oder Scheinleben, Claudius aber iſt es vor vielen werth, weder das eine noch das andre zu ſein. Da aber auch, wo er gekannt und geleſen wird, geſchieht es keineswegs überall in dem Sinn, für deſſen Weckung ich reden möchte, im Sinn des freudigen Einverſtändniſſes; ſondern der Kampf, den Claudius während ſeines Lebens für ſeine heiligen Lebensüberzeugungen zu beſtehen hatte und ritterlich, als ein Gottesſtreiter, beſtanden hat, läßt ihm auch im Grabe noch keine Ruhe. Wie wenige öffentliche Stimmen werden dem ſchlichten treuen Boten gerecht, die Tonangeber unſrer Literargeſchichte ſetzen ihn herab, ſchmähen und belächeln ihn, weil ihnen der innere Blick für das fehlt, worin Claudius' Weſen und Hauptverdienſt beſteht. Gilt aber für das Verſtändniß aller Dichtung Göthe's treffendes Wort:

„Willſt den Dichter du verſtehn,
Mußt in Dichters Lande gehn,"

so gilt das doppelt bei einem Dichter, deß Land und Heimath eben das Reich nicht von dieser Welt ist. Wer die christliche Wahrheit haßt und verfolgt, der kann auch Claudius nicht lieben oder verstehn. Erst wer sich mitten hinein zu begeben vermag in diesen Quellpunkt und die Seele von Claudius' ganzer Weise zu dichten und zu denken, erst dem geht das Verständniß auf, erst von da aus kann er auch die Mängel und Schäden, das Zurückbleiben hinter dem Ideal, die formellen Gebrechen richtig würdigen. Nicht einmal Toleranz, die doch sonst diese Partei des politischen und religiösen Liberalismus so leuchtend auf ihre Fahnen stickt, ist Claudius von ihr zu Theil geworden, und wie er vor dem Richterstuhl einer achselzuckenden Kritik und unduldsamen, altklugen Geschichtschreibung, die nur den ästhetischen Maßstab der Formvollendung und den rationalistischen politisch-religiöser Aufklärung und Weltbildung kennt, keine Gnade gefunden, so ist er in einer so leicht nachsprechenden Zeit bald von Tausenden verketzert oder verspottet worden. Neben dieser Feindschaft gegen Claudius' Lebensrichtung, die sich dann auch auf die Beurtheilung seiner Schriften überträgt, steht eine andre, oberflächliche und darum ebenfalls grundirrige Ansicht von ihm — die in ihm blos oder hauptsächlich den heitern Humoristen sieht und etwa in seinem Rheinweinlied, dem Riesen Goliath, Urian's Reise und einigen launigen Prosaaufsätzen dieses Schlags den Ausdruck seines eigentlichen Wesens, in seinen späteren tiefernsten Arbeiten aber einen beklа-

genswerthen Abfall von dem erblickt, was ihn liebenswürdig und anziehend mache. Bei solchen Mißverständnissen lohnt es doppelt, uns zu den Quellen zurückzuwenden und mit eignen Augen zu sehen.

Claudius aber war so sehr ein Mann des Lebens, so wenig allein oder vorzugsweise blos Dichter und Schriftsteller, daß wir auch ein äußeres Lebensbild von ihm zu entwerfen suchen müssen, um sein inneres Lebensbild, seine Lebensweisheit, im rechten Lichte zu sehn. Denn so sehr er ein Mann aus einem Guß, ein ganzer Mensch war, so hat er die eigentliche Gestalt seines Innern doch erst allmählich, durch Kampf und Arbeit, Schuld und Sieg hindurch, herausgebildet — und dies Werden gerade gilt es zu betrachten. Aber freilich stoßen wir bei diesem Versuch alsbald auf große Schwierigkeiten. Andre Schriftsteller haben durch Selbstbiographien oder weitschichtige Briefsammlungen uns einen Einblick oft in die geheimsten Winkel ihres Herzens und Lebens, nicht immer zur Förderung unsrer Achtung, möglich gemacht; bei Claudius findet sich nichts der Art. Es steht in eigner Übereinstimmung mit dem schlichten verborgnen Leben und Wirken des Mannes, dem nichts fremder war als Ruhmsucht und Glänzenwollen, daß sein äußeres Leben so dunkel und unbekannt geblieben ist; und daß eine Darstellung dieses Lebens schon darum der reicheren und bunten Farben entbehren muß. Gerade das Monotone aber seines äußeren Lebens soll um so unzerstreuter auf den einen Grundton in Claudius'

Weſen hinweiſen, der leiſer oder heller anklingt, angeſchlagen von außen oder aus ſelbſteigner Regung und Bewegung. Er geht nie verloren; er iſt da als Humor, nur im umgekehrten Kleid des tiefen Ernſtes, er iſt da als Nothruf, als Heimwehklang, als ſtille Selbſtbeſinnung, als Gebet, als Triumphgeſang und freudiger Pſalmenton. Es iſt ſein Lebensgenius; die Seele ſeiner Lieder. Aber freilich will dieſer Ton anfangs und noch geraume Zeit hindurch erlauſcht und herausgefunden ſein, in ſeiner früheren Jugend aus dem tiefen Schweigen der Kindheit und dem Irren der Jünglingsjahre, dann aus dem Gewirr des rauſchenden Literaturlebens, das ſo fremdartige Klänge beherbergte — bis er zur Harmonie ſeines ganzen Lebens, Dichtens und Weſens wird. Und das iſt das geradezu einzige bei Claudius — dies Suchen des Dichters durch den Menſchen und Chriſten, bis beide ſich ähnlicher, bis ſie endlich eins werden. —

Erstes Buch. 1740—1777.

I.

Familie, Kindheit und Schulzeit.

Die Wiege von Claudius' Familie ſteht hoch im Norden unſeres Vaterlandes, hart an der Gränze däniſchen Volksthums, auf jener äußerſten Vorwacht deutſcher Sprache und Sitte, die gerade durch den nahen Gegenſatz ſo ſcharf und gediegen die Haupteigenſchaften unſrer Nation in ihren Bewohnern auszuprägen weiß und mehr wie einmal literariſch und politiſch an der Spitze deutſcher Bewegungen geſtanden hat. Es iſt auch hier nach dem Wort unſers erſten deutſchen Sprachforſchers, als ob die entſcheidende Kraft eines großen Volks lieber an ſeinen Seiten als in ſeiner Mitte ſich aufthue*. — Wir können die Geſchichte der Claudius'ſchen Familie ziemlich weit hinauf, bis an die Schlußzeit der Reformation verfolgen. Hat doch dieſe größte That der deutſchen Geſchichte gerade in jenen Landen nach anfänglich harten Gegenkämpfen, die mit aller Zähigkeit des altſächſiſchen und rieſiſchen Volkscharakters geführt wurden, beſonders tief

* J. Grimm, Geſch. der deutſch. Spr. II. 609.

gegriffen. Auf den Flügeln der neuen Lehre, die ja von dem Centrum religiöſer Erneuerung aus auch die weiteren Kreiſe des geiſtigen und ſittlichen Lebens berührte, wurde deutſche Bildung, deutſche Art nach dem Norden getragen und dieſer enger wie je zuvor, inniger, wie ſelbſt durch die Einführung des Chriſtenthums mit Deutſchland in Verbindung gebracht. Lübeck ward die feſte Burg des Proteſtantismus für den deutſchen Theil der Halbinſel und blieb es trotz den politiſchen Stürmen, die gleichzeitig und im Bund mit der Kirchenreform über das alte Haupt der Hanſa hinzogen.

Von dem Vorzug des Adels, der bürgerlichen Familien ſo ſelten eigen iſt, dem geſchichtlichen Sinn für ihr Leben und ihre Vergangenheit, haben in der Regel am meiſten noch die Häuſer der Landpfarrer etwas behalten. Der alte fromme Brauch, dem heiligen Buch die nöthigſten Aufzeichnungen über das ſchnell fliehende Erdenleben anzuvertrauen, der ſich beſonders in ihnen erhält; die Seßhaftigkeit ganzer Generationen im Lande oder gar an derſelben Stelle ſind der Grund hiervon. Alles dies ward aber erſt durch die Reformation möglich. Ein Beiſpiel haben wir an der Claudius'ſchen Familie. Denn ſie war eine ächte und rechte Pfarrfamilie. Kaum ein Haus in den Herzogthümern Schleswig-Holſtein hat der Kirche ſo viele Geiſtliche gegeben, als das der Claudius, und noch immer zieht ſie dort Kräfte von ihm.

Der erſte bekannte Vorfahr, Claudius Pauli, deſſen Namen eine Überſetzung von Claus Paulſen, war Paſtor

zu Emmerlef im Stift Ripen und ſtarb 1586. Seine Kinder nahmen den Geſchlechtsnamen Claudius an. Die meiſten ſeiner zahlreichen Nachkommen waren Geiſtliche, beſonders im nördlichen Schleswig. Namentlich war die Pfarrei in Lygum im Amte Tondern faſt erblich in vielen Geſchlechtern der Familie. Dieſe faſt erbliche Succeſſion der Pfarrſtellen war überhaupt in den Herzogthümern nicht ungewöhnlich. Der nächſte und Hauptgrund hiervon lag in den äußern Verhältniſſen. Außer in den Marſchen waren die Predigerſtellen meiſt auf den Betrieb einer Landſtelle fundirt. Die Gebäude waren in der Regel Eigenthum des Predigers, die Einlöſung derſelben, die Anſchaffung des Inventars in jenen geldarmen Zeiten nicht Jedermanns Sache. So war es kaum anders zu machen, als daß der Sohn beim Dienſt blieb; war kein Sohn da, oder keiner, der ſtudirt hatte, ſo ſuchte man die Wittwe oder eine Tochter beim Dienſt zu erhalten. Die Gemeinden ſahen es aus Anhänglichkeit an die Prediger und ihre Familien gern, daß es ſo geſchah.

In dem Lygumer Pfarrhaus ward auch der Großvater unſers Wandsbecker Boten, Nikolaus Claudius, gewöhnlich Herr Claus genannt, geboren, wirkte darin als Geiſtlicher und ſtarb daſelbſt 1720. Sein Sohn, Matthias Claudius, im Jahre 1703 geboren, ward Paſtor zu Reinfeld, einem Marktflecken und Amt, zwei Meilen von Lübeck entfernt und damals im Gebiet des Herzogs zu Holſtein-Ploen belegen. Er war zweimal verheirathet; von einem Sohn erſter Ehe leben noch Nach-

kommen; seine zweite Frau, Marie, die Tochter des Rathsherrn Lorck in Flensburg, ist des Dichters Mutter.

Dieser ist am 15. August 1740 geboren und war von sechs Geschwistern, deren Nachkommen wieder weit verzweigt sind, der zweite Sohn dieser Ehe.

Die erste irdische Mitgift ins Leben, wenn auch nicht die das Kindesleben am frühesten und unmittelbarsten berührende, ist der Geist der Heimath, des Volksstamms, aus dem das Kind geboren wird. Und können wir das sächsisch-friesische Element in Claudius' Natur, der Grundlage und Trägerin des Geistes, verkennen? — bei ihm, der sich so hingezogen fühlte zu dem deutschen Norden, sich so eins wußte mit Sprache, Sitte, mit diesem Land und diesen Leuten? Nicht der Reichthum und Wechsel süd- und mitteldeutscher Naturanschauungen, der dem sinnlichen Auge Nahrung gibt und die Phantasie weckt und belebt, leicht aber auch den Sinn nach außen zieht und zerstreut, umstand das Land seiner Geburt und Jugend; er ward nicht verwöhnt durch mannigfaltigen Reiz, gewöhnt aber an die großen und einfachen Formen der Ebene, der Wälder und des heiligen Meeres, (wenn er dies auch zuerst im kleinen Abbild der heimathlichen, auch hügelumkränzten Seen erblickte), darum doppelt dankbar und sinnig-empfänglich für diese und andere Gaben der Natur. Zugleich indeß trat bei ihm, wie bei diesem Volksstamme überhaupt — die großen Ausnahmen fehlen freilich nicht — das sinnliche Gefühl, Phantasie und Schönheitssinn, die künstlerische Anlage zurück. Aber ein Haugen

am Reellen, ein Dringen auf das Wesentliche mit Nüchternheit und Zähigkeit, die sich nicht wägen und wiegen läßt von allerlei Wind der Lehre, auf sich selbst ruht und feststeht, wie an der Nordseeküste der Lootse im Sturm — das sind Eigenschaften der Natur und des Charakters, die Claudius mit seinen Stammgenossen theilt. Es sind Grundzüge, denen das Leben und die göttliche Führung Inhalt und Richtung gibt. Und neben diesem allgemeinsten Einfluß, der von Stamm und Heimath auf geheimnißvolle Art in die Natur des Menschen eingeht, steht schon näher und dichter die lebendige Tradition der Familiengeschichte, gerade bei den Claudius, wie wir sahen, besonders stark geschlossen und scharf bestimmt. Hinter unserm Matthias eine lange, in altersgraue Zeit verschwimmende Reihe von treuen Dienern am Wort, von denen einer dem andern unter göttlichem Beistand die Fackel reicht, die heller oder matter brennt; die Familie selbst in ihren Erinnerungen wie in ihrem geistigen Bestand ein Erzeugniß gleichsam der Kirchenreformation! Solcher Zusammenhang bildet eine Kette von Wirkungen, die schon dem blöden Auge verständlich sind; und wie vieles dabei ist und wirkt noch unsichtbar und magisch. Die Wirkungen weben sich ein in die Entwickelung, wachsen oder stocken, bis sie in Wahrheit wach werden.

Die Geschichte seiner Kindheit ist dunkel. In seinen Schriften findet sich kaum eine Erinnerung daran. Was sollte auch aus dem stillen Pfarrhause und seinem einfach stetigen Lebensgang viel von äußerlichen Ereignissen

zu melden ſein? Und das innerlichſte und beſte läßt ſich nur ahnen, nicht faſſen und feſthalten. Auch, was das denkwürdigſte wäre, von der Perſönlichkeit ſeiner Eltern und ihrem Einfluß auf ſeine junge Seele habe ich keinerlei nähere Nachricht erhalten können. Seiner Mutter, in ihrer Stille und Gelaſſenheit, thut er nur ſelten Erwähnung, ſie ward ihm noch ſieben Jahre länger als ſein Vater am Leben erhalten; dagegen erkennen wir in ſeiner Liebe zu dieſem und der herzlichen Weiſe, wie er ihr Worte gibt, wie in einem Spiegel das ſchönſte Bild von dem Werth des Mannes. Schon in ſeinen unreifen poetiſchen Jugendverſuchen, den unten näher zu beſprechenden Tändeleien und Erzählungen, ſteht unter dem ſehr heterogenen Inhalt der übrigen Poeſien ein vierzehnſtrophiges Loblied auf den Vater, den „alten, lieben, frommen Mann", dem man durch die unvollkommene Form hindurch den warmen Pulsſchlag des Herzens und Lebens anfühlt.

„Durch Dich gab Gott mir hier mein Leben,
Durch Dich — verſtumme mein Gedicht!
Gott wollte mir was Größ'res geben;
Er wollte gern und konnte nicht."

Sein Vater ſtarb am 4. Dezember 1773. Eins der ſchönſten Lieder des Sohns, das den würdigen Schluß des zweiten Theils der Werke bildet, feiert treu und ſchön das Andenken des Verſtorbenen:

„— Ach, ſie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieſer Mann,
Wie ein milder Stern aus beſſern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan."

Geiſt und Stimmung dieſes einfachen Lieds zeigen, daß Claudius ſeinem Vater mehr als äußere und natürliche Wohlthaten zu danken hatte. Unmittelbare Lebenszeichen von dem Vater liegen mir nicht vor, als ein kurzer und herzlicher Dankbrief von ihm an ſeines Sohnes Jugendfreund Schönborn, der ihm zum Neujahr (1765) Glück gewünſcht hatte.

Gewiß nahm Claudius aus dem Elternhauſe Keime und Eindrücke mit ins freiere Leben, die zwar zurücktreten, aber nicht verloren gehen konnten.

Da ſtehen wir ſchon am Rande ſeiner Kindheit, wo er aus dem Vaterhaus zur Schule wandert, ein Schritt ſo weit und groß wie kaum ein zweiter im Leben. Dunkel und verborgen genug iſt ſein Kindesleben. Und doch iſt es uns, als ſähen wir den Knaben vor uns. In dem ſpäteren Mann, wie wir ihn leibhaft in Schriften und Briefen und im Bilde vor uns haben, iſt noch eine ſo ächte Kindlichkeit, noch ſo viel Urbildliches und Urſprüngliches, daß der Rückweg in ſeine Jugend nicht ſo gar

weit ſcheint. Da ſteht der Knabe, ein Träumer und Duſeler, unbeholfen, unanſtellig, nicht gleich in Stimmung und Haltung, bald ſcheu und blöde, bald wild im Spiel; fromm und ſinnig, oft in ſich gekehrt und wieder voll neckiſchen Humors; offen und ehrlich, treu und rein wie Gold; im Lernen mitunter launiſch und unſtät; nichts weniger als frühreif, unfertig mit der Zunge, nicht ſelten verworren im Ausſprechen. — Eine Natur nicht ohne Widerſprüche, aber alle Menſchennatur widerſpricht ſich ohne den Einklang, der ihr von Oben kommt.

Die Umgegend von Reinfeld bot den Knabenſpielen wie dem kindlichen Sinnen mancherlei Nahrung. Der Ort mit ſeinen rothen Ziegeldächern liegt maleriſch auf und zwiſchen Hügeln, ſchöne Holzungen in der Nähe und Ferne, zwei Seeen, ein größerer und kleinerer, deren Spiegel zwiſchen den Häuſern durchſchimmern, waren einladend genug und ſind noch heutzutage im Sommer das Ziel häufiger Wanderungen für die Nachbarorte.

Wir begleiten aus dieſen Herrlichkeiten den Knaben auf die lateiniſche Schule der ſechs Meilen von ſeiner Heimath gelegenen Stadt Ploen, damals der Haupt- und Reſidenzſtadt ſeines Vaterländchens. Die Umgebungen dieſer reichen Seeenlandſchaft überboten die Bilder der Heimath. Ob dort Lehrer durch Wort und Beiſpiel auf ihn gewirkt, wiſſen wir nicht; doch möchte man nach der komiſchen Figur, die er ſeinen Lehrer Herrn Ahrens — mag auch der Name nicht auf eine beſtimmte hiſtoriſche Perſon gehn, ſondern gewiſſermaßen die Abſtraction einer

Lehrerperſönlichkeit darſtellen — in ſeinen Schriften ſpielen läßt, daran zweifeln. Darnach ſcheint ſich, wie das öfters der Fall iſt, bei der pedantiſchen Engherzigkeit des damaligen Schulweſens des jungen Claudius wahre Natur im Unterricht eher verſteckt als entfaltet zu haben.

Der Unterricht drehte ſich übrigens, wie es ſcheint, nach gutem altem Brauch um alte Sprachen und Mathematik; zu beiden Disciplinen hat Claudius ſein Leben lang ein mehr oder minder nahes Verhältniß behalten. Die erſteren trieb er aus Liebhaberei ſpäter fort, ohne daß ihn Beruf — etwa die Bildung und Schulung ſeiner Kinder abgerechnet — oder eigentlich wiſſenſchaftliche Fachſtudien dahin führten. Er las griechiſch und lateiniſch; ſeine Schriften ſind vielfach von Reminiscenzen, ernſt und ſcherzhaft gemeinten Citaten, Vergleichen und Parallelen aus der claſſiſchen Welt durchzogen. Einzelnes, wie namentlich die Platoniſche Apologie des Sokrates, hat er überſetzt; im ganzen verhielt er ſich hier, wie auch in andern Gebieten, mehr als genießender oder freiwählender Dilettant, der nicht das gelehrte Wiſſen an ſich, ſondern die Freude an ſeinem Inhalt und den reinen und hohen Zweck der Herausbildung und Geſtaltung ſeines geiſtigen Lebens, der zuletzt alles dienen mußte, im Auge hielt, den Kern nahm und die Schale wegwarf. Es iſt auch hier die Scheu und Flucht vor der völligen Hingabe an einen ſpeziellen Gegenſtand in der Peripherie menſchlicher Bildung, jene Gabe, ſeinem Wiſſen ſich zu entziehen und in ſeiner Urſprünglichkeit ſich darzuſtellen, die einen Grundzug in

Claudius' Weſen bildet. Wir kommen auf die Frage zurück, was etwa aus dem Alterthum ihn beſonders anzog und feſthielt, und ob er auch formal, durch den Umgang mit jenen Muſtern, tiefere und ſichtbare Einflüſſe erfahren habe. —

Auf mathematiſche und darauf ſich gründende phyſikaliſche Studien führte ihn ſein ſpäterer Beruf ſelbſt hin, auch gab er noch in höherem Alter außerhalb des Familienkreiſes Unterricht in der Mathematik. Wie gründlich und umfaſſend darin ſeine Kenntniſſe geweſen, darüber fehlen uns die Belege, und hätten wir ſie, es ſtünde uns kein Urtheil zu. Im allgemeinen wird auch hier, ähnlich wie bei ſeiner claſſiſchen Bildung, die Beobachtung richtig ſein, daß auch die Mathematik nur einen Punkt in einer Kette von geiſtigen Intereſſen bildete, daß eine mathematiſche Methode auf ſein Denken keinerlei Einfluß geübt hat, daß auch dieſem viel und gern getriebenen Fache gegenüber ſein Ich ſich frei, originell, faſt wie unberührt bewegt.

Anregungen aus neueren Literaturen, die in unſrer Zeit ſo früh, leider ſo früh und ſo überſtark die jungen Geiſter auf Schulen hinnehmen, ſcheinen den Schüler Claudius nicht ſonderlich erreicht zu haben; indeß weiß ich nicht, wann er ſich mit den neuern Sprachen, von denen er ſpäter Franzöſiſch, Engliſch, Italiäniſch, Däniſch, Holländiſch, Schwediſch, Spaniſch trieb und verſtand, zu beſchäftigen angefangen. Vermuthlich fällt in ſein Schulleben nur das Erlernen der erſtgenannten Sprache, höch-

ſtens noch des Engliſchen und Däniſchen. Die vaterländiſche Literatur aber war ja eine noch wenig beſchriebene Tafel, und das Reinfelder Pfarrhaus ſchwerlich den Erzeugniſſen der Tagesmode geöffnet. Klopſtocks aufſteigender Stern aber, des einzigen damals, welcher — wenn wir etwa Gellert ausnehmen — der Richtung des Hauſes zuſagen konnte und zu dem Claudius ſpäter ſo verehrend und ſehnſüchtig aufſah, iſt ihm wohl weder zu Hauſe noch auf der Schule ſchon aufgegangen. Von eignen poetiſchen Verſuchen vollends wiſſen wir gar nichts, und es iſt, da Claudius keine frühentwickelte und geformte Natur war, unwahrſcheinlich, daß er ſich ſchon damals daran gewagt haben ſollte. Was den Knaben und reifenden Jüngling innerlich, unausgeſprochen und unausſprechlich, bewegte, das fand in der Muſik, die er früh übte und ſein Leben lang liebte, ein Echo und einen Ausdruck.

II.

Auf der Universität.

Neunzehn Jahre alt verließ der junge Claudius im Jahre 1759 die grünen Seeufer von Ploen und noch einmal zu längerer Trennung das Vaterhaus, um gemeinsam mit seinem älteren Bruder Josias Theologie in Jena zu studiren. Der Weg dahin streifte an Schauplätzen des siebenjährigen Kriegs, dessen großer Held indeß niemals Claudius' Held gewesen zu sein scheint. Die schön geformten Felsenberge des Saalthals, auch wenn auf ihnen nur wächst „Gewächs sieht aus wie Wein", die friedlich-glückliche Abgeschiedenheit des Orts, dazu der harmlos-fröhliche Sinn der Thüringer — all das mußte ihn ansprechen. Doch obwohl er die ganze Zeit seiner Lehrjahre dort verbrachte — seine zweite geistige Heimath ist ihm die Hochschule, wie sie es sollte, nicht geworden.

Ein Brustleiden, das sich zum Blutspeien steigerte, nöthigte ihn, mit Einwilligung der Eltern sein anfängliches Studium mit den juristischen und Kameralwissenschaften zu vertauschen. Möglich indeß, daß auch Geist und Herz

damals nicht so ganz bei der Theologie waren und daß er nach seiner inneren Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit nicht mit halbem Herzen die wichtige Sache treiben mochte. Auch konnte die damals in Jena vorherrschende theologische Richtung, die bereits durch Pietismus und Wolfische Philosophie abgeschwächte lutherische Orthodoxie, ihm, der Brot und nicht Steine suchte, unmöglich zusagen. Man kann wohl sagen, nach menschlicher An- und Einsicht verfehlte Claudius mit dem Abschied von der Theologie seinen wahren Beruf, denn ich wüßte keine Stellung auf der Welt, für die sein ganzes Wesen in seiner Anlage und späteren Ausbildung so ganz und so allein geschaffen scheint als die eines Landpredigers. Und doch, wenn ihm auch das Glück eines das innere Leben befriedigenden Amtes versagt blieb, zu wie ungleich größerem ward er bestimmt in der freieren Stellung zur Kirche, durch sein so viel unbefangneres, lauter tönendes Laienzeugniß! —

Leider fehlt uns so gut wie jede Nachricht über sein akademisches Leben. Er hörte, wie uns eine weit später geschriebene Mittheilung an Herder* sagt, Institutionen, Pandekten, Staats- und Völkerrecht und geschichtliche Vorlesungen. Sein Hauptlehrer in diesen Fächern wie in der Philosophie war ohne Frage der berühmte Professor J. G. Daries, Gegner des Wolf'schen Systems, der dann ungefähr gleichzeitig mit Claudius Jena verließ, um einem Rufe Friedrich's d. Gr. an die Universität in Frankfurt

* Vom 2. August 1775; aus Herder's Nachlaß II, S. 394. Nr. 25.

a. d. O. zu folgen. Doch scheint Claudius eigentliche Anregung unter den akademischen Lehrern kaum gefunden zu haben; wenigstens entwirft er uns in dem humoristischen Aufsatz: „Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe“,* kein sehr erbauliches Bild von dem, was er dort gesehen und gehört. Soll dieser kleine Aufsatz auch nicht den Werth von einem Memoire haben, aus dem man bestimmte Einzelheiten entnehmen könnte, so hat er doch Wichtigkeit für uns als ein Abbild der akademischen Eindrücke unsers Dichters. Und da ist es denn voran die dem Leben entfremdete, scholastische Methode der akademischen Doctrin, die Claudius lächerlich macht; die formale Logik, die den Stein der Weisen zu hüten vermeint, während sie dürftig an der Schale klebt; die volks- und glaubensfeindliche die poesie- und seelenlose Afterphilosophie jener Zeit, die orakelnd und in pedantischem Dünkel auf das exoterische „profanum vulgus“ herabsieht und vor lauter Polemik nicht zum gesunden Schaffen kommt. Des Boten Widerwille gegen alle Systemsucht, die sich dem allein wahren und wirklichen System göttlicher Gedanken gegenüber erhebt, begleitet ihn, anfangs vielleicht unbewußt, aus den Hörsälen durch's Leben. Denn woher käme dem Studenten ein Bewußtsein und eine Selbständigkeit gegen die geistigen Mächte, die seine Umgebung beherrschen! Jene vielgerühmte akademische Freiheit ist und war immer, bei Licht besehen, ein Stand geistiger Unfreiheit. Auch der

* Werke I. 9.

junge Claudius war von jenen Einflüssen, wie wir sogleich sehen werden, nicht ganz frei, doch mehrte sich ihm schon damals im Innersten die Stimme seiner poetischen Natur und die Ahnung eines tieferen Bedürfens. Denn nicht erst als Asmus, da er die besprochene Satire im Rückblick auf vergangene Zeiten schrieb, hielt er über diese Perrükenweisheit, die ihm Thorheit scheint, Gericht, schon als Student spricht er ähnliche Gedanken, nur weniger originell, in den „Tändeleien und Erzählungen" unter dem Titel „der nützliche Gelehrte an Herrn Magister Schlettwein" aus.

Nachdem er hier in einer an Geist und Erfindung allerdings sehr anspruchslosen Erzählung das Unpraktische solcher Gelahrtheit dargethan, schließt er mit der Moral:

„So prahlt der Philosophen Schaar,
Die, neben andern großen Gaben
Nur Grillen in den Köpfen haben.
Das, was sie glauben, ist zwar wahr,
Doch bis zum nützlichen sich nie herunterlassen,
Und Dich sogar deswegen hassen,
Ist lächerlich, was zu erweisen war.

Du hast der Wissenschaften Werth, in jeglicher ein Mann,
Durch schöne Proben dargethan.
Freund, zeig' uns ferner Mittel an,
Das Leben glücklicher zu führen,

Und laß die Narren demonſtriren
Und jeder lache, der ſie hört!
Und ſei ohne Unterlaß auf's Wohl der Welt bedacht!
Der iſt wahrhaftig nur gelehrt,
Der andre dadurch glücklich macht." —

Man verkenne darin nicht die Keime des ſpäteren und werdenden Claudius!

Die Hauptbeſchäftigung des Studenten, deſſen Herz offenbar nicht ſo ganz bei ſeinen Fachwiſſenſchaften, ihrem Inhalt und ihrer Behandlung war, ging in Jena wohl auf claſſiſche und neuere Literatur — namentlich romaniſche Sprachen, — und auf Mathematik; auch eigne Poeſien wollten ihre Zeit. Dabei war er Mitglied der „teutſchen Geſellſchaft", die im Jahre 1728 nach dem Vorbild der Leipziger gleichnamigen Geſellſchaft durch den Magiſter Fabricius geſtiftet worden und, ohne daß beſondre Lebensäußerungen von ihm ausgingen, doch aus dem damals ſehr rohen Jenenſer Studentenleben die ſtrebſameren Geiſter hervorziehen und unter ihrem Banner ſammeln mochte.

Zunächſt war es damit auf ſ. g. ſchöne Wiſſenſchaften abgeſehen, doch lag im Plan, auch eine Klaſſe für „höhere Wiſſenſchaften", Theologie und Jurisprudenz zu errichten. Die ordentlichen Mitglieder (im Gegenſatz zu den „vornehmen") kamen wöchentlich einmal zuſammen, laſen deutſche Reden oder Gedichte vor, wobei es ausdrücklich auf „Verbeſſerung der deutſchen Sprache" abgeſehen war — Verſuche, die man dann alljährlich in einem

Band schöner und einem Band „höherer Wissenschaften“ herausgeben wollte. Vermuthlich sind das ebenso fromme Wünsche geblieben wie der Plan, mit einer deutschen Sprachkunde und einem Wörterbuch das Vaterland zu beschenken. —

Über Claudius geselligen Verkehr sind wir nicht unterrichtet. Daß er an dem wüsten Ton des Verbindungs- und Ordenswesens, das damals zu Jena in der Blüthe stand, keinen Antheil nahm, ist zu glauben. Es war für das sittliche Leben der Universität eine Zeit der Versumpfung; erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, unter Herzog Carl August's von Weimar Regierung kam ein frischerer, freierer, edlerer Geist über Jena. Damals aber war es das burschikos angestrichene Philisterthum einer kleinen Provinzialuniversität, das sich dort breit machte; die in Jena so leicht eingebürgerte Bierseligkeit und Renommisterei besaß in dem „Faßbinderorden, Concordien-, Bier-, Stern-, Kreuzorden“, gegen deren Unwesen erst einige Jahre später ein förmliches Mandat erging, ihre charakteristischen Organe. Von Claudius' Universitätsfreunden wissen wir nichts. Vermuthlich berührt sich sein Aufenthalt noch eben mit dem Schluß der Studentenzeit seines poetischen Landsmanns Hans Wilh. von Gerstenberg*, des spätern Verfassers der Tragödie Ugolino, dessen Schriften und Beispiel jetzt und fernerhin, wie wir sehen werden, nicht ohne Einfluß auf Claudius blieben. Auch Claudius' späterer Freund, zeit-

* Geb. 1737 in Tondern in Schleswig.

weiliger Landsmann und Richtungsgenoſſe J. Georg Schloſſer, Goethe's nachheriger Schwager, ſtudirte gleichzeitig mit ihm die Rechte in Jena und mag mit ihm auf derſelben Bank geſeſſen haben, ohne daß wir von einem Verkehr wiſſen. —

Dem Charakter der Hochſchule als einer univerſalen Bildungsanſtalt lebte Claudius treulich nach; ſein Geiſt ging damals ins Weite und Allſeitige, ein Streben, das ihm auch ſpäter bei allem Dringen auf das Eine was noth thut, eigen geblieben iſt.

Aber auch der Ernſt des Lebens trat früh in dieſen Wechſel von Bücherleben, Poeſie und Geſelligkeit ein. Sein Bruder Joſias, welcher der Theologie treu geblieben war, ſtarb ſchon im Winter 1760 an der Schwindſucht. Vor dem Rector magnificus und der Trauerverſammlung hält der Bruder die Grabrede, die dann gedruckt wurde und vor mir liegt. Die Blätter — Claudius' erſte Druckſchrift — ſind als eines der wenigen Zeugniſſe ſeines damaligen inneren Lebens für uns merkwürdig genug. Aber es iſt ein wunderliches Machwerk. Vor der offenen Gruft vermag es der Bruder, ganz im Geiſt der damaligen Schulphiloſophie die Frage abzuhandeln „ob und inwieweit Gott den Tod der Menſchen beſtimme." Dabei iſt Ton und Form der Rede merkwürdig, weil ſich darin noch gar keine Eigenthümlichkeit, am wenigſten die ſpätere Originalität des Mannes verräth; — es iſt ein glatter rhetoriſcher Fluß, dem man leicht auf den Grund ſieht und der nur einzelne Züge von dem Bild

des Menſchen zurückwirft. Hier und da wird die ſchulmäßige Manier von einem durchblitzenden wahren Gefühl unterbrochen, und man ſieht, wie ſchon den jungen Geiſt das ernſte Thema ſeines ganzen Mannes- und Greiſenalters, die Betrachtung des Todes mit beſonderer Macht bewegt. Und dieſer Grundton der Rede iſt es, die uns, wenn wir die Schulform abſtreifen, vor allem hier von Werth iſt.

Man ſieht, es ſind Gedanken, an einem langen Krankenlager entſtanden, deſſen ſchwerer Ausgang gewiß war; die Reflexion des Schmerzes iſt darin erkennbar und das Streben, ſich in der Anſchauung des Leidens und Sterbens, vor dem er in dieſem Fall als vor einem Räthſel und naturwidrigen Akte ſteht, mit der Vorſtellung der göttlichen Liebe zu verſöhnen. So betrachtet er den Tod von zwei Seiten; einmal als natürlichen und von Gott beſtimmten Schluß des körperlichen Lebens. Gott will dann „daß der Menſch auf dieſe Art wieder aufhört in dieſer Beziehung glücklich zu ſein. Und dies iſt ein ſolcher Tod, als man von einem gütigen, liebreichen Vater erwarten kann.“ Dagegen das Sterben vor dieſer natürlichen Vollendung erkennt er nicht als einen Ausfluß des göttlichen Willens. „Sollte es ſich von dem weiſeſten Weſen denken laſſen, daß es auch die Urſachen des Todes beſtimme, die der Natur widerſprechen? — — — Und wenn wir eine jede derſelben beſonders betrachten, und mit Aufmerkſamkeit ihren Urſprung forſchen, ſo finden wir, daß ſie ſich entweder unmittelbar, oder wenigſtens

in ihren Urſachen in dem Willen der Menſchen gründe. In beiden Fällen kann Gott den Tod unmöglich beſtimmen. Wer iſt verwegen genug von Gott zu glauben, daß er dem Mörder den Dolch in die Hand gebe, hier ſeinen Bruder, hier ſeinen Vater, hier ſeinen Freund, und hier ſich ſelbſt zu ermorden; daß er den Wütherich, den Tyrannen auf den Thron ſetze, damit er im Stande ſei, bald den Jüngling, und bald den Greis ſeiner Blutgierde ungerochen aufzuopfern, und ganze Felder mit Leichen zu bedecken? Und ebenſowenig gibt die Vernunft uns das Recht, in dem zweiten Falle Gott als die Urſache des Todes anzuſehen. Hängt gleich die nächſte Urſache nicht von dem Willen der Menſchen ab, ſo ſind doch die entfernten darin gegründet, die dieſe unwiderruflich beſtimmen." —

Auch den Einwurf, die „Vollkommenheit des Ganzen" könne das vorzeitige Opfer des einzelnen fordern, weiſt er zurück. „Warum muß dann der Menſch unter ſo ängſtlichen Verzuckungen ſterben? warum wird ſein Körper nicht ſo gebaut, daß er zu der beſtimmten Zeit aufhört zu leben?" — Das dunkle Räthſel, das ſich ſeinem Geiſte erhebt, ſucht er nicht zu löſen; er bleibt bei der Apologie der göttlichen Liebe ſtehen. Das Maß der Erkenntniß und der Aneignung der Wahrheit erſcheint in der Rede nicht groß; eher macht das, was er von dem Weſen Gottes ausſpricht, den Eindruck überkommener Gedanken, welche die ſchmerzliche Erfahrung wach ruft. Aber tiefer gewiß als ſeine Worte ſind — die einzigen vielleicht, die

Claudius in Redeform jemals öffentlich geſprochen hat — drang das Ereigniß in ſein inneres Leben. Denn es iſt ſchon ein andres, als Glied einer Familie mit dieſer einen Todesfall zu erleben, als alleinſtehend in unmittelbarſter Nähe ihn in allen ſeinen Leidensſtationen mit durch zu machen.

Wann Claudius Jena verlaſſen, wiſſen wir nicht ganz genau. Wahrſcheinlich iſt es, daß ſein dichtriſcher Erſtlingsverſuch, der unter dem Titel „Tändeleien und Erzählungen“ 1763 zu Jena erſchien und den poetiſchen Ertrag ſeiner Studentenjahre enthält, den Schlußſtein ſeines dortigen Lebens bildet.

Man muß geſtehen, Claudius hat einen ſehr ſchwachen und dürftigen Anfang als Dichter genommen. Es iſt aber auch für den, der den Wandsbecker Boten kennt, wie eine fremde Welt, wenn er dieſe Blätter zur Hand nimmt. Die Tändeleien ſind das poetiſche Nebenſtück zu der proſaiſchen Rede, von der wir oben ſprachen und wir ſtaunen bei ihnen noch mehr wie bei jener über die Grundverſchiedenheit dieſer Anfänge von dem Dichten, Denken, Geſtalten des hiſtoriſchen Claudius. Denn ſie ſtehen an Eigenthümlichkeit, Herz, Leben, Wahrheit noch weit unter jener Rede. Dort war es ein perſönliches, ans Innerſte greifendes Erlebniß, das ihn rührte und reden ließ, und die Wirklichkeit und Wahrheit dieſes Schmerzes zerriß doch hier und da die Unnatur der conventionellen Denkweiſe, die Wolke der pedantiſchen Form; hier aber fehlt aller Inhalt und der Hohlheit und Ar-

muth des Innern entſpricht die monotone, geiſtloſe und geſchraubte Außenſeite. Es ſind poetiſche Schulexercitien, erwachſen aus dem allgemeinen Nachahmungstrieb, der einer empfänglichen, ſtrebenden und ſonderlich einer auf Hochſchulen lebenden Jugend, wo die Bruchtheile aller Bildungselemente, zumal der literariſchen, ſo leicht ſich zuſammenfinden, vor allen eigen iſt; — aber leider dazu noch Nachzeichnungen nach ſchlechten Vorlegeblättern; — nicht ein innerer Drang, zu geſtalten was tief innen lebt, waltet und entfeſſelt ſein will, ſondern ein äußeres Drängen, poetiſch mitzureden auch ohne das Recht der Mündigkeit! Das rächt ſich dann um ſo empfindlicher bei einer Natur, die ihrer ganzen Anlage nach ſo wahrhaftig, ſo reell und eins war im Fühlen und Denken wie Claudius, der zwölf Jahre ſpäter in einem Briefe an Herder* mit ſolchem Recht von ſich ſagen konnte: „ich mag auch von keiner Diſtinction zwiſchen Schriftſteller und Menſchen Proben ablegen, und meine Schriftſtellerei iſt Realität bei mir, oder ſollt' es wenigſtens ſein, ſonſt hohl's der Teufel." — Eine andersgeartete Natur von größerer formaler Begabung hätte ſich über den fehlenden Kern von Wahrheit und Erfahrung durch eine überdeckende Kunſt der Behandlung hinweggeholfen, aber die Kunſt war Claudius' Sache am wenigſten, und ſo verfielen die ſeelenloſen Verſuche ſofort in das Extrem der Plumpheit und Geſchmackloſigkeit.

* Vom 5. Dec. 1775 aus Herder's Nachlaß I. S. 401. Nr. 30.

Die Sammlung iſt dem „hochgebohrnen Grafen und Herrn Friedrich Ludwig Grafen von Moltke, Erbherrn auf Niendorf u. ſ. w.“ in einer poetiſchen Dedication gewidmet, von der ich eine Stelle ausheb:

„O Graf, Sieh' hier, was eine Muſe mich
An einem Bach im ſtillen Grunde lehrte.
Jüngſt war ſie ganz beſtürzt, und nannt' und rühmte Dich,
Und ſprach verſchämt zu mir, daß ichs nur eben hörte,
Ich ſollte Dir die kleinen Lieder weihn,
Und floh, im nahen dunkeln Hain
Die rothe Wange abzukühlen.
O, wenn die Lieder Dir gefielen,
Wie würde ſich die ſcheue Muſe freun!“ —

Sie zerfällt nach dem Titel in zwei Theile. Der erſtere, kleinere enthält neun Stücke, die mit einer Ausnahme in poetiſcher Proſa mit eingeſtreuten Verſen geſchrieben ſind. Einige Titel mögen einen ungefähren Begriff des Inhalts, eine Probe die deutlichere Anſchauung geben. Wir finden da z. B. „die Schäfer um den Brunnen“, „die Faunen“, „der wohlthätige Amor“, „Amor auf der Schlüſſelblume“ u. ſ. w. Wir wählen zur nähren Selbſtcharakteriſtik No. IV. S. 12. „die ſüßen Lippen der Mädchen.“ —

„Vor der Geburt des Amors wußte man nichts vom Küſſen, und der liebende Jüngling kannte die unausſprechliche Wolluſt nicht, die ich empfinde, wenn ich meine Lippen ſanft auf die Lippen meiner Chloe drücke:

„Die Mädchenlippen waren ſchön, doch waren ſie nicht ſüß,
Bis Venus Göttertrank auf ſie durch Amor träufeln ließ.“

Als Amor geboren wurde, hielten die Götter ein Feſt, und waren alle ſo vergnügt, als ſie noch nie geweſen waren. Selbſt aus dem Geſichte des Mavors hatten die goldenen Schüſſel den Krieg verſcheucht. Laßt uns, fing er gefällig an, den Menſchen heute eine Wohlthat erweiſen, und zwar dieſe, ſprach die ſchöne Königin von Cypern, die in den halb ausgeleerten Becher freundlich hineinſah, ſie ſollen unſern Nektar koſten. Venus fand Beifall, und gab den Liebesgöttern den Nektar, mit dem Befehl, ihn auf die Lippen der Mädchen zu träufeln.

„Ich ſchmeck' ihn, wenn ich Chloe küſſe,
Wie ſanft, wie angenehm, wie ſüß!
O Chloe, Chloe, gib mir Küſſe,
Der Göttertrank iſt gar zu ſüß." —

Man ſieht, es ſind Triller in einer fremden Mundart, in dem flauen, geſchnörkelten Zopfton, ſind abgeſtorbene Reſte franzöſirender Dichteleien, wo die Daphne's und Chloe's und andre antike Schönen, doch alle im Reifrock und mit Puder, ihre zimperliche Rolle ſpielen. Wie himmelweit dieſe Naturwidrigkeiten von der ſpäteren Naturtreue des Mannes!

Wie aber Claudius in den Tändeleien von Liebe ſingt, ohne geliebt zu haben, und dadurch kalt, ſteif und hölzern wird, ſo haben die „Erzählungen" eine moraliſche Färbung, ohne dem Leben entnommen zu ſein. Es ſind 11 Stücke, ganz in Verſen geſchrieben; wie z. B. „der edle Prinz", „der verzweifelnde Damon", „der fromme Heide", „das betrübte Mädchen", „der arme Mann"

und enthalten Züge von Menſchenliebe, edeln Geſinnungen, Tugendſchwärmerei und ähnliche Ergießungen. Der poetiſche Werth iſt Null; die ganze Auffaſſung und Darſtellung noch knabenhaft, faſt kindiſch. Mitunter iſt auch die Moral wirklich ungeſchlacht. So endet die dritte Erzählung „Cissides und Paches“ mit der Schlußmoral:

„Freund, weine nicht, wie ſüß iſt's in der Schlacht
Fürs Vaterland auf einem Wütrich ſterben,
Den man ſelbſt umgebracht.“ —

Vier Punkte ſind aber für den Biographen, der auch auf die kleinen und halbverhüllten Züge achten muß, nicht unwichtig; — einmal Spuren eines verblaßten Chriſtenthums, die wie eine verhallende Jugenderinnerung hier und da anklingen; ferner einzelne Züge jener herzlichen Menſchenliebe, die ſo gewinnend uns ſpäter im Asmus anſpricht. So in dem Gedicht „an meinen Vater“:

„Wie glücklich iſt, wer's redlich meinet!
Und mitleids- und erbarmungsvoll
Sein ſchön Gefühl dem Himmel weinet:
Es gehe allen Dingen wohl!“ —

Ein andrer eigenthümlicher Zug iſt die Verſpottung unpraktiſcher, dem Leben entfremdeter Gelahrtheit in dem ſchon oben beſprochenen „nützlichen Gelehrten“, endlich die ſofortige Änderung des Tons, wenn — wie in dem Gedicht „an meinen Vater“ — der Dichter in den engeren und ihm näheren Bereich ſeiner Herzenserfahrun-

gen, in ſeine Welt kommt. Läßt das Gedicht künſtleriſch auch noch ſo viel zu wünſchen übrig, ſo iſt doch der Bruſtton eigener Empfindung daraus hörbar, und Gelegenheitsgedichte in dieſem Sinn ſind immer der natürliche Boden für Claudius' Lieder geblieben. Dies beſtätigt auch ein gedrucktes Flugblatt aus noch früherer Zeit, das drei Feſtgedichte der Gebrüder Claudius zur Hochzeitsfeier ihrer Schweſter enthält, von denen das erſte unſerm Dichter angehört und von der dritten Strophe an ſo lautet:

„Und ſchleich unruhig und froh hinweg von der kleinen Verſammlung
Der Freunde, die Deiner Liebe ſich freun,
Und bilde, dein Bruder und Freund, in ſtiller Begeiſtrung verloren,
Dein ganzes künftiges Leben mir ab.
Und weine zum Himmel empor; ſo laß es Himmel, Sie leben!
Und bilde es immer noch ſchöner mir ab,
Dann fleht mein klopfendes Herz, dann fleht: ſo laß es, Sie leben!
Die bebende Thrän' im glühenden Geſicht.
Ich wags das Leben Dir itzt, was ich Dir gönne, zu ſchildern,
O ſteh' Du vertrauliche Muſe mir bei!
Sie flieht, die Treuloſe flieht? — hier, hier im fühlenden Herzen
Hier iſt's, komm', blicke Du ſelber hinab. —

Heil, Heil und Freuden — viel Heil — viel unaussprechliche Freuden —
Ein Leben — ach wie's ein unsterblicher lebt —
Voll Seligkeiten, voll Lust, voll süßer namloser Wonne —,
Und — hast du gütiger Himmel noch mehr? —"

Wie begreiflich machten die „Tändeleien und Erzählungen" kein Glück. Zudem glaubte man in ihnen eine mißlungene Nachbildung der vier Jahre früher herausgekommenen „Tändeleien" seines Landsmann's H. W. v. Gerstenberg zu sehen; und es ist wohl kein Zweifel, daß dieses Vorbild, das wiederum nicht Original, sondern von Gleim's Muse abhängig war, den ersten Anstoß zu dem mißglückten Versuch oder doch zu seiner Veröffentlichung gegeben. In dem erotisch-tändelnden Inhalt wie in der gemischten prosaisch-metrischen Form lehnt sich Claudius an Gerstenberg an, aber gegen die zierlich gedrechselten, salonmäßigen Verse des letzteren sind die von Claudius tölpelhaft; — er war eben zu gut zum „Tändeln". —

Claudius selbst hat die beste Kritik gegen diesen Jugendstreich geübt, indem er nur ein kleines Lied „an eine Quelle" (v. J. 1760), ohne Frage noch das beste von allen, mit wenigen unbedeutenden Veränderungen in seine gesammelten Schriften aufgenommen hat. Wer sich aber wundern sollte, wie der treffliche Bote von Wandsbeck früher in solcher Vermummung, in der er sich so übel ausnahm, hat einhergehen können, der möge sich der damals noch herrschenden Zeit- und Geschmacksrichtung,

der ſchwankenden, ſuchenden, unſelbſtändigen Natur einer unreifen Jugend überhaupt erinnern, und wenn er noch eines leibhaften Beweiſes dafür bedarf, daß gewöhnlich erſt in den Mannesjahren die Eigenart des Menſchen ſich herausarbeitet, ſo mag er ſich Göthe ſelbſt vorführen, der doch auch als Student die in franzöſiſchem Geiſt und Ton ſich bewegenden Mitſchuldigen hat dichten können, ehe er in Götz und Werther gleichſam zu ſich ſelbſt kam.

Univerſitäten zudem ſind die wahren Sammelſtätten der Zeitrichtungen, und dieſe treten dem unbereiteten und ungefeſtigten jungen Geiſte mit imponirender Macht gegenüber. Oft iſt es dann das „feindliche Leben“ des Geiſtes, in das hier der Jüngling hinaus muß, um ſich ſpäter in ſich und außer ſich zu orientiren oder von ſeinem guten Genius aus dem Irrgarten geführt zu werden. —

III.

Im Elternhaus, Leben in Copenhagen, drei Jahre in Reinfeld.

Nach der Univerſitätszeit brachte Claudius einige Zeit bei ſeinen Eltern in Reinfeld zu. Er mochte ſich bei ſeinem Hang zu möglichſter Lebensfreiheit nicht beſonders nach einem feſten Amt ſehnen. Es lag dieſe Abneigung gegen eine feſte Lebensſtellung theils in der Zeit und in großen Kreiſen der geiſtigen Träger der Zeit, tiefer aber in Claudius' individueller Natur, wo ſie mit der oben berührten Scheu vor der Hingabe an ein beſtimmtes Fachwiſſen zuſammenhängt. All dies „objective" iſt ihm, dem thatenſcheuen und im gewöhnlichen Sinn thatenloſen, nicht die nothwendige Unterlage der Exiſtenz, ſondern eine Störung, ein Eingriff in den ruhigen oder ſtürmiſchen Gang ſeines inneren Lebens. Und in ihm fehlten in ganz ungewöhnlichem Maße die alltäglichen Mithebel des praktiſchen Lebens, Ehrgeiz, Erwerbstrieb, Luſt an geſellſchaftlicher Stellung, die ſo fein und ungeſehen oft mitſprechen und mittreiben. Zugleich freilich iſt es der Mangel an

Sinn für Form und Formen und eine gewiſſe vis inertiae äußerer praktiſcher Thätigkeit gegenüber, die dieſe contemplative Natur ſo amtsſcheu machte. Zudem war es nach dem Gang ſeiner Studien, die kein feſtes praktiſches Ziel im Auge gehabt hatten, nicht eben leicht, ein Amt zu finden. Dieſe Zwiſchenzeit iſt neben den Wirkungen, die das Haus und die Elternliebe auf den aus der akademiſchen Fremde heimgekehrten Sohn üben mußten, vorzüglich wichtig durch ſein Zuſammentreffen mit Schönborn, jenem durch Talent, Character und merkwürdige Lebensſchickſale ſo bedeutenden Menſchen in der an originellen Erſcheinungen reichen Zeit. Er iſt weniger durch J. Riſi's treffliches Lebensbild,* das wol nur in literariſchen und lokalen Kreiſen bekannter geworden iſt, als durch die Mittheilungen über ihn in Friedrich Perthes' Leben** in die Verſammlung der Notabeln unſrer claſſiſchen Literaturperiode eingeführt worden. Hier mag nur das nothwendigſte ſeiner Lebensumſtände, ſoweit es Claudius berührt, aufgefriſcht werden.

* Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen. Von J. R. 1836. Intereſſant ſind aus einer weit ſpäteren Zeit die Bemerkungen des jungen B. G. Niebuhr über ihn, der mit ihm im Jahre 1798 in London vielfach zuſammentraf; ich führe nur eine Briefſtelle (Lebensnachrichten I, 183.) an: „Er iſt ſehr originell im Ausdruck, kraftvoll, bisweilen faſt bis zum Unfeinen, von ſehr tiefer Philoſophie, ausgebreiteter Kenntniß der Alten, beſonders ihrer Philoſophie und Mathematik; ein außerordentlich ſtarker Kopf; aber gewiß zu träg und auffahrend gegen Widerſpruch." — Vgl. S. 182.

** I, 138 flgg.

Zu Stolberg im Harz drei Jahre vor Claudius geboren, in früheſter Kindheit mit ſeinem Vater, der Prediger war, nach Holſtein verpflanzt, auf der Schule zu Kloſterberge und dann vermuthlich auf der Kieler Univerſität gebildet, hielt er ſich vom März 1764 bis 1766 auf dem Gute Treuthorſt, eine Stunde von Reinfeld, als Hauslehrer auf und pflegte von dort aus mit Claudius ſowie mit manchen verſchollenen Guten der Umgegend, Predigern und Schullehrern meiſt, traulichen Verkehr. Er ward gewiß ein Salz für Claudius' Stillleben. An Energie, Luſt und Fähigkeit zum Handeln, an Bildungsdrang und Wiſſenstrieb dieſem überlegen ſtand er mitten in dem Zug dieſer Sturm- und Drangzeit, nach fauſtiſcher Art alle Gebiete zu durchwandern, zu ergründen. Wiſſenſchaftlich beſchäftigten ihn damals vornehmlich ſprachliche Studien, deren ſolide Grundlage ſich von der Kloſterſchule herſchrieb, und neben Mathematik Philoſophie, der er ſich mit angeborenem ſpeculativen Tiefſinn hingab. Zeugniß hiefür legt ein von ihm in höheren Jahren geſchriebener „Abriß einer Geſchichte des Spinozismus" ab. Daneben aber drängte er ins thätige Leben, nach einer Betheiligung an Staatsgeſchäften, die ihm ſpäter auch werden ſollte. Das politiſche Intereſſe, das unter den damaligen Schöngeiſtern nicht eben häufig war, regte ſich ſchon frühzeitig in ihm. Auch in ſeinen wenigen Poeſieen verräth es ſich. Schönborn war keine dichtriſch productive Natur, — wie er denn auch auf andern, ſeinem Geiſt wahlverwandteren Gebieten nicht das Bedürfniß des

Zeugens und Gestaltens hatte, — das wenige von Oden, was wir von ihm haben, ist an Klopstock — nebst Shakspeare seinem Liebling — herangewachsen, aber vorzugsweise dem politisch-vaterländischen Ideenkreise seines Vorbildes entnommen. Eine dieser freiheitsdurstenden Oden „der Rhein“ vom Jahre 1776 ist an Claudius gerichtet und schließt:

„Ha! wo Du geboren warst gab's Retter der Freiheit!
Wo Dich empfängt das schäumende Meer, Retter der Freiheit!
Wann sehen wir einst, Vater Rhein, auch an jenen Ufern sie aufstehn
Und weg die Fürstenketten reißen,
Durch welche noch wandeln Deine heiligen Wasser?
O weg! Land Thuiskons, von Deinen Völkerschaften sie!“ —

Von welcher geistigen Bedeutung Schönborn gewesen, erkennt man mehr noch als aus seiner sehr kleinen literarischen Hinterlassenschaft mittelbar aus der warmen Anerkennung und Anhänglichkeit von Männern ersten Rangs, wie sie in Briefen sich kundthut; er verkehrte als gleicher mit den größten Geistern der Nation mit Klopstock, Goethe, den Stolbergs u. a. Später (1773), da ihn das Schicksal als dänischen Consulatsecretär nach Algier und dann auf ein Vierteljahrhundert (von 1777—1802) als Legationssecretär nach London verschlagen hatte, schied er freilich aus der Gemeinschaft und der Fortentwicklung

unſrer Literatur faſt aus. Wir werden ihn ſpäter ins Vaterland und in Claudius' Nähe zurückkehren ſehen. Uns geht hier zunächſt ſein früheres Verhältniß zu dieſem an. Ein fortgeſetzter Briefwechſel unterhielt während ihrer Trennung die Verbindung. Sie ſchloſſen ſich mit Jugendwärme aneinander; Vater Claudius nennt Schönborn in einem Brief den „Jonathan" ſeines Sohnes. Und doch wie verſchieden beide! Dieſe ſcharfkantige, wie Leſſing an einem Übermaß forſchender Spürkraft tragende Natur, deren geiſtiges Leben Kampf war und blieb ohne Frieden, ein edler Skeptiker, aber nicht aus Zerſtörungsluſt, ſondern aus dem heißen Drang des Suchens deſſen, was er ſelbſt finden wollte. Und dieſer Zug der Wahrheit und dieſes Herz voll Liebe war das Band in der folgenreichen Freundſchaft mit Claudius, dem glaubensbedürftigen und ſo viel leichter findenden. So ſchreibt Claudius ſpäter über ihn an Herder* die ſchönen Worte: „Schönborn, der ein Geſicht wie Eichenrinde und ein Herz wie Blumenduft hat, und anbei ein Gemüth wie Newton und Carteſius;" an denſelben im November deſſelben Jahres**: „Schönborn ſchießt ſeine Blicke wie Pfeile in die Essentias rerum, daß die accidentia wie Schlamm über die Pfeile zuſammenlaufen. Er liebt auch den Homer und verſteht viel Mathematik und Algebra." —

Am 17. März 1764 verließ Claudius dieſe Landeinſamkeit und ging mit dem Paquetbot über Lübeck nach

* 9. April 1772. Aus Herder's Nachlaß I. S. 370. Nr. 5.
** S. 372; Nr. 6.

Kopenhagen, wo ihm vermuthlich seiner Mutter Bruder, der Pastor Lorck auf Christianshafen, die Secretärstelle bei einem Grafen Holstein verschafft hatte.

Es war keine Entfremdung von dem deutschen Leben. Noch nicht ging damals, wie heute, ein politischer Riß durch Dänen- und Deutschthum, der immer mehr zu einer Trennung auch auf andern Gebieten sich zu erweitern droht; im Gegentheil standen mehrere der tonangebenden Kreise in Kopenhagen unter dem Einfluß deutscher Bildung und zwischen der dänischen Hauptstadt, Kiel, Lübeck und Hamburg herrschte ein reger geistiger Verkehr. Graf Hartwig v. Bernstorf, Minister unter Friedrich V. und dem unglücklichen Christian VII., war ein Hannoveraner; er wie sein noch berühmterer Neffe, der Graf Peter Andreas von Bernstorf, den später Struensee's Sturz aus Regiment brachte, begünstigten deutsche Sprache und Literatur; der ältere zog Klopstock, der ihm seine Odensammlung so lakonisch zuschrieb, nach Kopenhagen. Um diesen bildete sich bald ein deutscher Kreis, in den auch Claudius eintrat. Vielleicht vermittelte die Bekanntschaft mit Klopstock Gerstenberg, den Claudius nach unsrer obigen Vermuthung noch von Jena her kannte und jetzt als Rittmeister wieder traf. Aber er traf ihn in ganz veränderter Richtung des Dichtens. Die gezirkelte, fein ausgeputzte aber in Erfindung und Gehalt armselige Poesie der „Tändeleien" hatte er abgethan, es war, als hätte das Soldatenhandwerk, dem er auch ganz unmittelbar einige Kriegslieder im Gleim'schen Ton widmete,

ſeine Muſe einen männlicheren Schritt gelehrt. In der That aber war es Klopſtock, deſſen Umgang ihm eins und alles war, die Hingebung an Shakſpeare, das poetiſche Evangelium der neuen Richtung und der kaum in Deutſchland eingewanderte Oſſian Macpherſon's denen er dieſe Umwandlung zu danken hatte. So erſchien als erſtes Zeichen der neuen Fährte bald nach Claudius' Aufenthalt (1766) ſein „Gedicht eines Skalden", die poetiſche Verklärung des Falls der nordiſchen Götterwelt, im Munde eines aus ſeinem Todesſchlafe erwachten Skalden. Verſchwunden iſt darin der helleniſche Mythos, er hat den ſchwerfälligen Götternamen der Edda Platz gemacht; im Grunde bei Gerſtenberg eine neue Mode, ein andres Kleid! Denn die Eleganz und Melodie der Sprache, die höfiſche Verfeinerung der Gefühle, der moderne Lebensinhalt — all das iſt wie früher. Er nimmt inſofern, wenn er ſelbſt ſchafft, eine Mittelſtellung zwiſchen dem franzöſirten Griechenthum Wielands und Klopſtocks nordiſch-vaterländiſchen Idealen ein. Aber ſein Geſchmack, ſein Urtheil und Bewußtſein gehörte ganz dem Geiſt an, der von dieſem ſeinem Abgott ausging. Sein gleichzeitiger Aufſatz über Shakſpeare (1766) und ſeine „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur" ſchlugen einen muthigeren Ton an; er erklärt in ihnen den Kunſtregeln der Ariſtoteliſchen Poetik und dem franzöſiſchen Geſchmack den Krieg und hilft, als einer der Vorboten der nahenden Sturm- und Drangzeit, das Banner der genialen Regelloſigkeit, der freien Naturproduction aufpflanzen.

In dieſe Gährung trat Claudius ein. Und nicht äußerlich blos trat er ein, ſondern bald gehörte er mit Leib und Seele, mit dem „omnia sua secum" dieſen Strebungen an. Die ſpaniſchen Stiefel, in denen ſeine „Tändeleien" einherſtolperten, lagen bald wie ausgetretene Kinderſchuhe hinter ihm und aus der Verkleidung tritt eine neue Geſtalt. Die eigentliche Inſpiration übte aber nicht Gerſtenberg, nicht andre untergeordnete Glieder dieſes Kreiſes, ſondern der Meſſiasſänger ſelbſt.

Geben uns auch die wenigen und lakoniſchen Briefe aus dieſer Zeit an Schönborn keinerlei Aufſchluß über den Grad und die Art der Anziehungskraft, die der große Dichter auf den ſuchenden und noch unentſchiedenen Claudius geübt, ſo ſprechen doch äußere und mehr noch innere Gründe dafür, daß derſelbe groß und ſtark geweſen ſein müſſe; ja, ich bin geneigt, zu glauben, daß Klopſtock, ähnlich wie Herder für Goethe in Straßburg, ihm ein Wegweiſer zunächſt im Lande der Poeſie geworden. Überhaupt ſehe ich, wie geſagt, dieſe Zeit für einen Wendepunkt in Claudius' innerem Leben an, nicht im tiefſten Sinn des Worts, im Sinn einer religiöſen Erneuerung, wohl aber darin, daß ihm durch Klopſtock's Lehre und Beiſpiel andre Gegenſtände dichteriſcher Belebung Natur, Vaterland und der Zug zu Gott als der Trieb und die Seele alles höheren Erdenlebens aufgeſchloſſen wurden. Und auch darin liegt eine Vorbereitung auf jenes tiefſte Friedensleben, das nicht dichtend, ſondern ſeiend und lebend ſich in das göttliche Sein

vertieft, um von ihm aus Natur und Welt und Vaterland um so wahrer und inniger zu umfassen. Der harmlos-fröhliche, dem geselligen Verkehr leicht geöffnete Sinn unseres Claudius war bald für Klopstock's Naturliebe gewonnen, in seine Naturliebhabereien eingeführt. Die großartige Umgebung Kopenhagens, seine Laubwälder und das Meer, überboten die Bilder der Heimath; die Eisbahn, die Klopstock durch Lied, Wort, Beispiel und allerlei Anregung damals so populär unter der rüstigen Jugend machte, womit er Goethe später lockte, zog auch Claudius an. Noch nach seiner Abreise aus Kopenhagen bildet das Schlittschuhlaufen ein Hauptthema in seinem Briefwechsel mit Schönborn; er erkundigte sich z. B. nach „dem Großmeister und seinen Gesellen" in der edeln Kunst.

Wie hoch ihm Klopstock der Dichter gestanden und wieviel er ihm geworden, zeigt am besten seine schöne Anzeige der ersten Odenausgabe*. Es heißt da u. A.: „Wenn man 'n Stück zum erstenmal liest, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts sehen, wenn man aber d'rin weilt, fangen die Schildereyen nach und nach an, sichtbar zu werden und afficiren einen recht, und dann macht man die Kammer zu und beschließt sich darinn, und geht auf und ab und erquickt sich an den Schildereien und den Rosenwolken und schönen Regenbogen und leichten Grazien mit sanfter Rührung im

* Werke I. 54.

Geſicht u. ſ. w. Hie und da bin ich auch auf Stellen geſtoßen, bei denen's mir ganz ſchwindlicht worden iſt, und 's iſt mir geweſen, als wenn 'n Adler nach 'n Himmel fliegen will, und nun ſo hoch aufſteigt, daß man nur noch Bewegung ſieht, nicht aber, ob der Adler ſie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luft ſey. Da pfleg' ich denn 's Buch hinzulegen, und mit Onkel Toby 'n Pfiff zu thun." —

Neben Klopſtock's eigenen Dichtungen, von denen außer einer Reihe der ſchönſten Oden (allerdings noch nicht geſammelt) ſchon die 10 erſten und beſten Geſänge des Meſſias gedruckt vorlagen und die folgenden 5 vorbereitet wurden, ſcheint ſich Claudius damals beſonders mit dem Engliſchen und Shakespeare befaßt zu haben, wie ich aus Briefſtellen entnehme. Wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen, wie mit Newton's Schriften, gingen damit Hand in Hand. Auch das deutſche und nordiſche Alterthum, wie die germaniſche Mythologie, alſo ein vaterländiſches Element, trat ihm dort durch die Anregung der Örtlichkeit, durch Klopſtock, den „Barditenmann"*, und Gerſtenberg nahe; ſeine ſpäteren Schriften verrathen nähere Bekanntſchaft damit. Auch zu Oſſian's Helldunkel wallfahrtete er wohl mit den anderen Stürmern und Drängern. Doch wenn auch in Claudius' Briefen mitunter die Zaubernamen Wodann, Brenna und Hermann

* Wie er ihn in einem ungedruckten Briefe an Gerſtenberg v. 24. März 1769 nennt.

erklingen, — hingegeben hat er ſich niemals dieſem unſrer Literatur ſo gefährlichen Bardenſchwindel.

Ob ihn damals die ernſten Fragen über die Grundlage alles wahren Menſchenlebens tiefer erfaßt und bewegt, ob er ihnen philoſophiſch oder im Glauben ſich zu nähern geſucht — wir wiſſen es nicht. Dem letzteren Weg ſtand Schönborn zu fern, als daß in den Briefen an dieſen, der einzigen authentiſchen Quelle jener Jahre, ſolcherlei Andeutungen vorkommen könnten. Aber auch hierin kann Klopſtock und ſeine Dichtung nicht ohne Einfluß auf Claudius geblieben ſein. War in jenem beim Beginn der Meſſiasdichtung auch nicht alles durchaus Geſtalt und Leben, vieles blos aus der Phantaſie geboren und dem Bereich der „chriſtlichen Kunſt“ entſtammt, ſo war der mitwirkende Factor doch auch eine fromme, dem göttlichen zugewandte Geſinnung, die auf unverſchloſſene Geiſter nicht ohne Wirkung bleiben kann; und ſeit dem Tode ſeiner erſten Gattin Meta (1758) wurde auch hierin mehr und mehr Wahrheit, was früher mehr Dichtung geweſen.

Andre Mitglieder des Klopſtock'ſchen Kreiſes, da es nur Namen bleiben würden, übergehe ich. Claudius nahm aus ihm einen Anſtoß ins weitere Leben mit. Denn ſeines Bleibens in Kopenhagen war nicht lange; ſchon im Auguſt 1765 finden wir ihn wieder in ſeinem „Vaterflecken“ Reinfeld, wo er über drei Jahre verweilt. Nur kurze Zeit noch war Schönborn ſein naher Nachbar; im Jahre 1766 ging derſelbe als „Informator“ nach Kopenhagen, wohin ihn Claudius ſchon zwei Jahre frü-

her eingeladen hatte, und trat dort bald der Bernſtorf'ſchen Familie näher und damit in die Bahn ein, in welcher ſein äußeres Leben weiter verlief. Mit ihm wie mit andern Kopenhagener Freunden, auch mit Klopſtock, blieb Claudius in Briefwechſel, bis ihn ſeine Überſiedlung nach Hamburg aus der Einſiedelei wieder in ein bewegteres Leben verſetzte. So wenig Zeugniſſe uns aus dieſem verlängerten Reinfelder Aufenthalt vorliegen, ſo ſcheint es doch für Claudius eine fruchtbare Zeit geweſen zu ſein, vielleicht die Lebenskriſis, die ihn zum Manne bildete, in der er die in Kopenhagen erfahrenen mächtigen und ſtürmiſchen Eindrücke unter dem Schutz ſtiller Sammlung und Einkehr ausbaute zu der Grundlage ſeines ſpäteren Lebens und Wirkens; in der er die erſten feſten und kennbaren Züge des „Boten" gewann, mit einem Wort ſich ſelbſt fand. Denn alsbald nach dieſem Aufenthalt erhält Alles, was er in Briefen, Aufſätzen und Gedichten ſchreibt, eine Phyſiognomie und zwar die, an der wir den trefflichen Asmus von weitem ſchon kennen. Der Schutt vermoderter Zeitformen iſt weggeräumt und das wirkliche Bild, das Naturbild des Menſchen hergeſtellt. Aber es gibt ein ideales Urbild, das noch tiefer liegt und das nicht blos der Zeitgeiſt des Moments verwiſcht und entſtellt hat, ſondern Zeit und Welt ſelbſt. Deſſen Herſtellung iſt nicht Menſchenarbeit allein.

Übrigens ſpricht Manches dafür, daß Claudius in ſeiner Zurückgezogenheit auch die heilige Schrift fleißiger

geleſen, daß der Lebensodem des frommen Pfarr- und Vaterhauſes, die kirchliche Sitte einer altgläubigen Gemeinde ſtill und tief auf ihn gewirkt und der Zeitgeiſt, der in großen Städten lauter und lockender rauſcht, weniger vernehmbar an das entlegene Aſyl anſchlug. Geht doch überhaupt der Zug aus dem Aufenthalt in größeren Städten heraus nach der Landeinſamkeit und Verborgenheit durch Claudius' ganzes Leben. Es ward ihm nicht wohl in der Stadt, ſein Hang zu einfachen Lebenszuſtänden, zu geräuſchloſer Eingezogenheit trieb ihn ſtets wieder weg. In Kopenhagen hält er es nicht lange aus, nicht in Hamburg, nicht in Darmſtadt.

Doch ſollte ihm zunächſt ein weites und lautes öffentliches Leben wieder nahe rücken.

IV.

Hamburg; — Weltleben und Literatur.

Claudius ging als Mitarbeiter an den ſ. g. Adreßcomptoirnachrichten im Spätherbſt 1768 nach Hamburg.

Seine Überſiedlung fiel in eine ſehr angeregte und bedeutende Epoche dieſer damals zugleich handels- und geiſtesmächtigen Stadt. Ja man kann in Wahrheit Hamburg um das Jahr 1770, wie die größte, reichſte und äußerlich belebteſte, ſo literariſch die erſte, die Hauptſtadt Norddeutſchlands d. h. aber damals Deutſchlands überhaupt nennen. Während mit dem Ausgang des dreißigjährigen Kriegs der Glanz des alten Hanſabundes vollends erblich, zog Hamburg die letzten Strahlen dieſes Glanzes an ſich und hob ſich allein und ſelbſtändig trotz ja durch den deutſchen Krieg um ſo kräftiger empor. Aber nicht blos eine Schöpfung des Handels war das neue Hamburg. Wie im Mittelalter ſeine Fluß-, Meeres- und Handelslage zugleich mit ſeiner kirchlichen Bedeutung als Erzdiöceſe — hatte doch ſchon Karl d. Gr. ſie zur Miſſionsanſtalt für den noch unerforſchten Norden

bestimmt — die beiden Factoren gewesen, von welchen die Größe der Stadt ausging, so später im zweiten Stadium ihrer Blüthe die Reformation und der neue Welthandel, ebenfalls ein geistliches und ein weltliches. Aber zwischen diese beiden Gegensätze stellte sich in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts mehr und mehr ein drittes Element, eine reichere Weltbildung, wissenschaftliche und literarische Cultur — nicht verwachsen freilich mit dem Volks- und Bürgerleben, sondern noch in aristokratischer Sonderung. Die Handelsverbindung mit den protestantischen Ländern England und Holland, den Hauptsitzen der freieren Geistesbewegung im damaligen Europa, ward zu einer inneren und geistigen. Große Namen von Lehrern und Gelehrten, berühmte Bildungsanstalten schmückten die Stadt; Zeitblätter entstanden; Kunstsinn und Privatsammlungen kamen auf. Aber auch die Poesie erhielt in Hamburg schon mitten im dreißigjährigen Krieg eine Freistatt. Paul Flemming's junges und reiches Dichterleben fand dort sein frühes Ziel; ungefähr ein Jahrhundert später stand Hagedorn's leichtere Muse in der Mitte ihres Ruhms.

Die meisten der genannten Vorzüge fanden sich nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gesteigert in Hamburg zusammen; als ein neuer und nicht unwichtiger trat der Aufschwung des Theaters hinzu, für welches von hier aus ein neues Leben und die eigentlich künstlerische Begründung ausging. Man weiß, welche Hoffnungen man an diese Kunstinstitute damals knüpfte, welche Glorie auf

ihnen lag; — wie sich edele Geister in dem Traume wiegten, von den Brettern aus könne eine ächte und wirksame Volkspädagogik geübt werden. Es waren die Dämmerzeiten der dramatischen Literatur, die sich und ihre Gestalten dort von Meisterhand verkörpert sehen konnte, während gleichzeitig gerade in Hamburg die großen Schatten der Shakspeare'schen Stücke über die Bühne gingen. Von andern Theaterunternehmungen, die vorhergingen, zu schweigen, so war man gerade kurz vor Claudius' Ankunft mit dem Plan der Begründung einer Nationalbühne hervorgetreten, unter Mitwirkung von Kräften wie Konrad Eckhof's und der Charlotte Ackermann. Und zu dieser Unternehmung trat, wie bekannt, Lessing in ein näheres Verhältniß. Seine ernsten Bemühungen um die Bühne, die so bald scheiterten, seine Dramaturgie, die von der Stadt den Namen trägt und gegen den Schluß in jene herbe Anklage des deutschen Nationalbewußtseins ausbricht, geht uns hier nicht näher an. Aber mit Lessings Eintritt in Hamburgs geistiges und gesellschaftliches Leben war ein persönlicher Mittelpunkt für die Lebensfragen der Literatur gewonnen; um ihn, der damals auf der Höhe seines Lebens stand, sammelte sich was rüstig den Weg des Neuen ging.

Auch Claudius wurde, ohne Zweifel durch den Buchhändler Bode, der mit beiden in geschäftlicher Verbindung stand, mit Lessing bekannt und lebte ganz in diesem Kreis. Ehe wir ein Wort über ihr persönliches Verhältniß sagen, sehen wir uns in der Peripherie dieses Kreises um!

Es gingen durch das geiſtige Leben Hamburgs zwei ſcharfe Gegenſätze, die bald in helllodernden Kampf geriethen. Auf der einen Seite ſtand die individuelle Freiheit, die Weltbildung, die neue Literatur mit ihrem entfeſſelten Naturſtreben, ihr Hauptorgan das Theater; — auf der andern die kirchliche Gebundenheit, der ſtrenge Gehorſam, die lutheriſche Orthodoxie, der blinde Haß gegen die auflebende Poeſie, die Verdammung des Theaters, die monotone Abgeſchloſſenheit gegen alle Weltbildung. Das Haupt der letzteren Partei war der bekannte, durch Leſſing's ſpäteren Streit ſo berühmt gewordene Senior Johann Melchior Goeze, Hauptpaſtor an der St. Katharinenkirche. Vermittler zwiſchen den beiden Gegenſätzen fehlten oder waren ohne Einfluß; doch thäte man Unrecht, blos und allein vom Standpunkt der Leſſing'ſchen Streitſchriften über Goeze und ſein Verfahren zu richten. —

Claudius indeß ſtellte ſich in allen Hauptfragen damals auf die Gegenſeite dieſes Mannes und dort haben wir ſeine Freunde zu ſuchen. Es iſt von hoher Wichtigkeit für ſein Leben, daß er auf den engen Raum des reichsſtädtiſchen Bodens Vertreter faſt aller Richtungen des kräftigen Aufſchwungs fand, den die vaterländiſche Cultur damals nahm. Der friſche freie Zug wehte hier beſonders ſcharf und die Wiſſenſchaft, die Dichtung, der Staat, das ſociale Leben, die Erziehung und Schule — alle ſpürten ſeine Wirkungen und auf allen dieſen Gebieten ſah Claudius Wortführer und Reformatoren in nächſter Nähe, unter ſeinem Freundeskreiſe.

Wir nennen zunächſt Joachim Chriſtoph Bode. Zugleich Inhaber einer Druckerei war er Beſitzer der Adreßcomptoirnachrichten. Sein Geſchäft, an dem eine kurze Zeit Leſſing theilnahm, ſtand im Dienſt der neuen Literatur, und er ſelbſt war durch geſchäftliche und Überſetzerverdienſte, durch Rechtlichkeit, Verſtand und geſellige Gaben ein wichtiges Glied dieſes Kreiſes. Zugleich war ſeine Lebensgeſchichte ſelbſt wie ein Stück Poeſie. Im Braunſchweig'ſchen geboren hütete er als Knabe die Schafe, kam dann zu einem Stadtmuſikus in Braunſchweig in die Lehre, wo er unter Entbehrungen und Demüthigungen aller Art bei Tage mehrere Inſtrumente ſpielen lernte, Nachts aber bei der Lampe in ſeiner luftigen Schlafſtätte unter den Dachziegeln ſich in Bücher, u. a. in die Wunder des Simpliciſſimus vertiefte. Als Hautboiſt in Celle und bereits Familienvater trieb er muſikaliſche Studien und erlernte neuere Sprachen; nach Verluſt von Frau und Kindern verſchafften ihm dieſe Fertigkeiten in Hamburg Brod durch Privatunterricht. Durch ſeltſame Verwicklungen fand er dort Herz und Hand einer reichen und ſchönen Dame, erwarb das reichsſtädtiſche Bürgerrecht und lebte in völliger Unabhängigkeit namentlich der Freimaurerei. Nach dem Tode auch dieſer Frau zum drittenmal verheirathet fing er gerade um die Zeit, von der wir reden, das obengenannte Geſchäft an, das einen Centralpunkt für die Hauptwerke der werdenden Literatur bilden ſollte. Wie er ſpäter nach Weimar überſiedelte, die Seele des Illuminatenordens wurde und mit

den franzöſiſchen Revolutionärs in Verbindung trat, gehört nicht hierher. Seine Vorliebe für die engliſchen Humoriſten, von denen er u. a. gerade um jene Zeit auf Leſſings Anregung Yoriks empfindſame Reiſen von Lorenz Sterne ſo meiſterhaft überſetzt hat; ſein Sinn für das Volksleben der unteren Stände, aus denen er hervorgegangen war; ſein eigner glücklicher und urſprünglicher Humor; ſeine muſikaliſche Gaben, dabei ein eingeborner Oppoſitionstrieb gegen die Zuſtände der ſtaatlichen, kirchlichen, ſocialen, literariſchen Wirklichkeit — alle ſolche Eigenſchaften, die ihn auch ohne eigene Dichterkraft den Vorboten der neuen Zeit anreihen, machten ihn Claudius werth und intereſſant.

Hamburg's größte Berühmtheit in der erſten Hälfte des Jahrhunderts Hermann Samuel Reimarus, 41 Jahre lang Lehrer der orientaliſchen Sprachen am dortigen Gymnaſium, der Verfaſſer der ſpäter von Leſſing in Wolfenbüttel herausgegebenen „Fragmente eines Ungenannten" war kurz vor Claudius' Niederlaſſung geſtorben, aber ſein Sohn, der ſ. g. jüngere Reimarus (Johann Albrecht Heinrich), der berühmte Arzt und edle Bürger, der thätige Theilnehmer gemeinnütziger Unternehmungen, den man wohl den deutſchen Franklin, deſſen Blitzableiter er auch in Deutſchland einführte, genannt hat, und deſſen Schweſter, die von den vornehmſten Geiſtern der Zeit vielgefeierte Eliſe Reimarus bildeten für den Kreis, von dem wir reden, das erſte geſellige Haus in Hamburg. Der hartnäckig rationaliſtiſche Sinn des Vaters, der allmählich

der Sinn der Zeit wurde, lebte in den Kindern fort, den Glauben an einen persönlichen Gott und die Unsterblichkeit bekannte die Familie, aber losgelöst von dem Schriftwort und seinem Glaubensinhalt, der für sie nicht die Bedeutung der göttlichen Offenbarung hatte. Mit ihnen verkehrte Claudius in dieser Zeit viel wie auch später in dem Hause des berühmten Kaufmanns Sieveking, des Schwiegersohns von J. A. H. Reimarus. Die Skepsis in dem Wesen dieser Männer trat oft zurück hinter ihren praktischen Lebensernst, und diese ethische Seite, die edle und umsichtige Menschenliebe, die ihre Blicke weit über das Weichbild der kleinen Republik hinauswarf, zog Claudius an; die geistige dagegen, ihre Abwendung von dem positiven Christenthum entfernte ihn mit der Zeit mehr und mehr.

Zu seinem Umgang und dem geschilderten Kreis gehörten dann auch drei Schulmänner, die, jeder in seiner Art, an der Belebung und Wiedergeburt des deutschen Bildungs- und Erziehungswesens arbeiteten. Der eine, Martin Ehlers, der spätere Kieler Professor, ward einige Zeit nach Claudius' Ankunft Lehrer in dem nahen Altona; eine innige, warme, liebevolle Natur, die mit weitem Herzen für das Wohl und Wehe der Menschheit fühlen und schwärmen wie mit eifrigem Wort und Werk das erreichbare Nahe fördern konnte. Eine Reihe pädagogischer Schriften sollte den Schulpedantismus, die Ausschließlichkeit des griechisch-römischen Buchstabendienstes, wie man ihn damals vielfach betrieb, beseitigen helfen, dem Realismus und der Anschauung Bahn brechen. —

Noch kräftiger werkthätig in dieſem Geiſt war Joh. Georg Büſch, deſſen Haus neben dem Reimarus'ſchen lange Zeit der Sammelplatz der guten und geiſtreichen Geſellſchaft geweſen iſt. Früher Profeſſor der Mathematik an dem akademiſchen Gymnaſium in Hamburg hatte er 1767 den erſten praktiſchen Verſuch zur Anlage eines Realinſtituts unter dem Namen einer Handlungsakademie gemacht — eine Bildungsanſtalt, die, getragen von der Neuheit der Idee, von dem Bedürfniß des Orts, dem Zutrauen des Auslands (namentlich der Engländer und Ruſſen) und dem ausgebreiteten ſchriftſtelleriſchen und bürgerlichen Ruhm ihres Stifters und Leiters, bald zu europäiſchem Ruf kam; in der ſpäter u. a. Alexander v. Humboldt und Barthold Georg Niebuhr eine Zeit lang Unterricht empfingen. Auch in dieſes Mannes Leben und Wirken ging der Grundtrieb auf den Anſchluß der Bildung an das Leben und ſeine Bedürfniſſe und Forderungen — wenn dieſer Trieb ſich auch alsbald zu einer für den unmittelbar praktiſchen Gebrauch beſtimmten Fachbildung verengte.

Den ſtärkſten Ausdruck fand aber dieſe Richtung, — freilich in der Einſeitigkeit des Gegenſatzes bald zur Caricatur der platteſten Aufklärung und proſaiſchen Nützlichkeitsanbetung verzerrt — in Joh. Bernhard Baſedow, der damals Profeſſor in Altona und gleichfalls mit Claudius wohl bekannt war. Seine frühere popular-philoſophiſche und theologiſche Thätigkeit geht uns nichts an; er war durch dieſelbe nicht blos mit ſeinem ſtets gewapp-

neten Gegner, dem Senior Goeze zerfallen, sondern ward in Altona sogar vom Abendmahl ausgeschlossen Aber gerade in diesen Jahren wandte er sich von der Theologie ab zur Pädagogik, in der er die von Rousseau empfangenen Inspirationen durch Schriften und bald durch die That in das deutsche Leben einzuführen suchte. Seiner eignen Zuversicht kam das begeisterte Zutrauen von Fürsten und Publikum entgegen. Gewiß nur das geistig höchst lebendige, witzige, auf- und anregende Wesen des Mannes und der — freilich mit mancherlei Eigennutz und Unreinigkeit verquickte — Schwung, den jene scheinbar so hohen Lebenszwecke ihm liehen, konnten Claudius vorübergehend anziehen, nie gewinnen. Nur stark in der Negation, die ihm den bestehenden kirchlichen und Schulzuständen gegenüber die scharfgeschliffene kritische Waffe in die Hand gab, ermangelte er beim Neuschaffen der tieferen Wahrheit der Erkenntniß und der entsagenden Liebe, die allein hier bauen und gründen kann.

Schließlich nennen wir noch als einen nähern Freund von Claudius den Pastor Alberti an der Sct. Katharinenkirche, den nächsten Amtsbruder, aber zugleich Widerpart des an derselben Kirche thätigen Senior Goeze. Auch diesen letzteren kannte Claudius, stand aber in den Streitigkeiten des Mannes mit Alberti, die bald nach Claudius' Ankunft in Hamburg ihren Anfang nahmen, auf des ersteren Seite. Alberti nahm in den damals so heftigen Kämpfen zwischen der lutherischen Altgläubigkeit und der schönen Literatur eine vermittelnde Stellung ein, fiel aber

zuletzt nach jahrelangem Kampf dem vorübergehenden Sieg der erſteren und ihrem Hauptkämpen in Hamburg zum Opfer. Wir kommen auf dieſe Kämpfe und Claudius' Betheiligung daran zurück. Alberti wählte ſeinen Umgang vornehmlich auf der nicht orthodoxen Seite; mit Leſſing, der indeß damals auch mit Göze häufig zuſammentraf, ſtand er im nächſten Verkehr. Er war der Prediger der Gebildeten in der Gemeinde, Göze der Mann des Volks. Claudius mußte in ihm die biedere und menſchenfreundliche Art lieben und ſich von ſeiner Innerlichkeit, die ihn von der Buchſtabenrichtung der damaligen Orthodoxie und der gottverlaſſenen Neologie gleich ſehr entfernte, angezogen fühlen.

Der Kreis von Claudius' Umgang war hiermit nicht geſchloſſen; nur die einflußreicheren und näherſtehenden habe ich genannt. Es ſcheint, daß er viel in Geſellſchaften, auf Landausflügen lebte; auch dem Theater widmete er einige Zeit und eine geſpannte Aufmerkſamkeit, wie mehrere literariſche Reliquien zeigen.

Mit Leſſing, auf den ich zurückkomme, knüpfte ſich trotz der Verſchiedenheit des Alters, des Weſens, der innerſten Richtung ein engeres Band, das auch über das Hamburger Zuſammenleben hinweg aushielt. Er war ohne Frage in dem geſchilderten Kreis der überlegene, der allgemein als Führer erkannte. Seine beiden größten Leiſtungen, Minna v. Barnhelm und Laokoon lagen vor; ſeine unantaſtbare kritiſche Größe ſtand feſt. Claudius ging mit begeiſterter Liebe auf ſeine Schöpfungen ein.

Damals erſchien das genannte Drama neben den Jugendſtücken auf der Hamburger Bühne; Claudius widmet dem Stück und ſeiner Darſtellung in den Adreßcomptoirnachrichten* einen originellen Briefwechſel, worin ein junger Menſch vom Lande an ſeinen Vater über das Geſehene berichtet und wo ſich die Stärke der Bühnenilluſion in dem Glauben des guten Jungen malt, es ſei alles ſelbſterlebte Wirklichkeit. Der Vater antwortet, wie folgt: „Du haſt für Deinen letzten Brief etwas bei mir zu Gute, mein Sohn. Deine Geſchichte von den Leuten im Wirthshauſe gefällt mir, und der warme Ton, darin Du von dem Major v. Tellheim, von dem Wachtmeiſter und dem jungen, ſchlanken Fräulein ſprichſt, gefällt mir auch. Ihr Betragen war edel und gut, ich kenne die Familien der von Barnhelm's und von Tellheim's, ſie handeln immer nicht anders.

Die Götter gaben dem Menſchen ein Herz, das aufwallen, und mit dem wärmeren Blute ſanfte Röthe in ſein Geſicht, Thränen in ſeine Augen, und mit ihnen Empfindung der Seligkeit und unwiderſtehlich ſüßes Wonnegefühl durch jede kleinſte Nerve ſtrömen konnte; ſie gaben ihm einen Verſtand, der dieſe Aufwallungen beherrſchen, und zu ſeiner wahren Wohlfahrt leiten ſollte. Der Menſch überließe ſich zu ſehr den ſchmeichelhaften Aufwallungen — und machte ſich unglücklich. Du haſt

* Vom 11. November 1769. 89 Stück, 18. Nov. 91 St. Auch abgedruckt in G. E. Leſſing's Leben von Danzel-Guhrauer II, 1, 310 folgg.

ein weiches, unverdorbenes Herz und wirst auch Leute sehen, die minder gut und edel handeln. Sei auf Deiner Hut, theurer Jüngling. Ich weiß Jemand, der gerne Dein Verstand sein und als Dein Schutzgeist über Dein Herz wachen würde, wenn Du Dich ihm vertrauen wolltest. Lebe wohl, Fritz und schreibe mir bald, daß Du Geld brauchst.

N. S. Solltest Du einmal das Fräulein von Barnhelm sprechen, so grüße sie freundlich von einem alten Manne, der nahe an seinem Grabe noch Freude und die Tugend lieb hat; noch eins, wenn Dir Lessing begegnet, kannst Du immer den Hut vor ihm abnehmen." — Eine alte Tante dagegen, die Claudius nicht ohne Seitenblick auf naheliegende Ansichten und Personen auftreten läßt, nimmt die Gegenpartei, die des Theaterhasses und läßt sich also vernehmen: „Hochgeehrter, Liebwerther Herr Vetter! Wenn mein Brief den Herren Vetter bei gutem Wohlsein antrifft, so soll es mir lieb und angenehm zu vernehmen sein, ich befinde mich wohl. Du bist im Hause mit dem Vorhange gewesen, Du Sündenwisch, und solch ein Unglück mußte ich noch auf meinen alten Tagen an meiner Schwester-Kind erleben! Aber es hat mich wohl geahndet: der Komet stand gerade über unser Dach, und ich habe eine Zeitlang her schwere Träume gehabt von Nachtraben, Aalen und blutigem Schafgekröse. Der Herr Vetter hat mich lange nicht mit einem Schreiben beehrt, und ich wünsche recht sehr, von seiner werthen Hand zu erfahren, wie es ihm auf seiner Reise geht. Aber der gott-

vergeſſene Steffen! habe ich ihm darum ſo viel Gutes gethan, und ihn in meinem Teſtamente bedacht, daß er Dich verführen ſollte? Noch heute will ich alles umſtoßen, das Gaſthaus zu meinem Univerſalitätserben einſetzen, und ihr könnt zappeln, ihr heimlichen Sündenböcke, ihr. Und du ſchämſt dich nicht, in Deinem Briefe von einem abgedankten Wachtmeiſter und einem Fräulein, die du geſehen, noch viel Rühmens zu machen! auf meinen Knieen danke ich Gott, daß er mir keine Kinder und keinen Mann gegeben hat, damit ich doch ſolche Sünde und Schande nicht an meines eigenen Leibes Erben erleben durfte. Pfui Dich, und komme mir nie wieder vor die Augen. Schließlich empfehle ich mich des Herrn Vetters Gewogenheit, und beharre nebſt vielem Eſtime und freundlichem Gruß an Herrn Steffen, meines lieben Herrn Vetters ergebenſte Dienerin und Tante cet.* —

Später zeigt er im Wandsbecker Boten* die Emilia Galotti an und verſteckt ſeinen innern Jubel hinter dem trocknen Lakonismus ſeines Lobes. Mit ſehr richtigem Takt erklärt er ſich nur gegen Emilia's Worte im vorletzten Auftritt: „Ich habe Blut, mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne, ſind Sinne. Ich ſtehe für nichts u. ſ. w. Doch ſchließt er dies Bedenken: „doch das kommt mir wohl nur ſo vor, und ich hab's bloß geſagt, damit ich mich ganz ledig ſagte. Wollt's auch für viel nicht mit Herrn Leſſing verderben. Er fackelt nicht; zwar, er gäb ſich auch mit'm ſchlichten

* Werke II, 112.

Bothen wohl nicht ab, er ist's so mit Geheimden Räthen gewohnt.*

Auch nach der Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente sagte sich Claudius keineswegs von Lessing los. Er kennzeichnet vielmehr die Absicht der Veröffentlichung treffend in der „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan:** „Er meint, wer Recht hat, wird wohl Recht behalten; der soll's aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht scheuen! und also läßt er die Zweifel mit Ober- und Untergewehr aufmarschiren: marschirt ihr dagegen! So'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klapperschlange, und fällt über den ersten den besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel 'n Felsstück mit scharfen Ecken an den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste. Und, sagte er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und schreie Niemand Victoria, wenn er 'n alten rostigen Musquedonner Einmahl mit loosem Kraut abgebrannt hat! Und besetze keiner ein größer Terrain, als er souteniren kann, und als der Fuß der Religion bedarf!" u. s. w. Wir haben noch Lessing's Antwort** auf diese Empfehlung beim Kaiser von Japan. „Mein lieber Claudius, schreibt er am 19. April 1778, danken

* Werke III, 56.

** Lessing's Schriften v. Lachmann XII, 504.

Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Asmus, von mir tauſendmal, daß er ſich meiner bei Seiner Majeſtät von Japan ſo günſtig erinnern wollen. Aber warum hat er mich ihm ſo ſchwer zu haben beſchrieben? Einen salvum conductum für meinen Bauch*, und ich komme ..... Denn genug, daß ein aſiatiſcher Monarch kein Europäiſcher iſt, und ich wenigſtens von den Jannabos an ſeinem Hofe nichts werde zu beſorgen haben. Die Goldbarren ſtechen mir verzweifelt in die Naſe, und wenn mir Albiboghoi** nicht auch an den Bauch will: ſo laß ich ihm ſein zweites Ohr gewiß u. ſ. w. u. ſ. w.“ Im Verlauf erklärt indeß Leſſing ausdrücklich, wie vortrefflich Herr Asmus ſeine theologiſchen Geſinnungen interpretirt habe.

Mit wachſender Erkenntniß und Feſtigung des eignen Standpunktes ſah Claudius freilich, wie die Kluft der innern Lebenswege weit und weiter wurde, aber die Liebe zu Leſſing's Perſon ließ die Kluft ſchmaler erſcheinen. Nach ſeinem Tode, bei Gelegenheit des Jakobi-Mendelsſohn'ſchen Streites, auf den wir zurückkommen, ſpricht es Claudius aus:*** „Und ich habe Leſſing auch gekannt. Ich will nicht ſagen, daß er mein Freund geweſen ſei; aber ich war der ſeine. Und ob ich gleich ſein credo nicht annehmen kann; ſo halte ich doch ſeinen Kopf hoch“.

* In Bezug auf die unangenehme Operation, von welcher der Hofmarſchall Sr. Majeſtät S. 61. ſprechen.

** Der Name des erwähnten Hofmarſchalls.

*** Werke V, 119.

Das dürfen wir bei Claudius' reellem Sinne glauben, es war nicht Leſſing's Ruhm und Name, der ihn anzog und ihm ſchmeichelte; es war ſein Werth, der ihn feſſelte. Anfangs ohne deutliche Einſicht in das Verwandte und Fremde fand in ihm Leſſings Widerwillen gegen die ſeelenloſe Orthodoxie ſeiner Zeit eher einen Widerhall als Widerſtand; des Mannes gerader Rechts- und Wahrheitsſinn, ſeine kritiſche Fehde gegen das Franzoſenthum und den Mißverſtand des Ariſtoteliſchen Kanon, ſeine poetiſchen Leiſtungen, ſein reicher und feſſelnder Umgang, ſeine dialektiſche Überlegenheit — all das zog ihn an. Was ihn aber als ein gänzlich fremdes abſtoßen konnte, die unerbittliche, faſt grauſame Logik Leſſings, das Ätzende in deſſen Natur, das verhüllte die Freundſchaft, die ihm Leſſing entgegentrug. Denn dieſer, wie ſchon obiges Schreiben zeigt, erkannte und anerkannte ganz wohl die Urſprünglichkeit und das Eigenthümliche in Claudius, das Ganze, das Sinnige und Poetiſche, die ungeſchminkte Frömmigkeit, das Herz voll fröhlicher Unſchuld und Liebe.

Das war zunächſt der Hamburger Kreis, in dem ſich Claudius bewegte — die Glieder und Leſſing, das Haupt, deſſen beſte Gedanken eine ſo lebhafte Bewegung in den Gliedern hervorriefen. Claudius hat viel in dieſem geiſt- und bildungsreichen Kreis gelernt, erfahren. War derſelbe doch ein getreues Abbild des Großen, was damals das deutſche Leben bewegte und durchbebte. Gewonnen hat er darin an Lebensinhalt, Sicherheit und Form; Nahrung für das was ſeines Lebens Kern und

Stern geworden, mehr mittelbar und durch das Reifen der Selbſterkenntniß, die an andern erſtarkte. Aber er ſtand, tiefer geſehen, doch mit einem Fuß nur darin, mit dem andern außer dieſem Leben — der Bote mit dem Stab, der dort nicht Hütten bauen will, den Blick vorwärts gerichtet, weiter ſtrebend!

Und doch dürfen wir nicht, in der Erinnerung an den ſtill und tief ruhenden Schatz ſeines Innern, den er im Vaterhaus geſammelt und gemehrt hat, glauben und ſagen, daß das Hamburger Leben einen Rückſchritt oder Stillſtand für das Werden und Wachſen von Claudius' wahrem Lebensbild bezeichne. Wie oft im Leben wankt das ſcheinbar feſte Haus des Geiſtes, in dem wir ſchon ſicher und gemächlich zu wohnen meinen; wie oft ſtürzt es über uns zuſammen, damit wir es feſter, weiſer wahrer wieder aufbauen; wie oft tritt die verſuchende Macht des Zeitgeiſtes an uns heran und zeigt und verheißt uns die Herrlichkeit der Welt, wenn wir niederfallen und ihn anbeten wollen! Solches Wanken und ſolche Verſuchungen hatte auch Claudius noch mancherlei zu beſtehen. Aber das Band, das ihn an das Leben der göttlichen Liebe feſſelte, riß nimmer wieder.

Auch darf man nicht vergeſſen, daß das Leben, das Claudius damals in Hamburg umgab, noch nicht die durch Parteikämpfe verbitterte Stimmung, die Eſſigſäure der ſpäteren Gegenſätze an ſich trug. Es war eine gährende Zeit, in deren Chaos vieles in ſich ſtreitende noch gemiſcht zuſammenlag.

Von den großen Lichtern an unſerm literariſchen Himmel gingen aber neben den Fixſternen, von denen wir ſprachen, auch einzelne Wandelſterne am Hamburger Horizont vorüber, in deren Bahnen Claudius trat. Vor Allen der damals 26jährige Herder. Das Verhältniß zu ihm ward für Claudius äußerlich wie innerlich beſonders folgenreich. Herder hatte im Jahr 1769 für immer ſeine Heimath an der Oſtſee, wo er zuletzt in Riga gelebt, verlaſſen, hatte einige Zeit in Frankreich zugebracht und dann eine Stelle als Inſtruktor und Reiſeprediger bei dem Sohne des Fürſtbiſchofs, Herzogs von Holſtein zu Eutin angenommen. Auf dem Wege dahin kam er im Anfang des Februar 1770 nach Hamburg. Dort verlebt er mehrere Wochen im lebendigen Verkehr mit dem Leſſing'ſchen Kreis. Herder hatte etwas Hinreißendes und Mächtiges und gerade alle Mittel, Claudius in den Zauberkreis ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Ideen zu bannen. Er fuhr mit vollen Segeln und mit der Siegesgewißheit, welche das Erfülltſein von einer neuen Lebenswahrheit verleiht, zumal da, wo eine ſchwungvolle und unendlich empfängliche Natur zu Grunde liegt. Wie ſeine Schriften, ſo war ſeine perſönliche Erſcheinung, ſeine Unterhaltung, von der wir ein halbes Abbild in ſeinen Briefen dieſer Periode haben, im Sturm und Flug; unmittelbar gewinnend und erobernd oder unmittelbar abſtoßend. Claudius ſpricht ſelbſt dieſen Zug zu Herder aus. In einem ungedruckten Briefe an Schön-

born heißt es*: „Herder iſt wieder hier geweſen, er iſt ein Mann für mich, bei aller ſeiner blühenden Lebhaftigkeit auch zu Grübeleien aufgelegt“; und einen Brief an Herder ſelbſt aus dem Spätjahr 1740** ſchließt der in der allgemeinen Schwärmerei der ſentimentalen Zeit nicht eben überſchwängliche Mann: „Ihre Liebe iſt mir wie Liebe der Frauen“. — Das Streben in die Weite wie in die Tiefe der Erkenntniß war beiden Geiſtern gemein; Herder's Univerſalität ſtieß bei Claudius auf einen verwandten, wenn auch nicht mit ſolcher Energie und ſolcher Luſt am Forſchen und Wiſſen an ſich ausgeſtatteten Sinn. Herder ſelbſt hebt ſeines Freundes Vielſeitigkeit in einem Brief an Gleim hervor. Ihre poetiſche Richtung ſtimmte vollends, wie wir unten ſehen werden; Klopſtock unter den Neuen war beider Abgott, ſie lebten beide in Shakſpeare. In dem Suchen und Finden eines feſten religiöſen Standpunktes waren beide noch werdend, aber auch Herder erſcheint damals nicht ohne einen myſtiſchen Grundzug, der Claudius' Eigenthümlichkeit und Stärke war. Freilich überwog in Herder's Natur die Richtung auf die Wiſſenſchaft, und ſpäter, wie uns im Verlauf des Verhältniſſes entgegentreten wird, wirkt die Ausbildung dieſer mehr geiſtigen als geiſtlichen Haltung des großen Mannes, deſſen Leben wie von wenigen das „nihil humani a me alienum puto“

* Vom 27. Juli 1770; als Herder, der in der zweiten Hälfte des Juli Eutin verlaſſen, mit dem Prinzen durch Hamburg reiſte.

** J. G. v. Herder's Lebensbild III, 226.

als Ueberſchrift tragen dürfte, auch kältend und zeitweiſe lähmend auf die Beziehung zu Claudius ein. Hat aber auch Herder mit der Zeit mehr und mehr Elemente der Zeitbildung, des allmächtigen Zeitgeiſtes in ſich aufgenommen, in demſelben Verhältniß, in welchem Claudius ſie aus ſeinem Bewußtſein ausſchied, ſo iſt doch nie eine Trennung entſtanden, ja bei aller Klarheit über die Verſchiedenheit ſind ſich die Herzen nahe geblieben. — Zunächſt aber noch ein Blick in jene Flitterzeit ihrer erſten Freundſchaft!

Claudius ſchließt ſich mit aller Wärme ſeines offenen und treuen Herzens dem neuen Freunde an. Er fühlt ſich in ſeiner vorwiegenden Innerlichkeit und Scheu dem imponirenden Geiſte gegenüber in zweiter Linie. Bei Herder iſt alles raſcher, entſchiedener, auch nach außen gewandter, ſchlagfertiger. Seine Stellung in der deutſchen Literatur war ſchon gegründet, faſt fertig; er ſchon ein berühmter Mann, Claudius noch ein dunkler Name. Denn Herder war mit ſeinem literariſchen Programm, in dem die Signatur ſeines ganzen literariſchen Lebens lag, bereits hervorgetreten; — die Fragmente über die neuere deutſche Literatur und die kritiſchen Wälder waren noch nicht lange erſchienen.

Unſerm Claudius wurde der Überlegenheit gegenüber die Wahl zwiſchen Liebe und Neid nicht ſchwer; doch iſt es keineswegs ein ſtetes Jaſagen dem berühmten Schriftſteller gegenüber. In der Beurtheilung, die er über einzelne Schriften von Herder ſpäter in den Wandsbecker

Boten rücken läßt, — wie über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit, an Prediger, 15 Provinzialblätter* — herrscht neben dem Ton freudiger Anerkennung doch durchaus der Freimuth wichtiger Meinungsabweichungen. Was Claudius gelegentlich, als von seiner Qualification für ein Amt die Rede war, in einem humoristischen Briefe an Herder** im buchstäblichen Sinn von sich rühmt: „er lasse sich nicht bestechen", das gilt auch im uneigentlichen. Wenige Geister jener Zeit mögen so unverblendet durch Größe, Namen, Geistesreichthum geblieben sein, so keusch und frei und eigen im Urtheil sich erhalten haben wie Claudius. Es ist das ewige Theil in ihm, das über die Zeit richtet und sich nicht scheu machen läßt.

Auf ihre Differenzen kommen wir zurück. Herder sah und liebte damals in Claudius außer der Gleichartigkeit des Wollens und Wirkens im geistigen Gebiet den Seelenadel, die hohe Reinheit und Unschuld des Mannes. Er nennt ihn in einem Brief an Gleim v. J. 1772 eine „englische Seele unter den Menschen" und später, 1776, heißt es an denselben: „Es ist ein herrlicher Junge wie jede Zeile seiner Schrift, von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen"; an Lavater schreibt er in demselben Jahr nach einem mehrtägigen Zusammensein

* vgl. Werke I, 30; I, 94; III, 8; III, 74. —

** Aus Herder's Nachlaß I. S. 395. Nr. 25. v. 2. Aug. 1775. —

mit Claudius in Bückeburg: „Freudentag hab' ich mit Claudius gehabt, dem reinſten Menſchen, den ich faſt gekannt habe. Noch nie hab' ich gewünſcht, mit einem Menſchen zuſammenzuleben, wie ichs mit Claudius wünſche.“ Noch nach Herder's Tod hat ſeine treffliche Gattin der Geſinnung des Verſtorbenen gegen Claudius Worte geliehen*. „Ein zärtliches Andenken an Matthias Claudius, deſſen Geiſt und ſcharfer Blick für Wahrheit, deſſen Einfalt und moraliſche Natur ihm heilig war, trug er in ſeinem Herzen. In verſchiedenen Schriften hat er ſeiner mit Achtung und Liebe gedacht. Ein Briefwechſel und freundliche Theilnahme an allem, was ihnen lieb und heilig war, die treuſte Freundſchaft verband, und verbindet noch beider Familien“.

Zugleich erkannte Herder Claudius' literariſche Verdienſte in ſeiner Art und Sphäre gern und wiederholt an; ja er erwies ihm die Ehre, ſein Abendlied als einziges zeitgenöſſiſches deutſches Lied in ſeine „Stimmen der Völker in Liedern“ (1778) aufzunehmen**, um, wie er hinzufügt, „einen Wink zu geben, welches Inhalts die beſten Volkslieder ſein und bleiben werden.“ Über ſeine kleinen Proſaarbeiten im Wandsbecker Boten ſchreibt Herder*** an Merck in Darmſtadt im September 1771: „das Beſte, was ich in meinem ganzen Hierſein (in Bückeburg)

* Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfried v. Herder, von Maria Carolina v. Herder geb. Flachsland I, 133.

** Briefe an und von Merck, herausgeg. v. K. Wagner. S. 35.

*** J. G. v. Herder's Werke. Zur ſchönen Literatur und Kunſt. (Octavausg. v. 1807), VIII, 509 —

von neuen Schriften der Gattung (d. h. der aus der schönen Literatur) hier gelesen, sind einige einzelne fliegende Blätter und fast nur Reihen von meinem Freunde Claudius, ohne Gelehrsamkeit und fast ohne Inhalt, aber für gewisse Silbersaiten des Herzens, die so selten so gerührt werden."

Bald nach Herder's flüchtigem Aufenthalt verließ Lessing Hamburg, um Ostern 1770. Ein halbes Jahr später siedelte Klopstock von Kopenhagen dahin über, wo er fortan, nur mit kurzer Unterbrechung, sein Lebelang blieb. Er begleitete seinen Freund und Gönner, den älteren Grafen Bernstorf, der nach seinem gewaltsamen Sturz durch Struensee Hamburg zu seinem Exil wählte. Mit Klopstock lebte Claudius in der alten Weise, nur stand er noch näher und selbständiger zu ihm.

So sehen wir Claudius mitten in der Bewegung der Literatur und zu ihren drei Hauptvertretern — denn Goethe's Stern war noch nicht aufgegangen — im nächsten persönlichen Verkehr. Aber blos als Trabant eines andern Sternbildes zu schimmern, das war seine Bestimmung nicht. Gerade neben und gegenüber den genannten glänzenden Lichtern entzündete sich sein eignes, bescheidenes, aber in so eigenthümlichem Glanz schimmerndes Licht.

Er zog sich aus all dem Reichthum und lauten Leben zurück, um sich selbst zu leben, dem Zug seines Innern ungestört nachzugehen und zugleich seinem äußern Leben eine festere Gestalt zu geben. —

V.

Der Wandsbecker Bote.

Von den „Adreßcomptoirnachrichten“ trat Claudius nämlich um Michaelis 1770 ab, und es hob zunächst eine Zeit drückender Noth für ihn an. Ein Brief an Schönborn aus dieser Zeit enthält einen Nothschrei um Geld; „ich bin itzt nichts und habe itzt nichts“, schreibt er; nur Schulden hatte er. Aus dieser unhaltbaren Lage riß ihn gegen Ende des Jahres der Antrag Bode's, an dem zu gründenden „Wandsbecker Boten“ mitzuarbeiten. Schon am 6. November 1770 schreibt er an Schönborn über den Plan der neuen Zeitung, und ersucht ihn, den Entwurf einer Vignette für das Blatt durch den Kupferstecher Preisler in Kopenhagen zu vermitteln. Er selbst schlägt eine solche vor; „ich wäre,“ schreibt er, „nun wohl für eine Hieroglyphe, z. Ex. für einen Frosch mit der Unterschrift „der Frosch coax schreit Tag und Nacht“.— Da haben wir die bald darauf auf dem Löschpapier der Zeitung erscheinenden Frösche, die nebst der Eule auch auf Asmus' sämmtliche Werke übergegangen sind und

womit ſich als mit einem Talisman auch gegenwärtiges Schriftchen geſchmückt hat.

Näheres über die Zeitung erfahren wir aus einem ungefähr gleichzeitigen Schreiben Claudius' an Herder*. „Bode legt zu Neujahr 1771 eine Zeitung in Wandsbeck an, und ich werde ſie ſchreiben helfen. Sie ſoll wie die meiſten Zeitungen einen politiſchen und einen gelehrten Artikel haben. Ich habe hin und her gedacht, wie man den letzten neu und etwas Eignes habend einrichten könnte, eine Art von Fortſetzung von Bacon's Zeitung, de augmentis scientiarum ſchickt ſich nicht, dünkt mich in dem einen Augenblick, für ein ſolches Blatt, und in dem andern ſchickte es ſich wohl, aber es will mir nicht einleuchten, wie man eigentlich das Ding angreifen ſoll — ein naiver launigter Ton in den Recenſions wäre freilich ganz gut, aber ein Menſch kann ja nicht alle Recenſions machen, und wer darf andrer Leute Arbeit ändern? und ſo ferner, kurz es ſchwebt mir manchmal ſo etwas vor Augen, aber ich kann es nicht recht gewahr werden". — Im heitern Bänkelſängerſtil gibt Claudius ſelbſt — denn kein Andrer iſt natürlich der Verfaſſer — unterm 1. Januar 1771 als Prolog das Programm der Zeitung:

„Ich bin ein Bothe und nichts mehr,
Was man mir gibt das bring ich her,
Gelehrte und polit'ſche Mähr;

* Lebensbild III., 1, 226.

Von Aly Bey und ſeinem Heer,
Vom Tartar Chan der wie ein Bär
Die Menſchen frißt am ſchwarzen Meer,
(Der iſt kein angenehmer Herr)
Von Perſien wo mit ſeinem Speer
Der Prinz Heraclius wüthet ſehr.
Vom rothen Gold, vom Sternenheer,
Von Unſchuld, Tugend, die noch mehr
Als Gold und Sterne ſind, —
(Virgil läßt auch offt Verſe leer)
Von dem verſchwiegnen Freymäurer
Vielleicht wohl auch, doch heimlicher,
Von Fried Tractaten, Krieg und Wehr,
Von Couriers die von ohngefähr
Gewiß nicht reiten hin und her,
Vom Heeringsfang, von Freud und Gram
Von Bender das der Ruſſe nahm,
Vom Lotto das aus Welſchland kam
Und nicht Quaternen mit ſich nahm,
Vom Podagra von Horn und Ham,
Vom Zuckerrohr in Surinam
Vom großen Mogul und Madam,
Von Zank, Erfindungen und Lehr,
Von klein Verdienſt und großer Ehr,
Von groß Verdienſt und kleiner Ehr
Und tauſend ſolche Sachen mehr
Die ſich begeben ohngefähr
Und alle anzuführen ſchwer:

Aus allen Enden fern und nah,
Aus Asia und Africa,
Europia und America,
Und andern Ländern hie und da
Doch nicht aus Cappadocia.
Die nackte Wahrheit lieb ich sehr,
Doch gibt man mir noch etwas mehr,
Wenn's nur noch eine Sage wär,
Und wenn's ein Spott zur Beßrung wär,
Und wenn's ein sanftes Liedgen wär,
Und wenn es sonst so etwas wär.
Je nun — da bring ichs auch mit her.
Dafür bezahlet mich mein Herr.
Als ich von Hause gieng sprach er:
Geh hin! und saget die und der,
Seht doch! wo kommt der Bothe her?
So wünsche höflich dem und der
Ein frölich Neujahr und noch mehr,
Und sprich, ich komm von Wandsbeck her.

Claudius sollte also Redacteur der „gelehrten Artikel", des Feuilletons werden, oder, wie es auch mitunter überschrieben wird, des „poetischen Winkels". Das Blatt erschien viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern in sehr bescheidener Ausstattung. Der politische Theil nimmt in der Regel drei Seiten ein, dann folgen die meist ziemlich ungelehrten „gelehrten Artikel", aus Poesien, kleinen Prosaaufsätzen und kurzen Kritiken bestehend. Die Beiträge erscheinen anonym, und es ist nicht überall

möglich und für unſern Zweck unweſentlich, Conjecturen über die Verfaſſer zu verſuchen. Auch Herder und Goethe haben Beiträge geliefert. Claudius' Sächelchen ſind meiſt ohne Namen, nur hier und da „der Bothe“ unterzeichnet; doch verräth ihn ſein Stil und Ton auch da in der Regel, wo die Beiträge nicht in die geſammelten Schriften übergegangen ſind. Denn es ließe ſich noch, wenn wir hier eine antiquariſche Unterſuchung beabſichtigten, eine nicht ganz unergiebige Nachleſe von nicht geſammelten Stücken ſeiner Hand halten. So iſt dies anſpruchsloſe Winkelblatt für Claudius der Ort geworden, wo er ſeine Eigenthümlichkeit im Schreiben, ſeine literariſche Phyſiognomie, deren Grundzüge ſich in den letzten Jahren feſtgeſtellt hatten, zu voller Beſtimmtheit und Kenntlichkeit ausprägte. Und gerade der Ort, wo dieſe kleinen Productionen ſtehen, ſowie der Anlaß, der ihnen ihren Urſprung gegeben, wirkten weſentlich ein auf ihre Form. Der Verfaſſer wurde durch beide zu einer volksthümlichen Aphoriſtik hingedrängt, die dem eiligen Zeitungsleſer den frugalen literariſchen Nachtiſch durch Kürze und Würze genießbar zu machen ſucht, ihm keine zu große Anſtrengung zumuthet und doch wirken will. Für Claudius' Syſtemſcheu und Unfähigkeit, auch der Form nach, ein größeres Ganzes zu ſchaffen, war eine ſolche Thätigkeit eine Zeitlang ganz willkommen, doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß das, was der Form nach nicht ganz und zuſammenhängend war, doch ſchon damals im weſentlichen der Ausdruck und Ausfluß einer

ganzen und gewappneten Lebensanſchauung geweſen. Und dieſe ſoll uns ſpäter beſchäftigen.

Mit der Annahme der Redaction war alſo Claudius' Überſiedelung nach dem ſtillen, ſchön gebauten Flecken Wandsbeck verbunden, der durch ihn, wie Matthiſſon* ſagt, „der berühmteſte Marktflecken von Deutſchland" geworden iſt. Nur eine Stunde von Hamburg gelegen war der Ort erſt vor kurzem durch Kauf an Dänemark gekommen. Seine Vorzüge hat unſer Poet ſelbſt in einer zuerſt beſonders gedruckten, dann in die geſammelten Schriften** aufgenommenen humoriſtiſchen Romanze v. J. 1773 heiter beſungen:

„Schön iſt die Welt, ſchön unſre Flur,
Und unſer Wald vor allen
Iſt ſchön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen".

Es wird nicht blos ſeine zweite, ſondern ſeine rechte und eigentliche Heimath. Sie gibt ihm, wie durch eine literariſche Taufe, ſeinen Titel und Beinamen, unter dem ihn alle Welt kennt und nennt; ſie gibt ihm Haus und Hof, Heimathsliebe im Beſitz, Heimweh in der Ferne; an den ſtillen Ort knüpft ſich die Erinnerung des beſten und ſchönſten, was er erlebt und geweſen; es iſt die Wiege aller ſeiner Kinder und ſein eignes Grab. Da ward dem Dichter wohl. Hamburg und die Freunde

* Erinnerungen I., 322.

** I., 37.

waren nicht fern; man pilgerte gern nach dem hübſchen Ort und dem waldartigen Schimmelmann'ſchen Park, der Hauptzierde Wandsbecks. So hatte er Wald und Feld, und in der Einſamkeit fehlte doch nicht „die Freundin Luna“ in Buſch und Baum und ihr „ſtilles Zauberwort“, das, wie die Romanze ſchließt, mehr „als hundert tauſend Reime“ ſagt. Und:

„Die Mode, welche Städter zwängt,
Iſt hier gehaßt, wie Schlangen,
Und hoch an unſern Eichen hängt
Bocksbeutel aufgehangen“.

Aber mehr als das Alles — an Wandsbeck knüpfte ſich auch die Gründung ſeines Lebensglücks, ſeine Liebe und Ehe. Wir kennen die frühern Herzensſchickſale des Dichters nicht; aus ſeinen „Tändeleien“ ſprach nicht Natur und Wahrheit, möglich, daß ihm die Fügung dies Gefühl bis ins Mannesalter vorbehielt, damit es ihn dann deſto ſtärker und tiefer ergreife, um ſo ganzer ausfülle, ihm Glück und Segen, Weihe und friſchen Lebensthau bringe.

Am 15. März 1772 verheirathete ſich Claudius mit ſeiner vielgeliebten und vielgenannten, allen Leſern des Wandsbecker Boten wohlbekannten Rebekka. Ihr Vater war Zimmermann und hielt zugleich eine kleine ehrbare Wirthſchaft, die von der Wittwe nach dem baldigen Tode des Mannes fortgeſetzt wurde. Auch die Art, wie das Verhältniß ſich entſponnen, hat uns die Familientradition — noch lebt zu Wandsbeck die neunzigjährige jün-

gere Schweſter der Rebekka — aufbewahrt. Der Bote ſah ſeine Zukünftige, als ſie in die Näheſchule der Frau Küſterin oft vor ſeinem Hauſe vorbeiging, und wurde beſonders aufmerkſam auf ſie durch die trefflichen Antworten, die ſie in der Kinderlehre Sonntags Nachmittags in der Kirche gab. Er trat in Umgang mit dem Vater, indem er ihn öfters auf die Jagd begleitete. Eines Tages — vermuthlich im September 1771* — kehrte er mit dieſem von einer Jagdparthie in ſein Haus zurück und legte der Mutter und den Mädchen Barmbecker Zwieback auf den Tiſch. Als er von ihnen gefragt ward, ob er etwas geſchoſſen habe, antwortete er „ja, ich habe heute einen guten Schuß gethan". Er hatte aber bei dem Vater um die Rebekka angehalten und das Jawort bekommen. Durch den Vater ging er an die Tochter.

Claudius weiß uns durch ſeine Gelegenheitsgedichte ſo ſehr ins Intereſſe an ſeinem Familienleben hineinzuziehen, daß der Name und das Lob ſeiner Frau gleichſam in die deutſche Literaturgeſchichte übergegangen iſt.

„Rebekka wählen iſt Geſchmack;
Nicht wahr, College Iſaak?" —

heißt es in dem „ſilbernen A.-B.-C." ** Mitten in der Abhandlung „über den Vorzug der Gelehrten mit einer langen Note aus'm Baco" *** vergißt er Gelehrte und

* Vgl. den Brief Nr. 1 „aus Herder's Nachlaß" v. 20. Sept. 1771 u. S. 364, Anm. 3. die Briefſtelle von Bode v. 17. Sept.

** Werke VII., 80.

*** Werke I. u. II., 114.

Baco und erzählt, wenn auch mehr Dichtung als Wahrheit, seine Liebesgeschichte und, von andern Kleinigkeiten abgesehen, hat er ihr und ihrem heitern, frommen Sinn zwei schöne Lieder „Frau Rebekka mit den Kindern an einem Maimorgen“ und „das Feierlied zur silbernen Hochzeit 1797“ gewidmet, das er in besonders gehobener Stimmung geschrieben und das neben der Innigkeit auch von einer Zartheit und Feierlichkeit beseelt ist, wie wir sie sonst an dem Boten kaum gewohnt sind. Unter Andern heißt es:

„Ich will nicht von Dir sagen, will nicht von Dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut' der Wahrheit Zeugniß bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand.“ —

In der That war es für Claudius eine glückliche Wahl. Auch Andre haben ihren Werth erkannt. Freilich braucht's keiner Zeugnisse und Autoritäten, wenn sie ihm gefiel und ihn beglückte. Aber immerhin freut es, auch in den Urtheilen eines Herder, Hamann, F. H. Jakobi, J. H. und Erneſtine Voß, Stolberg u. A. bis herab zu dem jüngſten Selbſtbiographen von Schubert ihr Lob wie aus einem Munde verkünden zu

hören. Sie war fromm, arm, einfach — er nennt ſie in den Briefen an Herder, auch als Frau noch, faſt nur „ſein Bauernmädchen“ — dabei ungewöhnlich ſchön, lebensmuthig, fröhlich, liebenswürdig. Ihre Bildung die eines Bürgermädchens einer kleinen Stadt im vorigen Jahrhundert, geiſtlich arm und reich an Liebe. An ihm blickte ſie hinan, bildete ſich noch in der Ehe an ihm und durch ihn und ging in ſeinem Werth und ſeiner Liebe auf; ſie pflegte ihn, nahm ihm, ſoweit es anging, die Sorge ab, half ihm in den ſpäteren langen und ſchweren Nothſtänden treulich tragen und harren, beten und hoffen.

Aber auch eine innere Zucht iſt ihm die Ehe, dieſe Ehe geworden; das Herausgehen aus dem Ich, die Sorge um ein Du, um ein zweites und drittes Weſen hat gerade ihm den Begriff der Pflicht, die ihm hier nicht als äußeres Geſetz, ſondern als Freiheit in der Liebe erſchien, aufgeſchloſſen; ſie hat ihm, der kein Amt hatte, wenigſtens zum Theil die Zucht des Amtes erſetzt; ſie iſt auf dieſe Art ſeinem inneren Leben, deſſen Geſtaltung und Reifen zu Gott, gar ſehr zu Hülfe gekommen.

So iſt es gerade die Ehe, das Haus, die Familie, wo Claudius wahrhaft gedeiht, wo man ihn beobachten und kennen lernen muß, um ihn gründlich liebzugewinnen. Da iſt er der deutſche Mann, der chriſtliche und deutſche Hausvater, und der norddeutſche ſonderlich, der unter ſeinem Dach die „ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft“ ſucht und findet. Wir werden ſpäter noch Gelegenheit haben, ſeine Schwelle zu betreten.

Seine Verlobungsgeschichte haben wir oben aus dem Munde einer, wenn auch damals noch kleinen Augenzeugin berichtet; seine Hochzeit, die originell genug war und ein wenig nach der Geniezeit schmeckt, erzählt er selbst in einem Brief an Herder*. Er hatte, ohne den eigentlichen Zweck merken zu lassen, eine Gesellschaft naher Bekannter, darunter Klopstock, Schönborn, Ehlers und Bode („der dicke Herr in Hamburg") geladen. Auch der „Pastor loci" erschien und Claudius fing gleichsam scherzweise von „copulirt werden" an zu sprechen und zog dann die königliche Concession heraus, bis sich der wahre Sinn der Sache allmählich enthüllte.

Gleich mit der Verheirathung begannen, wie begreiflich, die Nahrungssorgen, und aus diesen ist Claudius sein Lebelang kaum ganz herausgekommen. Zudem war die geringe Einnahme vom „Boten" schwankend und zweifelhaft. Schon gegen Ende des ersten Jahrganges schreibt Claudius an Herder**: „Mit dem „Wandsbecker Boten" will's nicht recht fort, und ich glaube, daß er's nicht lange mehr aushält". So mußte er sich nach andern Erwerbsquellen umsehen. Eine solche war der Einfall, die „bon mots aus Adreßblatt und Zeitung" zu sammeln und herauszugeben, — ein Plan, den er schon im Spätjahr 1771 an Herder mittheilt***, mit

* V. April 1772. „Aus Herder's Nachlaß" I., 369, N. 5.

** N. 4, S. 369.

*** A. a. O. S. 365 u. 369 u. a.

dem wenig lockenden Zuſatz, „wenn Sie allenfalls einen Herrn Buchhändler wüßten, der ſo dumm ſein wollte, mir etwas dafür zu geben“. Doch kein Buchhändler war — klug oder kühn genug zu dem Unternehmen, weshalb erſt drei Jahre ſpäter, in der Nr. 179 (9. Nov. 1774, datirt vom 8. d. M.) des „deutſchen, ſonſt Wandsbecker Boten“ die Subſcriptionsanzeige für die beiden erſten Theile des „Asmus omnia sua secum portans, oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten“, die nun Claudius in Selbſtverlag nahm, erſchien; im Frühjahr 1775 trat die Schrift wirklich ans Licht. Inhalt und Aufnahme gehen uns zunächſt nichts an.

Die Sorgen wurden durch ihren Erlös höchſtens vertagt, nicht beſeitigt. Zudem war, faſt gleichzeitig mit dem Buch, das erſte Kind, ein Töchterlein, Karoline, Friedrich Perthes' ſpätere Gattin, geboren, bei welcher Herder's Frau Pathe ſtand; ein zweites Mädchen, Chriſtiane Marie Auguſte, folgte im November des folgenden Jahres. Nach einem wirklichen und feſten Amt ſich ernſtlich umzuſehen, ſchien darum doppelt Pflicht. Herder beſonders ſollte dazu helfen. Dieſer war ſeit 1771 als pastor primarius und Conſiſtorialrath in Bückeburg angeſtellt. Schon früher *, noch vor ſeiner Heirath, wendet ſich Claudius vertrauend an ihn um Empfehlung und Fürſprache. Was guten Willen und freundſchaftlichen Eifer anging, ſo konnte er keinen beſſern Patron finden. Herder ſchaut nach allen Seiten aus;

* A. a. O. S. 363.

vergebens aber blieben lange Zeit seine Versuche in Darmstadt, wo seine Braut Karoline Flachsland und deren angesehene Verwandten lebten; in Kurland, Herder's früherem Aufenthaltsort, und bei Gleim, dem Mäcen und treuen Helfer hungernder Dichter. Dieser war i. J. 1772 bei Herder zu Besuch und wünschte, Claudius möge von Wandsbeck herüberkommen, um ihn kennen zu lernen. Claudius konnte nicht. Kurz darauf (Oktober 1772) schärft Herder noch einmal in einem charakteristischen Brief dem Halberstädter Freunde die Sorge um den verlassenen und darbenden Wandsbecker ein. „Claudius! Claudius! Er ist noch immer unversorgt; zween Plane, einer ihm, einer mir, sind abermals mißlungen. Ich klopfe für ihn an bei Ihnen! Mich dünkt, Sie hatten etwas für ihn und können und wollen für ihn auf's beste. Es ist die lauterste Familie unter der Sonne — er wirklich eine englische Seele unter den Menschen, und sie soll wie er sein. Es ist wie ein Schicksal gegen den guten Menschen. Er versteht außer den gelehrten Sprachen bis auf's Griechische, Französisch, Englisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Spanisch, und muß darben. Helfen Sie ihm! Eine staatlose Secretairbis zur unschuldigen Rechnungsführerstelle, und was zwischen liegt, ist für ihn. Nur nicht Gelehrsamkeit, Prachtbetrug und Plätze der Staatslüge. Ich lege ihn auf Ihr Herz; da ruht er sanft, das wird Sie an ihn erinnern und für ihn schlagen". — Wir werden unten hören, wie alle diese Freundschaftswünsche und Schritte endlich Erfolg und Erfüllung fanden.

Während er ſo ſelbſt und andre für ihn nach außen ihre Netze auswarfen, war ſein häusliches Leben wie eine deutſche Dichteridylle, Ebbe und Fluth der Stimmung, Sang und Verſtummen, Sorge und Humor, Leichtigkeit und Schwere der äußeren Noth gegenüber. Auch der Tod ſeines Vaters, von dem wir oben ſchon ſprachen, fällt in dieſe Jahre (4. Dez. 1773), das ſchon erwähnte Lied, das hier nicht äſthetiſch, ſondern nur ſeiner Grundſtimmung nach in Betracht kommt, ſpricht deutlicher als es nachträgliche Worte eines Dritten vermögen, die Größe des Verluſtes aus. An Herder* ſchreibt er nur: „Mein Vater iſt mir vor vierzehn Tagen geſtorben. Mag der Ihrige, wenn Sie noch einen haben, deſto länger leben!“ — Seinem Gemüths- und Geiſtesleben fehlte von Natur die gleichmäßige Temperatur; reizbar und wechſelnd konnte er erſt aus den tiefen Quellen innerſter Umbildung eine Ahnung dieſes Friedenszuſtandes erfahren. Einen Blick in ſolchen Stimmungswechſel mag uns eine Briefſtelle an Herder** geben: „Ich brumme und härme mich nicht, bin auch jetzo wieder ziemlich geſund und gehe flugs und freudig an mein Geſchäft, das ich aber freilich, wie der Herr Gevatter ſehr recht bemerken, nicht mehr mit ſoviel Eifer und Macht verrichte, als ehedem, weil es umſonſt zu ſein ſcheint, eine vena comica auch immer mehr verſiegt und verſauert, wie alle kleinen Bäche zu thun pflegen. Übrigens ſpringe ich doch

* A. a. O. S. 381. Nr. 14.

** A. a. O. S. 382. Nr. 15.

alle Tage noch ein paarmal über Stock und über Tiſch und Bänke, und wenn ich das große Loos gewinne, komme ich ſogleich und ſpringe auch über Tiſch und Bänke in Bückeburg und über die Bänke in der großen Allee zu Pyrmont". An Karoline Herder heißt es etwas ſpäter*: „Befinde mich ſeit einiger Zeit gar nicht wohl und will den jungen Frühlingsgeiſt aus den neuen Kräutern ſaugen, daß es mir wohl thue". — Und doch, welch' unerſchöpften Fond heitern und friſch-fröhlichen Lebensmuthes Claudius inmitten aller Unſicherheit des Ein- und Auskommens beſaß, zeigt am beſten ſein Zuſammenleben mit Johann Heinrich Voß, das in jenen Jahren beginnt.

Schon früher war Voß mit Claudius in literariſche Verbindung getreten und perſönlich bekannt geworden. Er lieferte mitunter poetiſche Beiträge für den „Boten" und lernte Claudius auf zwei Reiſen nach Hamburg, im Frühjahr und Sommer 1774, kennen. Beide waren Freunde von Klopſtock, beide arbeiteten an dem Göttinger Muſenalmanach mit, deſſen Redaction Voß nach dem Rücktritt ſeines nachherigen Schwagers Boje ſeit Anfang 1775 übernahm. Voß, ſonſt ganz mittellos, wollte den Almanach auf Subſcription herausgeben und von dem Ertrag leben. Er wählte Wandsbeck zum Aufenthalt wegen des Zuſammenlebens mit Claudius und der Nähe von Bodes Buchdruckerei, durch die er den Druck beſorgen ließ. Die Nachbarſchaft von Hamburg,

* A. a. O. S. 389. Nr. 21. v. 25. April 1775.

wo der Musenalmanach ganz besonderen Anklang fand — er hatte dort 700 Abonnenten — und die alten Göttinger Bundesfreunde in der Nähe bestimmten ihn nicht minder. Auch Hölty wollte an dem „Schäferleben“ theilnehmen, der rasche Fortschritt der Schwindsucht, an der er litt, hinderte die Ausführung des Plans, sein früher, längst geahnter Tod machte im Jahre darauf seinem hinsiechenden Leben ein Ende.

Das Leben, das die beiden Dichter in Wandsbeck führen und dessen Abbild uns Vossens Briefe erhalten haben, ist wie eine wirklich gewordene Vossische Idylle, wie ein leibhaftes Bruchstück seiner Louise. Freilich ist es nur die Außenseite, namentlich von Claudius' Thun und Treiben, die uns entgegentritt, nicht sein innerstes Dichten und Trachten. Denn dieses war in seinem letzten Refugium doch für eine Natur wie Vossens zu fremdartig und unverständlich, als daß es Claudius dem Freunde rückhaltlos aufgeschlossen hätte. Aber für eine Zeitlang reichte bei aller Verschiedenheit beider Männer doch das gleichartige zu einem friedlichen, behaglichen Zusammensein hin. Auch hatte Claudius noch nicht das Bedürfniß völliger Entschiedenheit in den höchsten Lebensfragen; er lebte noch in einer Dämmerzeit, wo die Sonne wohl da war, aber noch hinter den Wolken und nur durch einzelne durchbrechende Strahlen — in wie mancher Stelle seiner zwei ersten Theile! — sich kund gab. Und Voß war ja auch noch ein werdender, gährender Mensch — und die Jugend ist immer an Keimen reicher, als das

ſich ſetzende und verengende Alter an Früchten, — der aufnahm und für andersgeartete Naturen noch ein Verſtändniß hatte, das er ſpäter verlor. Ja er war frommen und auf das Überſinnliche gerichteten Stimmungen, wie ſeine Briefe zeigen, gerade in jener Zeit mehr zugänglich als ſpäter, worin ich auch Claudius' Einfluß erkenne. Je weniger innerlich reich eine Natur iſt, deſto ſchneller wird ſie fertig und abgeſchloſſen; der freie Strom der Entwicklung wird gehemmt und gedämmt, die Werdeluſt ſtockt, und kaum erinnert ſich ſpäter der petrefacte Geiſt, daß er einſt auch geſchwärmt und romantiſch war, daß er den Oſſian über den Homer geſtellt u. dgl. Das war aber ſpäter der Fall bei Voß, dem ſonſt ſo vielbelobten und vielverdienten. In der Wandsbecker Zeit jedoch bauten ſie den beiden gemeinſamen und neutralen Boden des Naturgenuſſes, der Vorliebe für Homer und Platon, der heitern Geſelligkeit, lyriſcher Liebhaberei, des Sinns für Unabhängigkeit und Ungenirtheit des Lebens nach Kräften an; die ächte Einfalt des Weſens und der Sitten beſaßen beide. Zugleich fand Voß an Claudius' junger Häuslichkeit Gefallen — „das iſt recht ein Muſter einer glücklichen Ehe!“ ruft er u. a. aus* — und der Bote mit ſeiner Frau war wiederum der theilnehmende Vertraute für Voſſens Liebe zu Erneſtine Boje, die er bald heimzuführen gedachte. Doch bilden jene aufbewahrten Züge und Genialitäten, wie geſagt, immer nur die Außenſeite, und man darf natürlich nicht

* Briefe I, 303.

denken, daß mit dieſem Liegen im Graſe, den Gaſtereien, der Nachtigallenſchwärmerei Claudius' Tagewerk zu Ende war.

Seltſam freilich erſcheint uns mitunter das Treiben. Es ſind eben Zeiten, deren Art und Unart weit weit hinter uns liegt. „Wir ſind den ganzen Tag", ſchreibt z. B. Voß an ſeinen theologiſchen und poetiſchen Freund Brückner* „bei Bruder Claudius und liegen gewöhnlich bei einer Gartenlaube auf einem Raſenſtück im Schatten, und hören den Kukuk und die Nachtigall. Seine Frau liegt mit ihrer kleinen Tochter im Arm neben uns, mit losgebundenen Haaren, und als Schäferin gekleidet. So trinken wir Kaffee oder Thee, rauchen eine Pfeife und ſchwatzen, oder dichten etwas geſellſchaftliches für den Boten." In demſelben Briefe heißt es: „Claudius und ſeine Frau ſind mein Troſt. Ich kann Dir die Leute nicht genug rühmen: ſie gehören mit in Deine Unſchuldswelt". Auch in dem gleichzeitigen an ſeine Braut in Flensburg** bekennt er den Reiz des Zuſammenlebens mit ihm. „Claudius iſt ein gar vortrefflicher Mann, nur Klopſtock und Ehlers kommen ihm gleich. Und ſeine Frau iſt, wie er ſie verdient. Wenn ich ſo des Abends bei Sonnenuntergang mit ihnen ſitze, und das Herz ſich öffnet; dann fühl' ich's, daß es noch Rechtſchaffenheit und Tugend gibt, und feuriger wird der Entſchluß, immer beſſer zu werden". —

* Briefe I, 192.

** A. a. O. I, 269. vgl. noch u. a. I, 283, 298, 301. III, 2, 113.

So trat Claudius, wenn auch in voller Selbſtändigkeit, mehr und mehr dem großen Dichterbund nahe, deſſen Leitſtern Klopſtock war, deſſen Vorort bald Hamburg wurde, deſſen Einfluß ſich auf einen großen Theil namentlich Norddeutſchlands erſtreckte. Mit Mitgliedern dieſes Bundes, zunächſt mit dem Hamburger Kreis, ward vielfacher Verkehr unterhalten; in den erſten Jahren ſeines Wandsbecker Lebens noch mit Alberti und Schönborn, ſtets mit Klopſtock u. a. Von andern Bundesgliedern zeigten ſich Miller, der nachherige Dichter des Siegwart, und die beiden Grafen Stolberg in Wandsbeck. Ein bleibendes Verhältniß bildete ſich nur zwiſchen Claudius und dem jüngeren Bruder Friedrich Leopold; wir werden darauf zurückkommen.

Aus dem Verkehr mit dem Hamburger Freundeskreiſe, deſſen Hauptglieder wir oben kennen lernten, erwuchs auch Claudius' Theilnahme an den heftigen Streitigkeiten des Senior Göze mit ſeinem nächſten Amtsbruder dem Paſtor Alberti. Schon zwei Jahre zuvor war der Friede zwiſchen beiden geſtört worden, indem Alberti mit einem andern Prediger die Pſalmworte (Pſ. 79, 6): „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen“ aus dem Kirchengebet am Bußtage wegließ, Göze dagegen heftig auf deren Beibehaltung beſtand. Dieſer ſetzte damals ſeinen Willen nicht durch, fand aber nunmehr eine neue Gelegenheit, gegen ſeinen Widerſacher den Kampf wieder aufzunehmen. Der letztere hatte durch ſeine dem

Jugendunterricht bestimmte Schrift „Anleitung zum Gespräch über die Religion“, in welcher er aus den Wahrheiten der natürlichen Religion den Übergang zu denen der Offenbarungswahrheit zu zeigen suchte, namentlich aber durch die Auslassung der Lehre vom Teufel darin, der unerbittlichen Orthodoxie Göze's solchen Anstoß gegeben, daß derselbe sogar auf der Kanzel dagegen auftrat und, wie Claudius brieflich an Herder* äußert, dadurch einen so übeln Ruch verbreitete, „daß auch die Nase des Hamburger Rathes und des Collegii der Sechziger ihn nicht ertragen mochte, und Herrn Bode, der Götzens Texte verlegt, alle Exemplare abfodern ließ, um sie in die Cloake der Vergessenheit werfen zu lassen“. Der Brief fährt dann fort: „Diese Schrift hat nun große Bewegung unter dem gemeinen Mann erregt, die alle Alberti einen Erzketzer heißen, und sich mit Eile gürten, die Sache Gottes zu führen. Ihr gehorsamer Diener hat sich bei der Gelegenheit einen kleinen Luftstreich erlaubt und unter andern auch seine Talente im Kupferstechen geübt u. s. w.“ — Dies Feuer blinden Eifers an seinem Theil löschen zu helfen, erließ nämlich Claudius anonym sein in Ernst und Scherz wohlgemeintes und wohlgelungenes Flugblatt**, betitelt „Eine Disputation zwischen den Herren W. und X. und einem Fremden über Hrn. Pastor Alberti „Anleitung zum Gespräch über die Religion“ und über Hrn. Pastor Göze „Text am

* „Aus Herders Nachlaß“ I, 367.

** 1 Bogen in 4°.

5. Sonntage nach Epiphanias", unter Vorſitz des Hrn. Lars Hochedeln. Dem hochlöblichen Collegio der Herren Sechziger zugeeignet. Mit einem ſaubern Kupfer. 1772, im Hornung", — das er ſpäter in die Sammlung der Werke* aufnahm. Um ſeinen Freund und deſſen Schrift gegen fanatiſche Mißverſtändniſſe zu ſichern, ſucht er zu zeigen, wie man bei böſem Willen ſogar in dem „Text" des Senior Göze Ketzereien, in ſeiner Anſicht vom Teufel manichäiſche Grundſätze wittern könne. Die Auslaſſung der Lehre vom Teufel in einer für die Jugend beſtimmten Schrift beweiſe mit nichten den Zweifel des Autors daran. Schließlich wird nicht blos der ergötzliche, halb plattdeutſch ſprechende und lateiniſche Citate ſich ſehr mundgerecht machende Präſident Lars, deſſen von Pſeudo-Raphael und Rembrandt gefertigtes Conterfey bekannter geworden iſt als mancher wirkliche Raphael und Rembrandt, zu dem Friedens- und Verſöhnungsſtandpunkt des „Fremden" herübergezogen, ſondern auch der Vertreter der Göze'ſchen Partey, Herr W., verſtummt Angeſichts der über Streit und Widerſtreit ſchwebenden Weisheit. Zwei Ausſprüche des „Fremden", in die ſich Claudius' eigne Überzeugung verkleidet, mögen hier als ſehr bezeichnend einen Platz finden. „Die Wahrheit, ſagt er, iſt eine Tochter des friedlichen Himmels, ſie flieht vorm Geräuſch der Leidenſchaften und vor Zank. Wer ſie aber von ganzem Herzen lieb hat, und ſich ſelbſt verläugnen kann, bei dem kehrt ſie ein, den übereilt ſie

* I u. II, 68.

des Nachts im Schlaf und macht ſein Gebein und ſein Angeſicht fröhlich". — Weiter unten derſelbe: „der Geiſt der Religion wohnt nicht in den Schaalen der Dogmatik, hat ſein Weſen nicht in den Kindern des Unglaubens, noch in den ungerathenen Söhnen und übertünchten Gräbern des Glaubens, läßt ſich wenig durch üppige glänzende Vernunftſprünge erzwingen, noch durch ſteife Orthodoxie und Mönchsweſen". —

Alberti ſtarb in der Aufregung dieſer Kämpfe bald darauf, am 30. März 1772, 45 Jahre alt, nachdem er Gözen durch ſeinen Beichtvater verſichern laſſen, daß er ihn nie gehaßt habe. Dieſer aber predigte noch am Begräbnißtage gegen ihn. Seine Todesanzeige mit kurzen Worten der Anerkennung findet ſich in Nr. 52 des „Wandsbecker Boten".*

Auch nach Außen erweiterte ſich für Claudius, ohne daß er, der ſtille und unſcheinbare, es ſuchte, der Kreis von befreundeten Geiſtern; berühmte Namen darunter traten ihm nahe. Vor allen Johann Georg Hamann in Königsberg, genannt der „Magus in Norden" und Joh. Caspar Lavater in Zürich.

* „Hamburg, den 30. März. Heute nachmittags ſtarb hier Julius Guſtav Alberti, Prediger zu Sct. Catharinen. Die Stadt hat in ihm einen ſehr guten Prediger und das Hamburgiſche Miniſterium einen denkenden Mann verlohren, der ihm durch ſeine Schriften Ehre machte und wegen den großen Talenten ſeines Verſtandes und Herzens ſehr beneidenswürdig war. Seine letzte Schrift iſt die vortreffliche und mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommene Anleitung zum Geſpräch über die Religion".

Beide Verhältniſſe ſind für Claudius' inneres Leben von mehr als gewöhnlicher und vorübergehender Bedeutung; beide haben in der ſpäteren Zeit, wo Ebbe eintrat in ſeinem perſönlichen Verkehr, Stich gehalten. Wer im perſönlichen Zuſammenleben der Menſchen neben und über dem Naturgeſetz des Anziehens und Abſtoßens ein geiſtiges Geſetz der Fügung und Trennung anerkennt, der weiß, wie wichtig es iſt, in welche Lebensentwicklung gerade das Bekanntwerden mit bedeutenden Menſchen fällt; wie Alles darauf ankommt, daß der Acker bereitet iſt, gerade dieſe Einwirkungen wirklich aufzunehmen. Das war aber Hamann gegenüber bei Claudius durchaus der Fall, wenn auch die Blüthe und die reifende Frucht des Verhältniſſes erſt in ſeine zweite Lebensperiode fällt, wo wir es näher zu betrachten haben. Mit Hamann's Schriften wurde Claudius ſchon früh durch Herder bekannt*, der ihn auch zuerſt ſeinem „Sokrates" warm empfahl**; leitete 1774 einen Briefwechſel mit

* „Aus Herder's Nachlaß" I., 372. 375. 383. 388. 390. (d. d. 6. Mai 1775). „Von Hamann habe ich dieſen Winter verſchiedene Briefe gehabt, die ich alle geleſen, aber verſteht ſich nicht verſtanden habe. Indeß verſteht man doch hie und da ein halbes Wort, und wo er hat geſagt, daß man alle Briefe verſtehen ſoll, die man lieſet. Ich danke Ihnen aber recht ſehr, daß Sie mich mit dem Zeichendeuter bekannt gemacht haben; ich mag gern mit ihm zu thun haben". —

** Hamann's Schriften V, 10. Aus einem Briefe Herder's v. 1. Aug. 1772. „— — Der edelſte Jüngling, castus, probus, ingenuus facie et animo, der für ſeinen Hamann ſchon einmal nach Curland hatte Schrittſchuhe laufen wollen, u. ſ. w."

ihm ein*, der bald lebhaft wurde und bis zu Hamann's Tod fortdauerte, und trat mit ihm in Gevatterſchaftsverhältniſſe, ohne daß beide geiſtesverwandte Männer ſich je geſehen haben.

Mit Lavater, mit dem Claudius ſpäter in ſo herzlicher und geiſtig-lebendiger Gemeinſchaft ſtand, knüpfte ſich die erſte Bekanntſchaft ebenfalls aus der Ferne brieflich an und zwar durch das Medium der Phyſiognomik, die damals Lavater's Zeit und Kraft vorzugsweiſe in Anſpruch nahm und für welche er, der mit der halben Welt deshalb in Verbindung trat, auch Claudius um Beiträge anging**. Lavater nahm ſpäter Claudius' Silhouette, die mit vier andern (darunter mit der F. H. Jakobi's und des Dichters Miller*** zuſammengeſtellt iſt, in die „phyſiognomiſchen Fragmente" auf und begleitete ſie mit folgender Charakteriſtik: „Asmus... omnia sua secum portans. Weder Schwachkopf, noch Scharfkopf. Geſunder, ſchlichtguter.... aber durchaus nicht fortdringender, reihender, gliedernder Verſtand. Hell und richtig und rein wird er ſehen und richten, was vor ihn kömmt; den Reichen als den Armen, den Armen als den Reichen; Niemandem zu Lieb noch zu Leid". Kurz! ſchlecht und recht! einfältig und gerade! Genie des Wahrheitsſinnes! Genie des Herzens — Armuth und Zufriedenheit! Demuth und unerkäufliche Ruhe und Feſtigkeit

* Hamann's Schr. V, 78.

** „Aus Herder's Nachlaß" I, 399. d. d. 18. Nov. 1775. —

*** III, 215 u. 216.

des Sinnes — und in der Form und den Zügen des Profils die Abgeschliffenheit, Unangespanntheit eines freien Naturempfindens". — Doch ein näherer Verkehr fällt erst in die folgenden Jahre.

Wir kehren von diesem vorläufigen Blick auf Claudius' auswärtige Freunde unter sein bescheidenes Dach zurück. Da herrschte neben aller Fröhlichkeit doch schwere Noth, die nur schwach verdeckt wird durch die Geselligkeit und die Schmäuse, von denen Voß erzählt, — ja es klingen diese fast wie das Singen, um die Furcht zu übertäuben.

Schon im Anfang Sommers 1775 * war Claudius von dem „Wandsbecker, seit 1773 deutschen Boten" abgetreten; die Zeitung hielt sich noch auf schwachen Füßen bis Ende Oktober dieses Jahres. Ein Versuch, als Amtsverwalter nach seinem Vaterflecken Reinfeld zu kommen, wo auch seine alte Mutter sich noch aufhielt, schlug trotz aller Bemühungen seiner Hamburger und Kopenhagener Freunde fehl; keinen größeren Erfolg hatte eine im Spätherbst mit den Grafen Stolberg nach Berlin unternommene Reise, die wahrscheinlich ähnliche Zwecke verfolgte. Er machte dort auch die Bekanntschaft des berühmten Buchhändlers und Schriftstellers Nicolai und wurde Freimaurer. Dürftiger Uebersetzerlohn fristete inzwischen in Wandsbeck kümmerlich genug sein und der Seinigen Leben. Aus diesem Zustand und der Mischung humoristischer Verzweiflung und unthätiger Sorglosigkeit,

* Aus Herders Nachlaß I, 397. Voß's Briefe I, 275.

in die er damals verfiel, riß ihn das endliche Gelingen der Hülfeverſuche Herder's. Schon im Sommer öffnet ſich ihm durch Herder's Vermittlung und Empfehlung bei dem Präſidenten Friedrich Karl v. Moſer die Ausſicht zu einer Anſtellung in Darmſtadt. Zuerſt lautete das Anerbieten auf eine geheime Canzleiſecretärſtelle. Was Claudius, der ſchlichte Bote, zu dem glänzenden Titel ſagt, iſt bezeichnend genug, um wörtlich mitgetheilt zu werden. „Ihr ſeid ſehr expedit", ſchreibt er am 2. Aug. 1775, „Freund Herder! und der Präſident v. Moſer muß ſehr gütig ſein, daß er auf das Wort eines bekannten Mannes einen Unbekannten ſo ehren will. Alſo geheimer Canzeleiſecretär?' Der Aviſenſchreiber, den halb Wandsbeck für unklug und ganz Wandsbeck für einen laufigen Aviſenſchreiber hält, geheimer Canzeleiſecretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Canzeleiſecretär in Darmſtadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und ſchreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite ſchnell, habe ehedem wohl Italiäniſch ſchreiben können, ſchreibe noch Franzöſiſch, grammatikaliſch, aber nicht delicat, verſtehe Griechiſch, Lateiniſch, Engliſch, Däniſch, Holländiſch, Deutſch, etwas Schwediſch und Spaniſch, habe die Inſtitutions und Pandecten gehört und Hiſtorie, weiß aber von Inſtitutions, Pandecten und Hiſtorie nicht mehr, als eben zur Leibesnahrung und Nothdurft u. ſ. w. gehört, bin ehrlich und laſſe mich nicht beechen. Wenn ich nun mit dieſem Wiſſen und Nichtwiſ-

ſen geheimer Canzeleiſecretär werden kann, ſo erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präſident von Moſer mich dazu machen will, aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben und etwa Vorſteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milden Stiftung, Verwalter eines Jagdſchloſſes, Garteninſpector, Vogt eines Dorfes ꝛc. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen“.— Im Anfang November wurde der Antrag beſtimmter formulirt und lautete nun auf Titel und Stelle eines Oberlandcommiſſarius mit 800 Gulden Gehalt. Welche Bewandtniß es mit dieſem Amt hatte, werden wir ſogleich hören. Unſerm Claudius mochte der hochtönende Titel etwas geſpenſtiſch vorkommen und er ergreift mit Eifer das erſte beſte Gerücht, um auf die oben erwähnten Waldideen, die ihm viel luſtiger und anſprechender dünkten, zurückzukommen. Der reformirte Prediger J. L. Paſſavant aus Frankfurt, Goethe's Jugendfreund, beſuchte nämlich auf einer Reiſe Claudius in Wandsbeck und brachte ihm die Nachricht von dem bekannten Arzt Zimmermann in Hannover, einem beſonders treuen Anhänger des Boten, mit, die dieſer von einer gewiſſen darmſtädtiſchen Oberkammerherrin haben wollte, Claudius ſollte Burgvogt in Darmſtadt werden, ſein Wohnhaus ſtehe mitten in einem Walde, und er habe wenig oder nichts zu thun. Welche Ausſichten!

Sehr komiſch klingt es nun, wenn der Bote, der ſeinen Botenſtab doch nur ſehr ungern an den Tauſch ge-

gen die Feder des Landcommiſſarius wagen mochte, Herder'n auffordert*, er ſolle doch für den romantiſchen Waldplan nach Kräften wirken, und alles Ernſtes mit der feinen Vermuthung ſchließt: „wenn Oberlandcommiſſär und Burgvogt und Haus im Walde nicht alles eins und dasſelbe Ding iſt“.— Wahrſcheinlich ließ er ähnliche poetiſche Gedanken und Träume auch in das offizielle Schreiben an den Präſidenten von Moſer einfließen, das er Herder'n zur Begutachtung vorlegt und worüber dieſer als über unpraktiſche Tölpelei, die alle Ausſicht wieder verderben konnte, höchlich ärgerlich wird.

Es mag Wenigen der Eintritt in die harte Schule des Amtes ſo ſauer geworden ſein wie Claudius. Köſtlich aber iſt das Gemiſch von Humor und Naivetät, die unſchuldige Kindlichkeit, die große Augen macht über das Große, wozu ſie taugen ſoll, halb zweifelnd, halb froh, zagend und leicht nehmend.

* A. a. O. S. 400.

VI.

Darmstadt.

In den ersten Tagen des April 1776 fuhr Claudius im selbstgekauften Wagen mit Weib und zwei Kindern, von denen das eine noch an der Mutterbrust lag, von Wandsbeck ab und nahm seinen Weg über Bückeburg, wo er sieben Tage bei Herder blieb. Dieser war seit dem 2. Mai 1773 mit Karoline Flachsland verheirathet. Es war eine lebendig herzliche Auffrischung der alten Freundschaft; die folgenden Briefe athmen den Geist der Erneuerung. Urtheile Herder's über Claudius aus diesen Tagen habe ich oben schon mitgetheilt. Claudius setzte dann seine Fahrt über Göttingen fort, wo er den berühmten Philologen Heyne kennen lernte, und traf am 16. April in Darmstadt ein. Dort wurde er vom Präsidenten von Moser „nicht gnädig, sondern freundschaftlich", von Herder's Verwandten mit vieler Liebe empfangen. Welcher Art die ihm zugedachte Stelle war, erfahren wir von Claudius selbst am wenigsten. Auf Befragen seines Freundes Mumsen, worin sein Thun und

Laſſen beſtände, antwortet er nach einigen Wochen „ich thue nichts und laſſe alles“. Der wirkliche Sachverhalt war folgender.

Seit 1772 war der früher ſchon als Schriftſteller berühmte ſ. g. jüngere Freiherr v. Moſer, der Verfaſſer namentlich von „Herr und Diener“, jenem einzigen deutſchen Fürſtenſpiegel des vorigen Jahrhunderts, als erſter Staatsminiſter und Präſident ſämmtlicher Landescollegien in die Dienſte des Landgrafen Ludwig IX. von Heſſen-Darmſtadt getreten und hatte, bald im Beſitz der ſtaatlichen Allgewalt, theils den Gang der Geſchäfte zu beſſern, theils eine Reihe von Reformen durchzuführen geſucht, die tief ins Fleiſch der beſtehenden Verhältniſſe einſchnitten. Seine Verwaltung im Einzelnen, die geheime Oppoſition, die ſich allmählich gegen ihn bildete und acht Jahre ſpäter ſeinen Sturz herbeiführte, die ſchweren Vorwürfe des Amtsmißbrauchs, der unbegränzten Herrſchſucht, Ungerechtigkeit und Verachtung alles Inländiſchen, der Majeſtätsverletzung, des geiſtigen und geiſtlichen Hochmuths gehen uns hier nicht näher an; — gewiß aber iſt, daß er ein hochbegabter, großer Entwürfe fähiger und nach edeln Zielen ſtrebender Staatsmann war, eine der ſeltenen Erſcheinungen des vorigen Jahrhunderts, die im Staatsleben ideale Zwecke verfolgten, geſchöpft aus einer tieferen und reineren Quelle als der geiſtreicher Einfälle, eines momentanen Begeiſtrungsrauſches oder kritiſirender Selbſtbeſpiegelung. Selbſt in Goethe's* kurzer Schildrung,

* Dichtung u. Wahrheit. Werke, Ausg. letzter Hand. Bd. 24, 121.

der doch für den Grundtrieb von Moſer's Thätigkeit in ſeiner eignen Richtung ſchwerlich das rechte Verſtändniß fand, ſind die Züge zu dieſem Bild zu erkennen. Daß aber dieſe Ideen und Pläne in ihrer praktiſchen Ausführung einen groben Zuſatz von obigen Gebrechen menſchlicher Natur und ſeiner Natur erhielten, daß ſie es gerade in ſeiner Darmſtädter Amtsführung erhielten und daß hierdurch ein ſchmerzlicher Widerſpruch zwiſchen ſeinen Grundſätzen in „Herr und Diener", ſeinem Wollen und Vollbringen entſtand, iſt Angeſichts der Thatſachen kaum zu leugnen, wenngleich, um ein ganz gerechtes Urtheil zu gewinnen, auch die Gegenſeite, die zu überwindenden Schwierigkeiten, der Charakter des Landgrafen und der Geiſt der damaligen heſſiſchen Beamtenwelt, zuvor in ein helleres Licht zu ſtellen wären*. Das Gefühl ſeiner Kraft erhob ihn in einer Umgebung, wo er nicht entfernt einen geiſtig Ebenbürtigen neben ſich ſehen mochte, zu dem Glauben, nicht an ſeine politiſche Unfehlbarkeit, aber an ſeine Alleinbefähigung, das wahrhaft Beſte des Landes leitend zu fördern, und leidenſchaftlich, raſch zugreifend, rückſichtslos, wie er war, verdarb er es mit hundert Perſonen und hundert Intereſſen; durchdrungen von der Reinheit ſeiner Abſichten glaubte er überall böſen Willen, Trägheit, Stumpfheit dagegen ankämpfen zu ſehen; überzeugt endlich, daß der Macht, die geſehen und populär werden will, auch das äußere Zeichen, Glanz und Mittel, gebühren, umgab er ſich mit übergroßem Prunk, mit Luſtgärten, Landgütern, Land-

* Vgl. unt. S. 109 folg.

häusern, Kunstgegenständen — und auch hierin erkannten seine Feinde einen grellen Widerspruch mit dem Geist der Demuth, dem er sich sonst ergeben zeigte. Wie ein prophetisches Wort klingt es daher, wenn er in der Vorrede zu „Herr und Diener“ ahnend sagt: „es kann leicht sein, daß mir im 50. Jahr, wenn Gott meine Tage so verlängern sollte, manches selbst noch schwer auszuüben fallen würde, was ich jetzt im 35. Jahre geschrieben und von andern gefordert habe“.

Dieser merkwürdige Mann also war es, der unter andern Neuerungen auch die s. g. Oberlandcommission einführte, eine aus fünf Mitgliedern bestehende Behörde, die auf die Verbesserung der materiellen Hülfsquellen des Inlands in Ackerbau und Industrie sowie auf die Hebung der geistigen und sittlichen Lage der Bevölkerung hinarbeiten sollte, um die hessischen Zustände denen andrer hierin mehr vorgeschrittener Länder möglichst anzunähern. Insofern schließt sich die Tendenz der Behörde an die philanthropischen Bewegungen an, die aus dem Geist der Zeit flossen, — es galt, die Volksbeglückung, von welcher die Dichter träumten und sangen, ins Leben zu rufen. Nach dem damaligen politischen Stande deutscher Verhältnisse konnte die praktische Anregung aber nur von oben, von der Regierungsgewalt und ihren Organen ausgehn. In dem am 20. Oktober 1775 seinem Fürsten übergebenen Antrag auf Errichtung dieser Commission sagte Moser nach einem Blick auf die nationalökonomischen Vorzüge andrer Länder in Bezug auf Hes-

ſen*: „Nur hier, in dieſem Lande der Dämmerung und des Schlendrians hat man ſich damit begnügt: 2 mal 2 macht 4, und 1 dazu macht 5. Die großen Namen eines Hume, eines Ferguſon, Mirabeau und ſo vieler Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts, ſind hier contreband, und die Schriften der Schwediſchen, Berner und andrer auf dieſen Zweck arbeitenden Geſellſchaften den Mehrſten unbekannt". — Eine ausführlichere „Ankündigung ans Vaterland die zu Berath- und Verbeſſerung des allgemeinen Nahrungsſtandes angeordnete Land-Commiſſion betreffend", wurde erſt im Anfang des Jahres 1777 erlaſſen**. Dieſelbe iſt ſo characteriſtiſch und verräth neben der erſten Conception des Miniſters ſo deutlich auch Claudius' originelle Hand, daß ich wenigſtens den größeren Theil wörtlich mittheilen will.

„Das gewöhnliche Schickſal", hebt das Blatt an, „des deutſchen Unterthanen iſt: daß ihm von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Eine Stimme zuruft: Gieb! Gieb!

Woher er's nehmen, wie er's erwerben ſolle? wird ſeinem Menſchenverſtand, ob er's mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe? ſeinem Kummer und Thränen überlaſſen; ob er ſeines Lebens froh werde? ob er ſeinen Fürſten ſegne oder ihm den Tod wünſche? darüber ſetzt

* Abgedruckt in Mercks Briefwechſel v. K. Wagner, III, 228.

** Zuerſt beſonders gedruckt in 4°, VIII S., dann in Iſelin's Ephemeriden der Menſchheit I, 175—186 u. ſonſt.

ſich die Kameral-Philoſophie unſerer Tage großmüthig hinaus. Genug, wann er gibt, Beweis genug, daß er's hat.

Wohl Dem! der keine Urſache findet, in dieſen Zügen das Bild ſeines eignen Vaterlandes zu erkennen.

Dann, gedankt ſei es der erbarmenden Vorſehung! daß auch Deutſchland Regenten aufzuweiſen hat, die Pfleger Ihres Volks ſind und mit Vaterherzen und Hirtentreue Mittel und Abſicht, zu einem Zweck gemeinſchaftlicher Glückſeligkeit geheiligt, dergeſtalt verbinden, um in der Wohlfahrt Ihres Landes Ihren größten Ruhm und in dem frohen Blick vergnügter und zufriedener Unterthanen, Ihre eigene Ehre und Glückſeligkeit zu ſuchen.

Von ſolch leuchtenden Beiſpielen aufgefordert und aus dem Trieb Landesväterlicher Geſinnungen, haben der Landgraf, Unſer gnädigſter Fürſt und Herr, Sich's zum Anliegen Ihres Herzens gemacht, dieſen wichtigen Gegenſtand der allgemeinen Berath- und Verbeſſerung des Wohl- und Nahrungsſtandes Ihrer treuen Unterthanen auf eine ſolche Weiſe zu umfaſſen, welche Sie Ihrer wohlthätigen Abſicht am ſicherſten entſprechend zu ſein geglaubt, indem Sie hiezu unter dem Namen der Landcommiſſion ein von Ihnen Selbſt und Ihrem Miniſterio unmittelbar abhangendes eigenes Collegium errichtet haben.

Die Oberaufſicht im Ganzen iſt in die Hände des Fürſtlichen Präſidenten und Canzlers Freiherrn v. Moſer gelegt, die beſondere Direction der Anſtalt aber dem dazu eigens verordneten Landkammer-Rath Eymes über-

tragen und die von drei Oberlandcommiſſarien zu beſorgenden Geſchäfte dieſes Inſtituts überhaupt ſolchen Männern anvertraut, von deren Rechtſchaffenheit, Vaterlandsliebe, Einſicht und Erfahrung, der Fürſt Beweis und Zeugniß vor ſich hatte.

Da nie ſo ſehr, als zu unſern Tagen, mit Menſchenliebe und Patriotismus geprahlt, nie den Fürſten der Völker mehr Lob in's Geſicht gelogen und ihnen gleichwohl die Welt noch nie ſo eng, und das väterliche Erbe ſo klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen ſo angeſtrengt und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter ſeiner Menſchenwürde erniedriget, nie Zeit zur Ruhe, Beſinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heuchelei von Landesväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie ſo ſehr als Maſchine betrachtet und behandelt worden: So wird hiermit im Angeſicht des ganzen Landes die theuere und feierliche Zuſage niedergelegt: daß die Abſicht dieſer neuen Anſtalt nicht ſei, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbeſſerungen in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Beläſtigung der Unterthanen zu bahnen. Nein! ſo laut als es durch's ganze Land ſchallen kann, Nein! der Wille des Fürſten und die ganze Summe der Rathſchläge und Bemühungen dieſer Landcommiſſion iſt gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung ſeiner Arbeit fruchtbarer, ſeine Abgaben leichter, ſein ganzes Leben froher, ſeinen Himmel blauer,

ihn ſtolz auf ſein Vaterland, zufrieden mit ſich ſelbſt und dankbar gegen ſeinen Fürſten zu machen".

Hierauf wird das Arbeitsfeld der Commiſſion unter ſieben Rubriken näher angegeben. Auf die Verbeſſerung des ſtädtiſchen und dörflichen Haushalts, des Schuldentilgungsweſens, der Vormundſchaften, des Ackerbaues und der Viehzucht, auf die Vermehrung und bequeme Verſchaffung wohlfeiler Lebensmittel, die Hebung des Handels und der Fabriken, die Beſſerung des Erziehungsweſens, für welches noch eine beſondere Erziehungs-Commiſſion angeordnet wurde, ſollte die Behörde hinarbeiten.

„Das ganze Geſchäft der Landcommiſſion", heißt es weiter, „ſoll beharrlich das Wahrzeichen ihres Urſprungs tragen; ſo wie ſie ſelbſt ein Werk der Liebe Ihres Fürſten iſt, ſo ſoll auch jenes nur ein Werk der Ueberzeugung und probhaltiger Erfahrungen ſein.

Der Fürſt wird nicht als Herr, ſondern nur als Vater erſcheinen, und der Bauer ſoll erſt ſehen und alsdann glauben.

Befehle und Zwangsmittel werden nur allein alsdann ſtatt finden, wo Gewiſſen, Treue und Pflicht zu Abſtellung eingeriſſener Mißbräuche und um den Böſen außer Stand zum Schaden, Betrügen und Verführen zu ſetzen, obrigkeitlichen Ernſt nothwendig macht.

Wer guten Rath und Hülfe haben will, dem iſt nun die Gelegenheit dazu gemacht, er wird bei allen und jeden Mitgliedern der Landcommiſſion ein ſtets offenes

Ohr, ein empfindungsvolles, von dem Werth, der Freund und Wohlthäter ſeiner Brüder zu ſein, belebt- und durchdrungenes Herz und den warmen Eifer finden, jeden ſo viel nur möglich vergnügt und glücklich zu machen. Wer nicht will, wem ſeine Vorurtheile, alte Gewohnheiten und ein ſaueres Leben lieber als ein vergnügtes, weil dieſes was neues iſt, ſein ſollte, der ſuche dann immer die Schuld bei ſich ſelbſt und nicht bei ſeinem Land noch dem Fürſten.

Bei dieſer ernſten und reinen Geſinnung hält ſich gleichwohl die Landcommiſſion vollkommen überzeugt, daß ſie keinen Himmel auf Erden erſchaffen, nicht alle Hügel und Berge eben machen, am wenigſten mit dem Zauberſtab in der Hand eine Wüſte ſchnell in ein Paradies verwandeln werde.

Man müßte den Menſchen und insbeſondere die Menſchen dieſes Landes, ihre petrificirte Denkungsart, ihren eiſernen Hartſinn gegen alles Neue und Ungewohnte, die ſchadenfrohe Freude ſo vieler, denen aus Unwiſſenheit, Faulheit und Eigennutz der Untergang jeden guten Gedankens allemal lieber, als deſſen Gedeihen, iſt, die tagelöhnermäßige Geſinnung ſo vieler andern, denen vor allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte, ſchon in voraus grauet, man müßte endlich die fühlloſe Härte und Gleichgültigkeit ſo vieler Menſchen gegen ihr eigenes und noch mehr gegen das Beſte ihrer Nebenmenſchen nicht kennen, (derer in der Verfaſſung eines Landes und den Localumſtänden liegenden vielen Schwierigkeiten

nicht zu gedenken) wann man nicht bei dem thätigsten und wirksamsten Eifer Hindernisse ohne Zahl voraus sehe. Felsen zu sprengen, hat die Landcommission weder Instruction noch Beruf, sie mit Geduld, gleich Essig, durchzubeizen, darf und wird sie sich erlauben, nie ermüden, stets neuen Muth fassen, und nicht aufhören, auf Hoffnung zu säen, damit die nach uns Kommenden mit Freuden erndten.

Vereinigte Kräfte sind aber dankenswerth und unter solchen Umständen (denn was vermag der beste Wille von fünf Männern gegenüber einem ganzen Land?) nöthig und unentbehrlich.

Daher noch ein Wort an die Geistlichen und an die Beamten und Unterobrigkeiten des Landes.

Nie wird den Geistlichen zugemuthet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten und anstatt ihrer Gemeinds-Kinder die Seidenwürme zu besuchen, da sie aber die erste Classe der Diener des Staats sind, so erwartet dieser Staat, der sie bestellt und ernährt, von ihnen, daß sie in ihren öffentlichen Vorträgen, nebst andern heilsamen Wahrheiten, ihren Gemeinen die Pflichten gegen sich selbst, gegen ihre Nebenmenschen, gegen ihr Vaterland, gegen ihren Landesherrn, die Glückseligkeit unter einer gelinden Regierung ein ruhiges und zufriedenes Leben zu führen, die Mittel, durch Ordnung und Folgsamkeit solches zu erhalten und zu vermehren und andere dergleichen den Begriffen und Bedürfnissen des gemeinen Mannes angemessene populäre Wahrheiten öfter,

als bishero geſchehen, einprägen, Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Landesherrn, Vertrauen und Folgſamkeit gegen Rath und Verordnungen ihrer Obrigkeit inſpiriren, das Schul- und Erziehungsweſen ihrer anvertrauten Gemeinen ſich ernſtlicher, als leider! bishero an vielen Orten geſchehen, angelegen ſein laſſen, ſich nicht erniedrigt zu ſein achten, wann ſie ſich um die häußlichen Bedürfniſſe, Fehler und Verbeſſerung des Nahrungs-Stands ihrer Neben-Menſchen bekümmern, ihnen mit Rath und That beiſtehen, ſondern vielmehr ſich ſelbſt die frohe Erfahrung verſchaffen, daß der Menſch, der in ihnen einen Freund und Berather ſeiner häußlichen Umſtände gefunden hat, den großen Wahrheiten der Religion ſein Herz nur um ſo williger und mit einem weit geſegneteren Eindruck ihrer ſonſt ſo oft wie Waſſer von Felſen ablaufenden Ermahnungen öffnen und dadurch ihr verehrungswürdiges, das Beſte der Menſchheit ſo unmittelbar bezielendes, Amt mit gedoppeltem Segen werde bekrönet werden.

Die Beamten des Landes haben es hie und da ſo weit gebracht, daß der Landmann ſie als ſeine gebohrene Erbfeinde betrachtet, welche dazu erſchaffen und vom Fürſten beſoldet ſeien, um nur die Bauern zu proceßiren zu ſportuliren, zu exequiren und wann nichts mehr zu hohlen iſt, zu inventiren und zum Land hinaus zu vexiren. Wie ſehr und oft der Fürſt über ein ſeiner Geſinnung ſo ſtracks entgegen laufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernſts an ein und andern ſo gearteten Dienern bereits geſtiftet worden, iſt ohne weitere Wiederholung dem ganzen Land bekannt.

Das Nicht-Plagen iſt aber der allerunterſte Grad der Dienſt-Treue, ja der Menſchen-Liebe ſelbſt, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende Rath, der gutherzige Vertraute jeden Unterthanens in der anvertrauten Stelle zu ſein, welch ein Glück und Segen vor ein ſolches Land? und ſo iſt's, wie's unſer Fürſt zu ſehen wünſchte.

Er wird's nie ganz erleben und vielleicht auch keiner nach ihm, weil ſich Tugend, Großmuth, Menſchen-Liebe und Erbarmung zwar auf Univerſitäten dociren, aber nicht inoculiren, noch mit Titeln und Beſoldungen erkaufen, ſondern nur ſuchen, und wann Gott einem Lande gnädig iſt, finden läßt. Doch, gedankt ſei's der Vorſehung! Auch wir haben Väter und Hirten und werden unter Gottes Seegen noch immer mehrere bekommen.

Man kann und wird den vor's gemeine Beſte Trägen und Unempfindlichen laſſen, wo er iſt, bis er ſich ſelbſt zu todt lebt, er iſt beſchimpft und beſtraft genug, indem er ſich mit dem Nachklang auszeichnet: Der Mann hat nichts gethan.

Den guten Männern jeder Gattung aber, den Menſchen-Freunden, die nicht nach dem Maas-Stab ihres Solds und Accidentien, ſondern aus Luſt, Gutes zu thun, aus der edelſten Ehrbegierde, Wohlthäter des Landes zu ſein, mit Rath und That helfen, die gute Abſichten zu befördern und zu beſchleunigen, denen wird im Nahmen des Fürſten vor ſeinem treuen Land das Verſprechen angelobet: Daß jede ihrer guten Handlungen

mit Empfindung und Dank erkennt, ihre Bemühungen unterſtützt, jede edle That dem Fürſten kenntbar gemacht und die durch Eifer und Wohlthätigkeit ſich Auszeichnenden, durch vorzügliche Beförderungen ihrer ſelbſt, vorzügliche Verſorgung wohlerzogener Söhne und auf jede andere, nach der Verfaſſung des Landes nur immer mögliche Weiſe thätig belohnt, auch ihre dem Vaterland werth gewordene Nahmen zum Dank der jetzt lebenden und der Nachkommen öffentlich aufbewahret werden ſollen.

Schließlich wird hiermit bezeugt, daß alle in obbeſchriebene Abſichten einſchlagende Bemerkungen, Verbeſſerungs-Vorſchläge, gute Gedanken und Wünſche, auch, wo es nöthig, Beſchwerden, Klagen und Anliegen der Land-Commiſſion mit aller derjenigen Offenherzigkeit, Zutrauen und Freimüthigkeit, die ein Freund dem andern ſchenkt, entdecket werden können und mit Dank willkommen ſein werden; es mögen ſolche das Beſte des Landes im Ganzen, oder die Bedürfniſſe und Angelegenheiten einzelner Diſtricte, Städte, Dörfer und Familien betreffen; nur mit der einigen Einſchränkung, daß alles dieſes ſchriftlich und zwar mit dem jedesmals darunter geſetzten wahren Nahmen des Anzeigenden und dem Ort deſſen Aufenthalts geſchehe, welches entweder unter der Ueberſchrift an den Fürſtlichen Präſidenten unmittelbar, oder an den Director der Anſtalt, Fürſtlichen Land-Cammer-Rath Eymes ergehen und dabei bemerkt werden kann: ob der Verfaſſer lieber überhaupt unbekannt, oder wenigſtens noch vor der Hand verborgen bleiben wolle?

Da aufrichtige Menſchen-Liebe der Grund und die das ganze freundſchaftliche Geſchäft in Bewegung ſetzende Trieb-Feder iſt, ſo wird es auf einer Seite zur Pflicht, jede wohlgemeinte Geſinnung und wohlthätige Handlung nicht unbemerkt und unbelohnt zu laſſen, anderer Seits aber der Bosheit, Neid und Selbſt-Rache den Weg zu verlegen, heimliche falſche Inſinuationen, Abwürdigung und Anſchwärzung rechtſchaffener Männer ſich nicht ſo leicht ungeahndet und ungeſtraft zu erlauben".

Wie viel von dieſen ſchönen Verheißungen in Erfüllung ging, wiſſen wir nicht. Die Behörde ſtand und fiel mit dem Miniſter (1780), von der zahlreichen Gegenpartei Moſer's nicht mit Segenswünſchen begleitet, ſondern als eitle, erfolgloſe und lediglich auf leeren Schein hinauslaufende Phantaſterei und „Geldſchneiderei" verläſtert.

Wenn ein Theil dieſer Vorwürfe gegründet iſt, ſo lag es doch gewiß am wenigſten in der Abſicht Moſer's, mit der wichtigen Sache ein bloßes Spiel und leeren Schein zu treiben. Es war ihm wahrer Ernſt, aber einmal leiden ſolche radicale und umfaſſende Weltbeglückungspläne in ſich ſchon an dem Grundmangel praktiſcher Unausführbarkeit, an der Gedankenbläſſe der Abſtraction, dann aber iſt gerade die Durchführung weniger Werk und Sache des leitenden Geiſtes als ſeiner Untergebenen, die ſelten von dem Geiſt der Einrichtung lebendig erfaßt und getrieben werden.

Was nun Claudius ſelbſt und ſeine Betheiligung an dem edeln Unternehmen angeht, ſo fehlen uns auch

dafür Detailnachrichten. Wäre es mit lebendiger Liebe für das Volk gethan gewesen, schwerlich hätte man einen fähigeren Mitarbeiter finden können. Auch wurde er in der Commission zum Hauptexpeditor bestimmt.

Mehr an seinem Platz war Claudius gewiß als Redacteur der „hessen-darmstädtischen privilegirten Landzeitung", die vom 1. Januar 1777 ab im Verlag und zum Besten der Invalidenanstalt zweimal wöchentlich erschien und großen Beifall in und außer dem Lande fand*. Sie sollte in engem Zusammenhang mit der Landcommission stehen als deren amtliches Organ und deshalb neben den wichtigsten allgemeinen Weltbegebenheiten ebenso die Wünsche, Bestrebungen und Schritte jener Behörde in populärem Gewand vor das Publikum bringen wie die Wünsche und Bedürfnisse der einzelnen Landestheile laut werden lassen. Nach einem landesherrlichen Dekret ging die Absicht dahin, das „so sehr zerstreute Land mit sich selbst bekannter zu machen, Fleiß, Verdienste, edle und gute Handlungen aufzumuntern und den jetzt Lebenden sowohl zur Kenntniß als der Nachwelt zum Andenken zu bringen, den Weg der Communication des Landes unter sich zu erleichtern, und auch Auswärtigen in all diesen Stücken auf eine anständige Weise bekannter zu werden". — Die statistischen Berichte, zu deren fleißiger Erstattung sodann sämmtliche Geistliche,

* M. vgl. Iselin's Ephemeriden der Menschheit I. Bd. 1777 S. 271 folg.

Beamte und jeder „vor das gemeine besondere Beste des Landes empfindsame gute Bürger“ aufgefordert werden, sollen sich auf neun vorgeschriebene Rubriken erstrecken, als: Todesfälle von Pfarrern, Beamten u. s. w., Unglücksfälle durch Feuer, Wasser ꝛc., allgemein herrschende Krankheiten, Stand der Feldfrüchte, neue Anstalten und Einrichtungen in Stadt und Dorf, entstandene und beigelegte Streitigkeiten zwischen Gemeinden, edle schöne Handlungen (z. Ex. Proben von Duldung des Unrechts, von Überwindung des Bösen durch Gutes, von Versöhnlichkeit, Uneigennützigkeit, Mildthätigkeit u. s. w.), ungewöhnliche Naturerscheinungen, „neue Ärzte im Ort, für Menschen und Vieh, sammt Proben ihrer Klug- und Narrheit“.—

Von diesen speziellen Zwecken abgesehn hat das Blatt äußerlich und innerlich große Ähnlichkeit mit dem weiland Wandsbecker Boten. Auch darin, daß Poesie und Humor des Verfassers in einem bescheidenen Winkel ihr munteres Spiel treiben. Der „Bote“ von einst wird hier zum Invaliden Görgel; Gesinnung und Sprache sind dieselben geblieben oder, mit Hamann* zu reden, „der sel. Asmus ist als der kleine lahme Görgel, zeitiger Fabrikant darmstädter Neuigkeiten wieder auferstanden“, und aus den Proben der ersten Blätter erhellt nach Hamann sichtlich, „daß er durch die Reformation seines Schicksals nicht um ein Haar klüger geworden, als der Wandsbecker

* Schriften V, 210. aus einem Brief an J. F. Hartknoch.

Bote". Einen Theil dieſer Artikel hat Claudius s. t. „Görgeliana" mit einem erklärenden Vorbericht in die Werke* aufgenommen.

Das iſt ein Blick auf die amtliche Seite von Claudius' darmſtädter Leben. Von der anderen, der privaten und geſelligen, wiſſen wir im Grunde ebenſowenig.

Wer jetzt die ſchöngebaute, weitſtraßige Reſidenzſtadt betritt, wie ſie ſich beſonders vom Bahnhof aus dem Reiſenden öffnet, der kann ſich ſchwer von dem damaligen Darmſtadt ein richtiges Bild machen. Mit weniger als einem Drittheil ſeiner gegenwärtigen Bevölkerung, meiſt krumm und winklig angelegt, mit großentheils unanſehnlichen Gebäuden, das Sandmeer ringsherum noch nicht, wie heute theilweiſe, durch Kunſt verdeckt — das war das Äußere des damaligen Darmſtadt. Da wo jetzt die hohe Säule mit dem Standbild des erſten Großherzogs, des eigentlichen Gründers der neuen Stadt, ſich erhebt, ging in jener Zeit der Ort zu Ende und nahe dabei begannen die erſten Tannenwaldungen, welche die Sandebene nach dem Rhein hin bedecken. Dort war Claudius' Lieblingsſpaziergang. Seine Wohnung (er hat ſie einmal gewechſelt) lag beidemale am weſtlichen Ende der Stadt mit der Ausſicht ins Freie. Wanderungen über Land machte er häufig, ſchon ſein Beruf nöthigte ihn dazu. Die Naturſchönheiten beginnen bei Darmſtadt erſt, wenn man auf der einen Seite den Rhein (bei

* III, 24—30. Der letzte Beitrag von Claud., Görgel, ſonſt auch A—s genannt, unterzeichnet, iſt in der Zeitung v. 5. März 1777.

Oppenheim), auf der andern die nahen Vorberge des Odenwaldes erreicht. Eine mündliche (freilich wenig verbürgte) Tradition ſagt aus, in der letzteren Richtung, da wo ſich ein Fußpfad, der ſ. g. „Schnampelweg“ dem kleinen Darmbach entlang durch üppige Wieſen ſchlängelt, habe Claudius ſein ſchönſtes Lied, das „Abendlied“* gedichtet.

Zu dem Hofleben hatte Claudius keinerlei Verhältniß. Auch war deſſen eigentlicher Sitz damals nicht Darmſtadt, ſondern der kleine Flecken Pirmaſens in der heſſiſch gewordenen Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, wo der fürſtliche Sonderling Ludwig IX. nach preußiſchem Vorbild eine Art Militärkolonie gegründet hatte, deren Schulung und Leitung er vorzugsweiſe lebte. Seine Gemahlin Caroline aber, die „große Landgräfin“**, die Freundin des großen Friedrich von Preußen, der ihrem Grabhügel eine Marmorurne mit der lakoniſchen Inſchrift „**Femina sexu, ingenio vir**“ gewidmet hat, die warme Verehrerin Klopſtock's, von deſſen zerſtreuten Oden ſie i. J. 1771 die erſte ſo ſeltene Sammlung veranſtaltete, war ſchon am 30. März 1774 geſtorben.

An intereſſanten Menſchen fehlte es dagegen in Darmſtadt nicht. Das Leben auch dieſer Stadt war von dem Genius der erwachenden Literatur berührt und befruchtet worden. Herder hatte ſeine Gattin dort gefunden und

* Werke IV, 51.

** So nennt ſie Goethe „Aus meinem Leben“ Ausgabe letzter Hand. Bd. XXVI, 112.

ſich wiederholt als Bräutigam in dieſen Kreiſen bewegt. Goethe, wie er ſelbſt in ſeinem Leben erzählt, von ſeiner nahen Vaterſtadt aus vielfachen Verkehr mit den darmſtädter Freunden unterhalten. Freilich waren zur Zeit von Claudius' Ankunft beide fern; nur die Spuren ihrer Wirkung und die Erinnerung daran waren lebendig. Der Hauptträger dieſer Wirkungen und dieſer Erinnerungen, die durch Briefwechſel und Beſuche zum öftern aufgefriſcht wurden, wie überhaupt der Mittelpunkt der darmſtädter Literaturintereſſen war Goethe's Freund, der Kriegsrath Joh. Heinrich Merck, von dem wir nach einer vorläufigen Erneuerung ſeines Andenkens in Goethe's Selbſtbiographie erſt durch die von Karl Wagner veröffentlichten drei Briefſammlungen* ein vollſtändigeres und richtigeres Bild erhalten haben — ein Mann, der, nicht ſelbſt poetiſch ſchaffend, aber mit ſelbſtändigem Urtheil und Geſchmack, als Kenner und Kritiker den regſten Antheil an den Schöpfungen der Sturm- und Drangzeit nahm, die er, hingeriſſen von dem Feuer und der Naturmacht dieſes gährenden Lebens, freudig begrüßte, denen er willig huldigte, wiewol ſeine Natur ihn im Grunde mehr zu der ſcharfen gebundenen Correctheit und der ſtrengen Geſchmacksſicherheit der Leſſing'ſchen Schule zu führen ſchien. Dabei war er ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen und Liebhabereien; im Kunſtfach als

* I. Bd. Briefe an Joh. Heinr. Merck 1835. II. Bd. Briefe an und von J. H. M. 1838. III. Bd. Briefe aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck 1847. —

ſeiner Kenner geachtet und von vielen zu Rath gezogen, in verſchiedenen Zweigen der Naturkunde Sammler und Forſcher, in der ſchönen Literatur Frankreichs und Englands wohlbewandert. Neben dieſen theoretiſchen Intereſſen ging aber, wohl als vorwiegende Begabung, ein entſchiedener Zug zum praktiſchen Geſchäftsleben, die nüchternverſtändige, raſch die Verhältniſſe durchdringende, ſie leicht behandelnde und beherrſchende Befähigung des klugen und erfahrenen Weltmann's; politiſche Geſchäfte wie kaufmänniſch-induſtrielle Speculationen zogen ihn an, ohne ihn doch ganz zu feſſeln und hinzunehmen. In dieſer Getheiltheit und darum Halbheit der Lebensintereſſen iſt der hochbegabte und durchaus rechtliche Mann nie zu einer rechten Harmonie durchgedrungen, ja er iſt darin und dadurch zu Grunde gegangen. Wahrhaft ſchaffend hat er nach keiner der beiden Seiten gewirkt und gehört darum immerhin in die Reihe hochgebildeter und anregender Dilettanten. Und gerade dieſer Mangel an ſelbſtſchaffender Kraft hat ihn zu keiner inneren Befriedigung kommen laſſen in einer Zeit, wo die erſten und ihm ſo nahe ſtehenden Geiſter beides, Luſt und Kraft zum Schaffen in ſo eminentem Maße hatten. Alle ſeine Gaben machten ihn dagegen zum Mann des ſocialen Lebens, zum belebenden Glied und Leiter einer geiſtreichen Geſellſchaft. Er beſaß das, was man geſelliges Talent nennt, ganz ungewöhnlich; Witz und Ironie waren ihm als würzendes Salz reichlich zur Hand.

Ich verweile länger bei dem Bild dieſes Mannes, weil mit ihm der Ton und die Farbe der geiſtigen Kreiſe

Darmſtadts, in die Claudius eintrat, im Allgemeinen mitgezeichnet iſt. War Merck von der inneren Befriedigung, welche die Fülle einer genialen Schaffenskraft, ſo lange ſie dauert, im natürlichen Leben zu geben vermag, weit entfernt, ſo noch ungleich weiter von dem ſeligen Frieden des inneren Lebens, an dem alle, Genial und Ungenial, theilhaben können. Allem Überſinnlichen, das ihm als Schwärmerei galt, entſchieden abgewandt war er gegen dieſe Seite in Moſer, in Herder u. a. feindlich geſtimmt; dem unmittelbaren Tagesleben des Geiſtes, ſeiner Arbeit und ſeinem Genuß, wenn auch in edler Weiſe, war er allein und einſeitig zugethan.

Claudius verkehrte in Darmſtadt vorzugsweiſe mit ihm; ſodann im Hauſe des Geh. Raths Heß, Herder's Schwager, mit dem Gymnaſialrector und Geſchichtsforſcher J. Helfrich Bernhard Wenck und andern weniger bekannten und nennenswerthen Leuten, meiſtens Beamten des Landes. Auch Fremde von Bedeutung traten vorübergehend in den Kreis. So namentlich der Profeſſor der Rechte Höpfner aus Gießen, Georg Schloſſer, Goethe's Schwager, mit dem nach unſrer obigen Vermuthung* ſich vielleicht ſchon Claudius' Univerſitätsleben berührte; Leſſing, den Anſtellungsausſichten im Anfang d. J. 1777 nach Mannheim führten.

So wenig ſich Claudius ſeiner eigenſten Natur nach auf die Dauer in dieſer fremdartigen Umgebung wohl

* S. 26.

fühlen konnte, ſo iſt es doch für ſeine Entwicklung nicht unwichtig, daß er neben dem norddeutſchen, zunächſt um Klopſtock geſchaarten Kreis auch dem rheiniſchen Kreis von Dichtern und Schöngeiſtern nahe getreten. Denn auch Goethe's, der belebenden Seele dieſes Kreiſes, Licht warf noch aus der Ferne ſeine Strahlen. Mit ihm war Claudius durch den Wandsbecker Boten in die erſte Berührung gekommen; etwas ſpäter ſcheint Goethe Claudius' Anzeige von Werther's Leiden in dieſer Zeitung*, die allerdings weniger den künſtleriſch-äſthetiſchen Werth des Romans als den Inhalt realiſtiſch betrachtet, übel genommen zu haben. Wenigſtens nimmt der Verfaſſer der Farçe „Prometheus Deukalion und ſeine Rezenſenten"**, Goethe's Frankfurter Freund H. L. Wagner in dieſem Stück auch den guten Asmus, den er unter der Rolle der Fröſche und Nachteule vorſtellt, ſtark mit. Bei Licht beſehen, geſchieht ihm aber nur Unrecht; denn er iſt weit davon entfernt, mit poeſieloſem Moralton im Werther eine Apologie des Selbſtmords und verbotener Liebe zu finden, er trifft im Gegentheil weſentlich Goethe's eigenen Sinn, den derſelbe in den Titelverſen zur zweiten Ausgabe ausſpricht:

„Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß von der Schmach.
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus jener Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

* Jahrg. 1774, N. 169 abgedruckt in den Werken I, 45.

** Wieder abgedruckt in H. Düntzer Stud. zu Goethe's Werk. ſ. daſ. S. 218 folg.

Jedesfalls verlor ſich für's erſte die Verſtimmung Goethe's; beide Dichter wechſelten Grüße zwiſchen Darmſtadt und Weimar — an eine dauernde Einigung war freilich nicht zu denken.

Aber dieſe aus Nähe und Ferne bunt und reich illuſtrirte Gegenwart konnte unſerm Claudius nicht genügen; was ihn im Innerſten bewegte, fand keinen Anklang, kein entgegenkommendes Verſtändniß. Und ließ man ſeinem angebornen Humor und ſeinem geſelligen Talent, ſeiner Naturfriſche und ſeiner Treuherzigkeit auch Gerechtigkeit widerfahren — er ſuchte anderes und mehr. Anfangs verhüllte der Reiz der Neuheit den tiefen Mangel, der ſich aber bald zu der Sehnſucht nach Befreiung, zu eigentlichem Heimweh ſteigerte. Schon im Oktober 1776 will er ſogar Voß nach Darmſtadt haben, weil da kein einziger Freund nach ſeinem Herzen ſei.* Durch den Gegenſatz des ſüddeutſchen Lebens ward er inne, wie er, als ein Mann der Scholle, doch ſo ganz jenen nordiſchen Verhältniſſen und Perſonen angehöre; durch die Glaubensleere ſeiner Umgebung erfuhr er an ſeinem eignen Herzen, wie ſtark in ihm der Zug zu dem wahrhaften Gottesfrieden war — und das war eine Lebenserfahrung, wohl einiger Entbehrung und einiger Schmerzen werth. Daß menſchliche Liebenswürdigkeit und all das Schöne, Geiſtige in Natur und Kunſt, in Freundſchaft und Liebe nicht das Höchſte ſei — das ſah er hier im Spiegel

* Briefe von J. H. Voß I, 312.

einer Umgebung, wo all dies so reichlich vorhanden war, ohne daß es ihm genügte. Durch diese Erkenntniß bildete sich eine vertieftere und schärfere Selbsterkenntniß heran, in ihm sonderte sich der Naturgeist und der Geist der Wahrheit, der in einer höheren Natur seine Wurzel hat.

Verschiedene Gründe trafen zusammen, ihm den Aufenthalt in Darmstadt noch mehr zu verleiden. Einmal hatte er mancherlei Verdrießlichkeit in dem Amt, zu dem er nicht paßte. Seine Persönlichkeit an sich in ihrer vorwiegend contemplativen Richtung widerstrebte einem Beruf, der ihn in ein städtisches Gesellschaftsleben und in ein gut Theil Schreiberarbeit hineinnöthigte, auch wenn er mit so befreundeten Ideen durchzogen war wie dieser. Die Kluft zwischen dessen Ansprüchen und seiner eignen Leistungsfähigkeit mußte sein sittliches Gefühl drücken. Dabei mochte aber der immerhin grelle Widerspruch zwischen Absicht und Wirklichkeit gerade in diesem Amte einer so wahrhaften Natur zuletzt unerträglich sein, vollends da die Zusammensetzung des Collegiums nicht die beste gewesen zu sein scheint. Wenigstens gibt die i. J. 1782 nach Moser's Entlassung von einer eigens niedergesetzten Untersuchungscommission aufgestellte (freilich wol in vielen Stücken einseitige und übertreibende) Klagschrift* an, einer der Landcommissare sei ein ehemaliger Laufer, ein andrer ein verdorbener Kammerdiener und

* S. die Stelle in Merck's Briefen v. K. Wagner III. 230.

der Direktor ein im Examen durchgefallener candidatus juris (Eimes) gewesen, welcher letztere wirklich bald nach Moser's Rücktritt cassirt wurde. Von Claudius dagegen heißt es S. 74 der Klagschrift *, nachdem sie das Scheinwesen der Landcommission in starken Ausdrücken getadelt: „Des Herrn Landgrafen Hochfürstl. Durchlaucht wurden mit lauter Träumen von hergestelltem Credit, Wohlstand der Casse und des Landes unterhalten und das ganze treuherzige Publicum mit Zeitungsnachrichten hintergangen, des Endes sogar eine neue Landzeitung angelegt und ein eigner Zeitungsschreiber bestellt, um die Landcommissionslügen gegen jährliche Besoldung von 800 Fl. durch schöne Einkleidung recht wahrscheinlich zu machen. Es war der bekannte Claudius, ein ehrlicher Mann, der eben deswegen wieder wegging und sich's zur Ehre seines Herzens machte, lieber jährlich 800 Fl. zu entbehren, als solche durch Windbeutelei zu verdienen." — Claudius selbst hat sich, soweit briefliche Äußerungen vorliegen, niemals klar und bündig hierüber ausgesprochen. Nur heißt es in einem Brief an Herder v. 10. Aug. 1776**: „Es hat bisher zwischen mir und dem Director Irrung obgewaltet, davon ich Euch mündlich erzählen will, wenn wir uns einmal sprechen; schreiben mag ich von solchem Quark nicht. Seid Ihr aber nur hübsch ruhig; ich will

* A. a. O. S. 229.

** Aus „Herder's Nachlaß" I, 413. N. 39.

Eure Empfehlung nicht Lügen ſtrafen. Es ſcheint auch, daß, nachdem ich vor einigen Tagen dem Herrn Präſidenten, der ein trefflicher Mann iſt, gerade herausgeſprochen, alles beſſern Gang gehen wolle. — — Sonſt leb' ich hier ziemlich vergnügt, ganz ſtille bis dato, und mein Geſchäft iſt ſehr angenehm und das ganze Geſchäft der Landcommiſſion ſehr gut und menſchlich, aber die Luft dahier convenirt mir nicht. Sela."—

Mit Moſer ſelbſt, der ſchon als Freund und Geſinnungsgenoſſe Herder's und Hamann's ſich zu Claudius mußte gezogen fühlen, ſtand er lange Zeit auf dem beſten Fuß. „Er iſt ein lieber Menſch", ſchreibt er noch Ende 1776 an Herder. Doch hat Moſer drei Jahre ſpäter in einem Bericht, worin er die Thätigkeit der Landcommiſſion und ſeine Wahl der Beamten vor dem Landgrafen zu rechtfertigen ſucht, ein ſehr wegwerfendes Urtheil über Claudius' Amtsführung gefällt — eine trübe Miſchung, wie es ſcheint, von einiger Wahrheit und viel Verbitterung wegen der Anfechtungen, die das Inſtitut ſelbſt erfuhr, und nicht minderem Ärger über Claudius' raſches Abbrechen. Es heißt da* u. a.: „Seine herzliche und populäre Schreibart ſchien die Erwerbung eines ſolchen Mannes bei einer Anſtalt ſchätzbar zu machen, wo ſo wenig auf Befehl und ſo viel auf Überzeugung ankommt. Er war aber zu faul, mochte Nichts thun, als Vögel ſingen hören, Clavier ſpielen und

* In Merck's Briefen III, 229.

ſpazieren gehen, konnte die hieſige Luft nicht vertragen, fiel in eine tödtliche Krankheit und ging von ſelbſt zu ſeinen Seekrebſen wieder zurück.“—

Als Hauptgrund ſeines Wegſtrebens und ſchließlichen Weggehens gibt Claudius ſtets die für ihn und die Seinigen ungeſunde, zu feine darmſtädter Luft an, die ihn abmagere, und als er im Februar und März 1777 in eine tödtliche Krankheit, eine Pleureſie, verfiel, war ſein Entſchluß zur Rückkehr gefaßt. Eine Vignette am Eingang des dritten Theils der „ſämmtlichen Werke“ von Chodowiecki, wo Freund Hain mit der Hippe ſich über das Krankenbett neigt, der Arzt forteilt und Rebekka verzweifelnd die Hände ringt, ſowie auch das Lied „Nach der Krankheit“* haben das Andenken an dies Erlebniß bewahrt.

— — — —

„Doch guter Hain, hör' an, darfſt du vorüber,
So geh' und laß mich noch!“
„Biſt bange, Asmus? — Darf vorüber gehen
Auf dein Gebet und Wort.
Leb' alſo wohl, und bis auf Wiederſehen!“
Und damit ging er fort.
Und ich genaß! wie ſollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde iſt doch ſchön,
Iſt herrlich doch wie ſeine Himmel oben,
Und luſtig drauf zu gehn!

* Werke III, 89.

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wiederkömmſt, ſpät oder frühe,
So lächle wieder, Hain!

Schon kurz vorher ſchreibt er an Herder*: „Weil Ihr mich ſo ernſtlich gebeten habt, ich ſollte nicht wie ein Genie zu Werke gehen, ſo habe ich mein Jahr hier ausgehalten. Wenn aber mein Bauermädchen ihre Wochen gehalten hat, ſo ziehe ich wieder ab nach Wandsbeck, vielleicht noch vorher. Die Haupturſache iſt unſre Geſundheit, von den Nebenurſachen mündlich einmal mehr. Ich thu' Euch dieß vermelden mit einem ſonderlichen Muth. Ihr wärt nicht ſo lange geblieben." —

Herder'n, der ſeit kurzem Generalſuperintendent in Weimar geworden war, mochte dieſer Entſchluß des Freundes nicht wenig befremden; er hätte ihn wol gern nach ſeiner Façon glücklich geſehen, und die bedenkliche Frage, „was in Wandsbeck anfangen?" lag nahe genug. Claudius beantwortet ſie kurz und gut**: „überſetzen, Fortſetzung von Asmus herausgeben, und — befiehl du deine Wege!" — Doch verſchaffte Herder, als er den feſten Entſchluß nicht ändern konnte, dem armen Geſtrandeten von der Güte der edeln Herzogin Louiſe von Sachſen-Weimar (einer gebornen heſſen-darmſtädtiſchen Prinzeſſin) das Reiſegeld, und ſo fuhr die kleine Familie

* Aus „Herder's Nachlaß" I, 418. N. 42.
** A. a. O. S. 419.

nach Jahresfriſt, im Anfang Mai 1777, auf demſelben Weg, den ſie gekommen, wieder nach Norden, nach dem alten lieben Wandsbeck zurück, um es ſeitdem nicht mehr auf länger zu verlaſſen.

Auch die Nachricht, daß Voß ſeit mehreren Jahren bereits mit Erneſtine Boie, der Schweſter des bekannten Schriftſtellers, verlobt, ſeinen jungen Eheſtand in Wandsbeck beginnen wolle, hatte ihn gleichfalls zur Rückkehr mitbeſtimmen helfen. Voß miethete ihm ſein altes Quartier in Wandsbeck wieder.

Wohl machten die Nachbarn und Vettern in Wandsbeck große Augen, als der Herr Oberlandcommiſſarius ſo ohne allen Erſatz und Anhalt aus dem vermeintlichen Glück in die Armuth und Noth zurückkehrte und, ſchreibt Claudius an Merck*, „die doctrin von dem Klima wollte ihnen nicht allerdings einleuchten.“ Darmſtadt war aber bald vergeſſen; mit Merck wechſelt er noch zweimal Briefe, zumeiſt in Subſcriptionsangelegenheiten für den dritten Theil der Werke, dann iſt das Andenken dieſes Aufenthalts wie ausgelöſcht. Aber nicht ohne Spuren, wie ich ſchon oben andeutete, blieb er für ſein inneres Leben; ja ich nehme mit der Rückkehr aus dem Süden einen Ein- und Abſchnitt, einen Wendepunkt an in Claudius' verborgenem Sein. Zunächſt fiel ſeinem Freunde Voß**, der mit ſeiner jungen Gattin bald

* Briefe v. K. Wagner II, 91.

** Erzählung von Erneſtine Voß in Voß' Briefen II, 18. —

darauf in Wandsbeck einzog, die Veränderung auf, die in seiner Gestalt und mehr noch in seiner Stimmung vorgegangen war; der scherzhaft gezwungene Ton, mit dem er über sein Schicksal sprach, hatte für ihn und seine Frau etwas niederschlagendes.

Freund Hain, den er einst im besten Humor eines furchtlosen und doch fürchtenden Herzens als den alten Ruprecht Pförtner begrüßt hatte, der „auch einmal kommen werde, seinen Schmachtriemen aufzulösen", hatte fast Ernst gemacht und war nur so eben vorübergegangen. Aber die Selbsterfahrung, das schwache Leben so nahe der Ewigkeit zu sehen, erfaßte ihn und prägte sich tief ein. Die äußeren Lebensaussichten waren gescheitert unter Demüthigungen; vor ihm Dunkel, nur erhellt durch das Licht des kindlichen Glaubens, der nach dem Reiche Gottes trachtet und gewiß ist, daß ihm das übrige zufallen wird. Wohl hatte er schon früher Zeugniß gegeben von dem was ihn beseelte, als der Grundtrieb seines Lebens, und es war immer mehr als Worte und wahrer als Poesie — aber es wurde ihm nun eigener, erlebter und gewisser. Hatte ihn früher dieser Trieb, der nicht sein Werk war und über den er darum keine Gewalt hatte, unter fremden Gedanken und Eindrücken nur hin und wieder Unruhe gemacht, so fing derselbe nun wo er zur Herrschaft kam an, ihm Ruhe zu bringen, ja selbst seine Ruhe zu sein.

Vor allem wurde sein Geist freier und gereinigter von fremdartigen Zusätzen, die der Zeitgeist und vielfacher

Verkehr ihm beigemiſcht hatten. Er hatte der Literatur in ihren glänzendſten Erſcheinungen und verſchiedenſten Richtungen in's Angeſicht geſehn und er wußte das ächte und große zu ſchätzen; er hatte ſelbſt auf dem deutſchen Parnaß — und nicht ohne Erfolg und Ruhm — mitgeſungen; auch warf er jetzt die Leier nicht weg. Aber es kam die Erkenntniß über ihn, daß ihre Töne anders geſtimmt ſein müßten als für die Anſchauungen, Ideen und Stimmungen der Tonangeber, die damals im deutſchen Dichterwald ſich ſelbſt und ihre Natur verkündeten.

Es iſt der Zeitpunkt alſo, wo ſich Claudius entſchieden losſagt von ſeinen ehemaligen Genoſſen in der deutſchen Literatur und ſeinen eignen einſamen Weg zieht. Der ſonſt ſo thatenloſe Mann hat durch dieſen Bruch mit allem dem was damals im Vaterland erhoben und vergöttert ward, eine That gethan von großem ethiſchen Gehalt, zu der wol mehr als ein gewöhnliches Maß von Muth und Entſchloſſenheit gehörte.

Wir unterbrechen deshalb hier den Gang ſeiner Lebensgeſchichte durch die Betrachtung ſeiner poetiſchen Thätigkeit.

Zweites Buch.

Claudius der Dichter.

Wir Vögel ſingen nicht egal;
Der ſinget laut, der andre leiſe,
Kauz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall,
Ein jeder hat ſo ſeine Weiſe.

Werke I, 4.

Ich ſchicke voraus, was ſich als Reſultat ſpäter deutlicher ergeben wird, daß Claudius' Hauptverdienſt keineswegs in ſeinen Poeſieen beſteht, ſo wenig ſie unterſchätzt werden ſollen. Des Wandsbecker Boten Miſſion iſt eine andre, höhere, als Prieſter im Muſentempel zu ſein. Er war ein Bote und Diener chriſtlicher Lebenserkenntniß. Dieſem Ziel dient zuletzt alles in ihm von Kräften und Beſtrebungen — ſein Humor, die friſche Urſprünglichkeit ſeiner Ideen, die Anſchaulichkeit und Bildlichkeit, die kunſtloſe Einfachheit und natürliche Ungezwungenheit ſeiner Sprache. Auch ſeine Poeſie iſt nur das Gefäß eines reicheren ſeltenen Schatzes; ein Abglanz des Lichts, das ſein inneres Leben erhellte und erwärmte. Er ſelbſt nennt ſie „Einfaſſung und kleines Spielwerk“ und ſchon

äußerlich nehmen ſie nur einen geringen Raum ein. Aber gewiß war es nicht gleichgültig, daß er auch Dichter war. Denn die Zeit ſeines Auftretens war eben auch die Zeit unſrer erwachenden oder erwachten Dichtung; das poetiſche Wort verſtand man am beſten und wer daher aus dem Dichterwald herausredete, der fand am ſicherſten ein Echo. Wie viele laſen damals in Deutſchland nichts als poetiſche Schriften! Fand ſich alſo in Claudius eine Stimme — wenn auch nur wie des Predigers in der Wüſte —, die hinwies auf die verlorenen und verachteten Güter, ſo kam doch neben der Weltweisheit auch die göttliche Weisheit auf dem Markt der Literatur zu Wort. An wie manche Seele mögen Klänge aus einer höheren Welt nur aus Claudius' Liedern angeklungen ſein!

Wir ſahen in der erſten Periode ſeiner Lebensgeſchichte, wie viel Zeit ſeine Natur brauchte, ſich zu ſammeln und zu ſich ſelbſt zu kommen. Das Leben des Kindes entzog ſich unſerm Blick, der irrende ſuchende Jüngling mühte ſich ab in zeitgemäßer Afterpoeſie, ohne ſich ſelbſt darin abzubilden, denn ſein wahres Weſen beſtand neben und über ſeinen Verſen — aber es vermag lange nicht durchzubrechen und Geſtalt zu gewinnen, bis ihm das Zuſammenleben mit Klopſtock, die Einſamkeit der Heimath, die Anregungen des Hamburger Kreiſes, die Stille und literariſche Thätigkeit in Wandsbeck dazu verhalfen; ja wir dürfen ſagen, bis die große Umwandlung in der deutſchen Poeſie überhaupt, die in jene Jahre

fällt, auch ihn ergreift und auf neue Wege führt. Denn die genannten Einflüsse, soweit sie von andern ausgehn und persönlich wirken, sind eben nur Ausflüsse der tiefen Gährung der beginnenden Sturm- und Drangperiode. Der Lokalgeist des Kopenhagener und Hamburger Lebens, den wir schilderten, ist ein Abbild und ein Glied des allgemeinen Geistes dieser Zeit. Die schöpferischen Keime in Claudius' Natur harrten gleichsam auf diese Weckung und Erfüllung; sobald aber, nicht von einzelnen, gegen Ende der sechziger Jahre das Zauberwort gesprochen war, lebt vor uns ein neuer Dichter auf. Aber dies Neue im Gegensatz zu seinem ersten verunglückten Auftreten ist zugleich das wahrhaft Alte und Ursprüngliche in ihm, während seine früheren Versuche ein Angenommenes, Aufgedrungenes waren.

Es kann uns nicht einfallen, den Charakter der Sturm- und Drangzeit hier schildern zu wollen. Darf es aber als ausgemacht gelten, daß ihr Grundzug in dem fesselosen Naturstreben bestand, das keine andern Ordnungen und Regeln anerkannte als die angebornen, so ist es nur eine einfache Folge, daß auch Claudius durch den erhaltenen Anstoß seiner Natur inne und gewiß wurde und damit seiner natürlichen Bestimmung als Dichter. War aber einmal zum Grundsatz erhoben, die Natur über alles, die Natur des inneren Menschen und die eingeborene Natur der Dinge, wie sie der unschuldige Kindesblick oder das geniale Seherauge des Dichters erkennt, so war damit der Krieg erklärt allem — Menschen und

Verhältniſſen — was dieſer Natur oder den jugendlichen Dichteranſichten davon entgegen war. So wurde der Dichterkampf ein Lebenskampf; denn der Grundtrieb dieſer Zeit forderte die Einheit von Leben und Dichten, ja er ging davon aus. Dabei kam es ganz auf die Stärke des Poſitiven, der inneren Subſtanz der einzelnen an, ob dieſer Kampf zum Verbluten und zum Tod, oder zum Sieg und einem wirklich neuen poetiſchen Leben führen ſollte. Aber neben dem idealen Naturrecht des Ich ſuchten die von dieſem Geiſt inſpirirten Dichter auch die Wirklichkeiten auf, die ihren Idealen näher kamen als ihre Alltagsumgebung. Daher der Zug zu dem Volks- und Landleben, „wo noch nah der Natur menſchlich der Menſch ſich erzieht“; dieſer Drang in's Freie, in die äußere Natur, die nun erſt das Buch *ohne* ſieben Siegel wird. Die keinem Menſchen unbekannte Sehnſucht, ſich:

„Von allem Wiſſensqualm entladen,
Im [Wieſen]thau geſund zu baden“ —

regte ſich allenthalben. Und wie man *örtlich* die Dorfwelt mit ihrer vermeintlichen Unſchuld pries, ſo ging man *zeitlich* rückwärts in die Geſchichte und holte ſich mehr mit Begeiſtrung als mit Verſtändniß aus ihrer Rüſtkammer Waffen zum Kampf gegen die matte und verſchrobene Gegenwart. Aber jener innere Widerſpruch, der daraus entſprang, daß man das *ewige* Recht der Idee ſuchte und doch nach der menſchlichen Schwachheit, die ſehen und greifen und in der Anſchauung ſich ausruhen

will, die zeitliche Erscheinung in der Geschichte zu Hülfe nahm, rächte sich dadurch, daß auch die Geschichte idealisirt oder richtiger phantastisch zugerichtet wurde.

Im Norden und Süden unsers Vaterlandes begann dieser Kampf, bis endlich in seinem Herzen der höchste Triumph der Dichtung gefeiert wurde. Auch Claudius' edle Gestalt arbeitet sich aus diesem Chaos heraus. Zunächst hatte er, wie wir sahen, zu dem von Klopstock abhängigen Dichterkreis in Göttingen, der sich um Boie's und Vossens Musenalmanach gruppirte, durch persönlichen Verkehr und Richtung ein Verhältniß. Er theilt die volksmäßigen Bestrebungen seiner Mitglieder. Zu ihrer Schule hat er sich dagegen nie bekannt. Er war um zehn Jahre älter als das Durchschnittsalter der Göttinger Bundesbrüder und hatte so zu sagen seine poetischen Flegeljahre schon unter ganz andern Einflüssen abgethan; in die neue Zeitschwingung trat er als Mann ein. Dabei war unter den Göttingern die poetische Zeugungskraft im allgemeinen gering; sie stand in keinem Verhältniß zu der Stärke, mit welcher sie von der Bewegung der Zeit afficirt wurden. Die Folge davon war ein merklicher Zusatz von leerem Pathos, an dem fast alle Göttinger kranken. Zugleich aber drückte ihnen Klopstock den Stempel seines Idealismus auf, und so schwankten sie in unsicherer Mitte zwischen dessen hochgebildeter und geistig vornehmer Poesie und dem Naturalismus, der, plebejischer Abkunft, für das Volk und wo möglich aus dem Volk heraus dichten wollte. Formal spricht sich dieser Doppel-

einfluß aus in dem Schwanken zwiſchen Odenton und Volkston, zwiſchen dem deutſchen Reim und dem Gebrauch claſſiſcher oder claſſicirender Versmaße. Klopſtock drang hierin auf keine Läuterung und Entſchiedenheit, weil er ahnend von dem Zug der Zeit wol ein Verſtändniß hatte, welcher über ihn ſelbſt hinausging und von dem Dichter verlangte, daß er mitten in das Ganze des Volks herabſteige und ſein Werk zu einem Gemeingut für alle ſetze. Und ſo war ihm der Göttinger Bund ein Herold ſeiner Gedanken an das Volk, oder wie ein Schemel ſeiner Füße, durch den er ſich mit Erde und Wirklichkeit in Verbindung ſetzte. Schon um deßwillen war er kein geſtrenger Richter gegen ſeine Schule und während man mit ihm faſt Götzendienſt trieb, verſtand er ſich auf leben und leben laſſen. —

Iſt alſo auch Claudius' Poeſie auf dieſem Boden erwachſen, ſo ſcheidet ſich doch das geſchichtliche Theil in ihr, das ihn anſchließt an jene „würdige Meng'", von dem eigenthümlichen Element, das ihn unterſcheidet von dieſen Zeit- und Zunftgenoſſen — bis über beide Seiten ſich das ewige Theil ausbreitet, das er kaum mehr in poetiſche Worte zu faſſen weiß. Zunächſt tritt er als entſchiedener Naturaliſt auf. Nicht blos ſeine Gedichte ſelbſt, ſondern auch beſtimmt ausgeſprochene Anſichten zeigen dieſen Standpunkt. Ich ſetze als einen Ausſpruch für viele das kleine Gedicht* „Ich wüßte nicht warum?" her:

* Werke I, 65.

„Den griechiſchen Geſang nachahmen?
Was er auch immer mir gefällt,
Nachahmen nicht. Die Griechen kamen
Auch nur mit Einer Naſe zur Welt.
Was kümmert mich ihre Cultur?
Ich laſſe ſie halter dabey,
Und trotze auf Mutter Natur;
Ihr roher abgebrochner Schrey
Triſt tiefer als die feinſte Melodey,
Und fehlt nie ſeinen Mann,
Videatur Vetter Oßian.“ —

Aber freilich iſt es nicht jede Natur, nicht die abgefallene und befleckte, die Claudius beſingen und preiſen will, ſondern die dem Urbild am nächſten kommende, die reine, unſchuldige und paradieſiſche. Und darin allein liegt ſein ideales Theil; von da aus ſoll auch die adelnde, erhebende Wirkung ſeiner und aller Poeſie auf das Volk ausgehn. Denn er hat eine hohe Meinung von der inneren Würde des Dichterberufs. Die Poeten ſind ihm, wie er in ſeiner „Audienz beim Kaiſer von Japan“ ſagt*, „helle reine Kieſelſteine, an die der ſchöne Himmel und die ſchöne Erde, und die heilige Religion anſchlagen, daß Funken herausfliegen“.

Zwar gibt er anderwärts etwas kleinlauter zu verſtehn, daß es nicht mehr wie einſt ſei, wo die „erſten Dichter jeder Nation ihre Prieſter geweſen“**, und wo

* Werke III, 52.
** Werke I, 48.

Gedichte mehr als „Spaß" waren*, aber sein Ideal bleibt diese Vorstellung. Er will und will nur Volksdichter sein, dem ganzen Volk verständlich reden und singen. Diesen Standpunkt wollen wir festhalten und uns dann eines Wortes von Herder, dieses großen Kenners ächter Poesie, über Claudius erinnern: „Vergesse Deutschland nie des biedern Dichters, aus dem wie aus wenigen die unsträfliche ächte Natur sprach". —

Claudius kennt nur die Lyrik, den unmittelbarsten Ausdruck poetischen Lebens, den Naturlaut der Seele. Er war eine musikalische Natur und hatte etwas von jenen Harfen, mit denen er selbst gelegentlich** das Genie vergleicht, die „von so glücklichem Bau sind, daß sie gleich unter'm Finger des Künstlers sprechen". — Für die größeren und mehr vermittelten Gattungen der Poesie, Epos und Drama, und für ihren Kunstcharacter war er durchaus nicht angelegt und befähigt. Das Epos lag an sich schon der Zeit fern, der alle Vorbedingungen dafür fehlten, für das Drama aber gebrach ihm das scharfe helle Auge auch für die Außenwelt, für das Thatsächliche in Geschichte und Leben, die poetische Energie und Sammlung zu einer größeren Conception überhaupt, die elastische Beweglichkeit des Geistes wie die plastische Fähigkeit, aus sich herauszutreten und aus andern Charakteren gleichsam herauszudenken, zu reden, zu handeln.

* Dedication zum I. Bd. S. VI.

** Werke I, 23.

Weder die Weltbühne noch die Schaubühne war ihm vertraut und er hatte nicht Luſt, ſie zu betreten. —

Das Lied war die ihm, ſeinen Gaben und Neigungen angemeſſene Form. Und wie eigenthümlich hat er dieſe Form mit ſeinem Geiſte erfüllt! Es iſt wahr, es iſt nicht der ſonnige Glanz, die durchſichtige Helle, es ſind nicht die feinen Umriſſe, der buntfarbige Geſtaltenreichthum, nicht die klare künſtleriſch durchdrungene Form der Goethe'ſchen Lyrik, die uns in ihrer edlen Harmonie von Freiheit und Nothwendigkeit wie ein unerreichtes, oft ein unerreichbares Muſter erſcheint. Schon der Umfang bei Claudius weit enger. Zunächſt fehlt ſo gut wie völlig die erotiſche Gattung, die den größten Reichthum der Goethe'ſchen Lyrik bildet. Gerade hier hängt Leben und Dichten ſo eng zuſammen. Goethe's ſo vielfach umgetriebenes Herzensleben hat bei dem Mangel eines ſtetigen Glücks gleichſam einen Erſatz dafür in dieſen hundertfach modulirten Tönen gefunden. Claudius' einfacherer und reinerer Lebensgang fand früh ein Glück, das alle Sehnſucht verſtummen machte.

Dagegen klingen ſonſt wohl alle Schwingungen des Lebens in und um uns bei ihm an. Und kaum einer unter den Gegenſtänden des Geſangs — und ſomit auch ſeiner Begeiſtrung und Liebe — liegt außerhalb der dem Volk zugänglichen Sphäre. Denn die kleinen ſatiriſchen Stücke in Fabeln und Epigrammen ſchließe ich zunächſt aus, weil ſie durch beſtimmte äußere Zwecke veranlaßt ſind. So haben ſeine Lieder das Leben in der

Natur, die Zuſtände des Landmanns, die kleinen und großen Vorgänge des Familienlebens, und weiter und höher vaterländiſche Fragen und Fragen, die das Menſchenwohl und des Chriſten Hoffnung angehn, zum Inhalt. — Wir ſehen ſchon an dieſer Aufzählung, daß das Menſchliche, Ethiſche in den Gegenſtänden vorherrſcht. Und das iſt eine ihrer Eigenthümlichkeiten. Die andre, und noch wichtigere, iſt die, daß er faſt überall dies Menſchliche aus Natur und Leben wiederum auf ſeinen Urſprung und auf ſeine Beſtimmung zurückführt — auf die göttliche Weisheit und Liebe. Die Züge des Ächtmenſchlichen traten ihm aber zunächſt in der Familien- und Freundesliebe und in der Einfalt des Volkslebens entgegen. Da verweilt er mit ganzem Herzen. An die Wiege führt er uns wie an den Sarg. Freilich handelt es ſich da oft um gar kleine Dinge, ein neu angekommener Zahn wird beſungen, ein andrer unter Vocalbegleitung ausgezogen — beides als Familienfeſt behandelt und der Leſer muß, wohl oder übel, daran theilnehmen. Aber der Dichter denkt dabei, daß ſolche Kleinigkeiten und Heimlichkeiten, eben weil ſie dem Leben entnommen ſind, auch allgemein anklingen.

Das Landleben ſchildert ſich ſelbſt in den Bauerliedern. Wir nennen unter ihnen das ſchöne „Morgenlied eines Bauersmanns: „Da kömmt die liebe Sonne wieder, da kömmt ſie wieder her!“ mit den unter dem Text citirten Parallelſtellen aus griechiſchen Dichtern als drollige Perſiflage gelehrter Pedanterei; als

Gegenstück das „Abendlied eines Bauersmanns: „Das schöne große Taggestirne Vollendet seinen Lauf“ u. s. w. — Das in die Erzählung von „Paul Erdmann's Fest“ eingeflochtene Bauernlied: „Im Anfang war's auf Erden Nur finster, wüst und leer,“ — der „Bauer nach geendigtem Proceß“ und endlich der „glückliche Bauer“.* Überall der Gegensatz gegen Luxus, Verbildung, Arbeitsscheu! —

„Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch' ihn schief und krumm
Und pflüg' und hau' und grab' ihn todt,
Und mäh' ihn um und um.“ —

Die niederen Stände sollen erkennen, — das ist des Dichters Wunsch — daß sie neben Lasten auch Vorzüge haben in ihrer beschränkten Lage; dem naturarmen Stadtleben stellt er den Naturreichthum des Landlebens; der sich selbst bescheidenden Zufriedenheit stellt er die drückende Last und Noth der Civilisation gegenüber, er kann und darf es als Dichter, weil er das alles selbst erfahren und geübt und sich dazu mit Herz und Mund bekennt. Ihm sind die beiden Hauptschranken zwischen dem sog. Volk und den sog. höheren Ständen — frivoler Luxus und pedantische Gelehrsamkeit — stets gleich fern und fremd geblieben. Das gibt seinen schlichten Liedern den Eindruck der Treue, des Erlebten. Ob sie darum alle im vollen

* Diese Bauernlieder stehen der Reihe nach, Werke III, 1, 10. IV, 36. V, 96, 121.

Sinn Volkslieder sind, das ist eine andere Frage, die uns später noch entgegentreten wird. — Selbst redend tritt er auf, solche Lebensweisheit zu preisen in dem Lied:* „Ich bin vergnügt, im Siegeston Verkünd' es mein Gedicht —" und in dem allbekannten „Täglich zu singen"** — „Ich danke Gott und freue mich, Wie's Kind zur Weihnachtsgabe". — Und soll ich hier auch an den noch immer hier und da gesungenen Urian und seine etwas niederschlagende Moral erinnern? —

Claudius will den Bauernstand heben, indem er ihm die Erkenntniß seiner Lebensgüter zu schärfen sucht, indem er sich selbst ihm zugesellt und ihn nach Oben, nach Rechts und Links auch zu schützen und zu vertreten weiß. Ja dies gerade, der Schutz des eignen Rechts und des eignen Werthes jenes Lebenskreises, dem er gerecht werden will, ist sein Standpunkt; — nach Außen defensiv, nach Innen hebend, bildend und versöhnend, jedem das Seine gebend, geht er keineswegs von einer Opposition und vergiftenden Negation aus, die das Glied vom ganzen Volkskörper lostrennen will. Daß er nicht opponirt und daß er selbst mitlebt mit dem Volk in Geist und Gemüth, — das unterscheidet seine Volkspoesie ihrem Inhalt nach so gründlich von verwandten Richtungen unsrer neusten Literatur. Seit Immermann und Auerbach schoß auch neuerdings das Interesse an

* I, 58.
** III, 71.

den „Dorfgeſchichten“ wie über Nacht auf; ich will dabei den beiden Dichtern, am wenigſten dem erſtgenannten Meiſter, deſſen Werk allerdings unſrer Poeſie ein neues und fruchtbares Terrain erobert hat, nicht zu nahe treten. Aber die Reihe ihrer Nachtreter, die zur Abwechslung von der abgearbeiteten Literatur „der Stadtgeheimniſſe“ auch einmal die Myſterien des Landlebens probirten, und ebenſo bei ihrer Leſewelt war es meiſtentheils ein im Treibhaus gezeitigtes Intereſſe, aus Überreizung und ſocialiſtiſchen Grillen entſprungen. Die Mode wollte auch einmal dieſe Welt wie durch ein Opernglas anſehn oder auf ihren Nipptiſch ſtellen. Es kann uns aber dabei eine Stelle aus Chamiſſo's ſchöner Sage einfallen, wo der Rieſe ſeiner Tochter zuruft: „Der Bauer iſt kein Spielzeug!“—

Es war natürlich, daß Claudius ſeine Theilnahme für die niederen Volksklaſſen und ihr Leben erweiterte und ſteigerte zu einem vaterländiſchen Gefühl, das in einer an Patriotismus armen Zeit Klopſtock und die Seinen zu beleben ſuchten, Goethe mehr als ſie durch ſeinen Götz von Berlichingen zu wecken verſtand. Der Sinn für die geſchichtliche Vorzeit unſers Volks trat zwar in Claudius nicht beſtimmt hervor; wohl aber wußte er auch in ſeinen Liedern die Saiten der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls anzuſchlagen. So z. B. in dem noch vielgeſungenen, nur freilich auch vielverſtümmelten „Neujahrslied“, das die geſammelten Schriften eröffnet:

„Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungnes Land!
Weiht Braga hier auf's Neue
Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein,
Und alte deutsche Sitten!"

Mehr an die Tonart Klopstock's und der Göttinger klingt das „Lied"* „Ich bin ein deutscher Jüngling" ꝛc.

Auch allgemeinere menschheitliche Fragen, wie z. B. der Fluch der Sclaverei setzen sein Dichterwort in Bewegung; immer ein Zeugniß für sein edles warmes Herz, dem nichts Menschliches fremd war; das später in der Zeit der Revolution und Fremdherrschaft litt und hoffte, wo andre Dichter sich fatalistisch beugten und nichts weniger als lebendig ergriffen waren. —

Auch in seinen Naturliedern läßt Claudius das menschliche Element und Wesen walten. Leiht doch der Mensch erst der Natur die Seele. Trotz des tiefen Naturgefühls aber, das ihn belebt, stellt er doch fast nirgends die Natur für sich und um ihrer selbst willen, in ihrer Erscheinung oder in ihren Wirkungen dar; sondern einmal eben die Beziehung der Natur zum Menschen. So malt sich die trunkene Frühlingsfreude des Dichters in dem frischen, der Gräfin Auguste von Stolberg zugeeigten Lied „der Frühling. Am ersten Maymorgen"**.

* I u. II, 111,
** I u. II, 103.

„Heute will ich fröhlich, fröhlich ſein,
Keine Weiſ' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und für Freude ſchrein,
Und der König ſoll mir das nicht wehren."

u. ſ. w.

Ich nenne ferner das ſchöne „Lied vom Reiffen"* mit dem Motto aus Sirach 43, 21. „Er ſchüttet den Reiffen auf die Erde wie Salz"; ſogleich führt ihn der Anblick der bereiften Winterlandſchaft, die ſo

„lichthell, ſtill, edel, rein und frei,
Und über alles fein!"

vor ihm liegt, auf die Menſchenwelt und wie dieſe in und zu dieſer Schönheit ſteht. Die „Serenata im Walde zu ſingen"**, wo er die Waldespracht in ihrer Wildheit und Fülle den ſtädtiſchen Parks und Alleeen entgegenſtellt:

„Jedoch ihr Wald iſt Schneiderſcherz,
Trägt nur der Scheere Spur,
Und nicht das große volle Herz
Von Mutterlieb' Natur!"

und dann mit einem vergnügten Seitenblick auf die armen Städter ſchließt. Endlich die Perle der Claudius'ſchen Lyrik, das „Abendlied"***:

„Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;

* IV, 4.
** III, 17.
*** IV, 51.

Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt."

Was uns hier zunächſt angeht — auch dies Lied iſt ganz durchwebt mit menſchlichen Beziehungen; der Friede des Abends, der ſich halb verſteckende Mond, ſie reden und mahnen in das Menſchentreiben hinein und aus dieſer ſeligen Ruhe der müden Natur klingt das ernſte Bekenntniß:

„Wir ſtolzen Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wiſſen gar nicht viel.
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel." —

Der Sinn für das ethiſch-menſchliche bildet alſo ein charakteriſtiſches Kennzeichen wie überhaupt der Lieder des Dichters, ſo auch ſeiner Naturlieder. Aber er kennt nicht das ethiſche, das Gute ohne ſeine Wurzel, das Göttliche und die gläubige Erhebung des Menſchenher-

zens zu ihm. Und das iſt, wie ich oben ſagte, eine andre Eigenthümlichkeit ſeiner Lyrik, die größte, die ihn geradezu von allen poetiſchen Zeitgenoſſen unterſcheidet. Die Myſtik des Naturlebens möchte ich ſie nennen.

Der dichtriſche Geiſt kann bei der poetiſchen Durchdringung und Beſeelung des Naturlebens entweder vorzugsweiſe einen Zug zu ſeiner Schöne und Kraft, dem friſchen fröhlichen Wachſen und Blühen oder zu der Schattenſeite, dem Verwelken und Abſterben haben. Bei beiden bewegt ſich die Anſchauungs- und Gefühlsweiſe innerhalb des Rahmens und der Erſcheinungen der Natur, je nachdem innere Eigenthümlichkeit oder vorübergehende Stimmung den Dichter treibt. Claudius geht einen andern Weg. Er beſingt beide, die lichthelle Frühlingsſeite wie die trübe Winterſeite, gibt ſich aber keiner gefangen. Seine Lieder gehen über den Naturgeiſt, wie über den Menſchengeiſt, auf den die Natur hinzielt und ſymboliſch anſpielt, weit hinaus und vertiefen ſich in den Zuſammenhang beider mit dem über Ort und Zeit erhabenen, ewigen Geiſt Gottes. Ihm iſt die Natur noch die Schöpfung, die den Schöpfer vorausſetzt; er ſteht im geraden Gegenſatz gegen die pantheiſtiſche Anſicht von der Weltſeele, die in unſrer modernen Lyrik die gewöhnliche iſt und die freilich den verführeriſchen Reiz des Ideeenreichthums, der Bilderfülle und bunteſter Färbung voraus hat. Ihr ſtellt Claudius ſeine theiſtiſche Auffaſſung gegenüber, die bei der Einfachheit und Wahrheit des Grundgedankens keine lockende und vielverſchlungene Irr- und Schlan-

genwege gehen kann und darum ſchlichter, weniger geiſtreich erſcheinen muß. — Nicht die flüchtige Erſcheinung an ſich begnügt ſich Claudius zu ſchildern, auch nicht die durch Menſchengefühl geſchmückte und vergeiſtigte, ſondern die Welt der Erſcheinung iſt ihm wie eine transparente Hülle, durch die eine andre Welt als die der Sichtbarkeit und Greifbarkeit mit überirdiſchem Glanze durchſcheint. So ſagt er ſelbſt in ſeinem letzten gedruckten Proſaaufſatz*: „Ein reines Auge kann die ſichtbare Natur nicht anſehn, ohne Gott und den Mittler zu finden und an ihn zu glauben. Ihn predigen Himmel und Erde, und alle Körper und Erſcheinungen in der ſichtbaren Natur ſind Glöcklein am Leibrock, die ihn und ſeinen Gang verrathen." — Von dieſem Grundſatz ſind ſeine Lieder durchdrungen. Nur beiſpielsweiſe verweiſe ich noch einmal auf das Lied vom Reiffen, wo nach lebendiger Schildrung der Winterherrlichkeit und der Winke für die Menſchen, ausgerufen wird:

— „Muß einer doch geweſen ſein,
Der ihn geſtreuet hat;
Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Iſt er ſchon wieder fort.

* Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814, Werke VIII, 204. —

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß."—

und in den Schlußversen des „Abendlieds" richtet die feierliche Abendstimmung in der dunkelnden, müden Natur den Blick nach Oben:

„Gott laß uns Dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!"

**

So reißt er allenthalben ſeine eigne wie des Leſers Seele von der Erde zum Himmel hinauf, vom Kleinſten öffnet er eine Fernſicht ins Weite und Hohe, vom Äußern führt er uns in die Stille und Tiefe der inneren Welt. Die Übergänge aber von dem Diesſeits zu dem Ahnen des Jenſeits ſind bei ihm mitunter leiſe und unvermerkt, öfter plötzlich und unvermittelt. Er will es ernſt und ſtark zu Gemüthe führen, daß hinter der Natur ihr Gott, hinter dem Leben aber der Tod ſteht. Damit eben hängt ſeine Vorliebe für die Schildrung des Todes, auf deſſen Bild und deſſen Mahnungen er immer wieder zurückkommt, eng zuſammen. Denn was ich von ſeiner Naturbetrachtung ſagte, gilt auch von der des Menſchenlebens. Sucht er in beiden das Ewige, ſo kann er den Tod als die Brücke dazu, als den Punkt zwiſchen Zeit und Ewigkeit, wo die Natur aufhört und das reine, ſelbſtändige Leben des Geiſtes anfängt, gar nicht umgehen. Freund Hain iſt in effigie am Eingang ſeiner geſammelten Schriften zu ſehen, mit der Bemerkung: „Ihm dedicir' ich mein Buch, und Er ſoll als Schutzheiliger und Hausgott an der Hausthüre des Buches ſtehn."

Mehr wie eine Betrachtung des Todes in Proſa und eine verhältnißmäßig große Anzahl von Grab- und Sterbeliedern bei Anläſſen des Familienlebens und des Todes von Freunden haben wir von Claudius, darunter einzelne von hoher Einfalt und ergreifender Wahrheit. Das

ſchönſte „bei dem Grabe meines Vaters“ habe ich ſchon angeführt, ein andres ſchließt:*

„Was weinſt du neben dem Grabe,
Und hebſt die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verweſung empor?

Wie Gras auf dem Felde ſind Menſchen
Dahin, wie Blätter! nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet umher!“

„Der Adler beſuchet die Erde,
Doch ſäumt nicht, ſchüttelt vom Flügel den Staub, und
Kehret zur Sonne zurück.“ —

Dieſes Fühlen der Vergänglichkeit und der darauf gegründete Zug zum Ewigen äußert ſich nun bei Claudius theils tiefernſt, theils humoriſtiſch, niemals — und das iſt wohl zu betonen — ſentimental oder weltſchmerzlich. Er war eine kerngeſunde Natur und alles Kranke, Übertriebene, Unwahre verabſcheute er. Er ſchreibt einmal ſeinem Vetter: „Du haſt Recht, Vetter, es wird in dieſen Jahren mit Empfindungen und Rührungen ein Unfug getrieben, daß ſich ein ehrlicher Kerl faſt ſchämen muß gerührt zu ſein.“ — Keine ſchlaffe Paſſivität, kein ſtummes, thränenſchweres Sichergeben in das Unvermeidliche tritt uns entgegen, ſondern ſtatt ſolch unkräftig-elegiſcher Stimmung ſtets die friſche, fromme Hoffnung,

* An — als Ihm die — ſtarb. Werke I, 19.

die nicht blos das welkende Blatt und nicht blos das dunkle Grab ſieht. Nur ausnahmsweiſe finden ſich klagende und reſignirende Stücke, wie das „der Menſch“* überſchriebene, aus dem die tiefe Durchdrungenheit von dem Salomoniſchen „es iſt alles eitel“ herausklingt.

„Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kömmt er und ſieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüſtet und begehret,
Und bringt ſein Thränlein dar;
Verachtet und verehret;
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerſtöret,
Und quält ſich immerdar:
Schläft, wachet, wächſt und zehret,
Trägt braun und graues Haar; —
Und alles dieſes währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er ſich zu ſeinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.“

Auch der Humor, der bei Claudius oft Angeſichts der ernſteſten Fragen ſein unſchuldig-ſchalkhaftes Weſen treibt und ſo ſehr zu ſeiner Dichtereigenthümlichkeit ge-

* IV, 98. —

hört, wurzelt in seinem religiösen Leben. Vermag doch nur der Christ die Gabe des ächten Humors zu haben, denn nur er steht mit seinem Bewußtsein in dem erhabensten Ideeenleben, von dessen Warte aus er je nach der Naturanlage seines Wesens entweder die Tragik oder die Komik in der Kleinheit und Ohnmacht wie in dem Wechsel menschlicher Dinge, die sich wie unabhängig und ewig gebärden, fühlt oder erkennt. Und gerade in Claudius' Humor sehen wir die beiden Bedingungen: Das tiefe Gefühl von der Endlichkeit alles Geschaffenen und das unumstoßbare Wissen um die Unsterblichkeit des Geistes, der aus Gott stammt. Claudius fühlt mitten in allem Wechsel der Dinge und trotz allem Schwanken auch des eignen Herzens einen festen Boden unter sich, von dem aus er mit siegreicher Heiterkeit dem Treiben außer ihm zuschaut — es ist bei ihm die selbstgewisse Fröhlichkeit kindlicher Hoffnung, die dem Wechsel, dem Kampf des Lebens, der Nacht des Todes auf den Grund sieht.

So haben wir in allmählicher Steigerung die einfachen Gegenstände seiner Poesie aus Natur und Menschenleben sich versenken sehen in den tiefsten Grund aller Natur und alles Lebens. Wer darin nicht den Schwerpunkt von Claudius' Gedichten zu erkennen oder zu ahnen weiß, daß er Natur und Geist einander gegenüberstellt, aber beide zu versöhnen sucht, wer sie nicht mit dem Auge und darauf ansieht, der kann keine Liebe zu ihnen fassen, aber auch kein Verständniß von ihnen haben;

der entkleidet ſie gleichſam ihrer eigentlichen Schöne und nun erſcheinen ſie ihm freilich nackt, kahl und armſelig. — Auch die Volksdichtung, ſoll ſie nicht triſial ſtatt populär ſein, will ihr Ideal haben, das der Dichter und Leſer über ſich ſelbſt, ſeine menſchliche Beſchränktheit hinaushebt. Sein Glaube iſt Claudius' Ideal. Und iſt dies nicht dasjenige Ideeenreich, an dem Alle, Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Gelehrt und Ungelehrt, Antheil haben können? Hier verſöhnt ſich der höchſte Idealismus, der über Menſchenwitz und Menſchenphantaſie geht, mit dem höchſten Realismus, der wahren und eigentlichen Wirklichkeit des Lebens. Hier iſt das wahrhaft Allgemeine, das die Stände, welche Natur und Geſetz trennt, in Liebe und im Glauben wieder eint, das die Bildungsunterſchiede verwiſcht, weil in ihm ganz andre Maßſtäbe gelten als der der Bildung. Jede Literatur, die ſich hiervon feindlich losſagt, iſt daher nothwendig, ſo groß und ſchön ſie ſein mag, dem Volk entfremdet. Daß aber Claudius, aus dieſem Quell ſelbſt genährt und erfriſcht, auch für ſeine Volksgenoſſen daraus ſchöpfte und nicht müde ward zu ſchöpfen, das verſetzt viele ſeiner Lieder, trotz all' ihren Mängeln, in das geiſtige Heiligthum des Volks, das gibt innen auch ihre Gemeinverſtändlichkeit, ohne ihnen von ihrem Schwung zu rauben. —

So iſt alle ſeine Poeſie ihrem Inhalt und ihrem inneren Leben nach indirect eine geiſtliche Dichtung; — indirect, ſage ich, weil ſie die göttlichen Geheimniſſe nicht ſelbſt und unverhüllt, ſondern in Natur und Menſchen-

leben verhüllt und ahnend ausſpricht. Und ſomit bilden ſeine Lieder ein wenn auch beſcheidenes Vermächtniß für jene ferne oder nahe Zukunft, wo unſre Dichtung im ganzen auch wieder ihr Haupt erheben wird zu dem Höchſten, was Menſchenlippen ausſprechen können, ähnlich wie in der antiken Heidenwelt die beſten und größten poetiſchen Erzeugniſſe im Dienſt des Mythos und des Cultus ſtanden, wie Dante und Giotto in Wort und Bild den Inhalt ihrer Kirche ſymboliſirten. Warum aber iſt Claudius bei dieſer Richtung nicht wirklich und unmittelbar geiſtlicher Liederdichter geworden? — Denn nur das genannte „Abendlied", das „Bauernlied" und das gegen das Ende ſeines Lebens gedichtete „Oſterlied"

„Das Grab iſt leer, das Grab iſt leer!
Erſtanden iſt der Held!
Das Leben iſt des Todes Herr,
Gerettet iſt die Welt! —"

ſind meines Wiſſens — und auch dieſe zum Theil ohne Fug und Recht — in kirchliche Geſangbücher übergegangen. Es laſſen ſich wohl zwei Gründe anführen, daß er dieſes natürliche Ziel ſeiner Lyrik nicht erreicht hat. Einmal gingen die Jahre ſeiner productiven poetiſchen Kraft überhaupt ſchon auf die Neige, als er dieſem Ziel innerlich am nächſten ſtand. Das zeigen ſeine übrigen Gedichte aus jener Periode und zum Theil ſelbſt das eben angeführte Oſterlied. Nicht daß er überhaupt geiſtig matter geworden wäre, aber das dichtriſche Vermögen iſt noch

ein andres; — und er griff ſpäter lieber zu dem einfachen Proſaausdruck als dem ihm näheren und natürlicheren, wenn er religiöſe Gedanken darſtellen wollte. Mehr noch hinderte die Ungunſt der Zeit. Zwar gebrach es Claudius keineswegs an Freudigkeit und Muth, ſeine chriſtliche Erkenntniß mitten in feindlicher Umgebung zum feſten Bekenntniß und dies zum Zeugniß zu ſteigern — in wie zahlreichen Aufſätzen hat er das gethan! — aber der freie poetiſche Ausdruck bedarf einer wirklichen Glaubensgemeinſchaft, wenn er mehr als der Spiegel der ringenden und ſehnenden Perſönlichkeit ſein ſoll. Dieſe aber fehlte ihm.

Das Geſagte ſollte erläutern, was für Stoffe Claudius in ſeinen Liedern wählte und in welchem Geiſt und Sinn er dieſelben behandelte. Noch ein Wort über ihre poetiſche Form bleibt uns zu ſagen übrig. Es läßt ſich von vornherein denken, daß ihm die Gefahr nahe lag, die Form, worunter ich die poetiſche Geſtaltung im weiteren Sinn verſtehe, gegenüber der Sache, der er dichtend wie lebend dienen will, gering zu ſchätzen; kurz die Schönheit der Wahrheit aufzuopfern. Und gewiß iſt das ein Vorwurf, den man der Mehrzahl ſeiner Lieder mit Recht macht. Der Mangel entſteht theils aus wirklicher Gleichgültigkeit des Dichters gegen alle Form theils aus ſeiner Anſicht von Volksdichtung. Claudius war des Glaubens, die Theilnahme für das Weſentliche, der Inhalt werde durch formelle Ausbildung leicht zerſtreut und geſchwächt; ein volksgemäßer Inhalt aber vertrage nicht die

Anmuth, die der Volksrede selbst abgehe. Daher in einzelnen Ausdrücken und Wendungen die oft wenig strenge Sondrung zwischen Poesie und Prosa, wie denn Claudius auch rein lyrische Gedanken wiederholt in halbpoetische Prosa eingekleidet hat; — daher der Mangel an Abgeschlossenheit und plastischer Insichfertigkeit der einzelnen Bilder und ganzer Gedichte; — der oft unharmonische Wechsel von breiter Redseligkeit und lakonischer Knappheit. Auch ist es zu tadeln, daß seine Diction nicht selten aus dem Sprachschatz und der Redeform des Volks, die er sonst als die der Bibel, des alten Kirchen- und Volkslieds wohl einzuhalten sucht, heraustritt und Worte und Redensarten aus dem modern-gebildeten Sprachbewußtsein nimmt, wenn auch nur, um gerade dieses gegen die Einfalt des Volks in Schatten zu stellen. Aber immerhin ist es eine falsche Subjectivität, die da stört und Unruhe in das poetische Stillleben bringt. Zunächst tritt er aus den Schnürstiefeln der classischen Formen, die ihm auf keinen Fall volksmäßig erscheinen konnten, heraus in die einfachen nationalen Formen; der Reim kommt bei ihm fast durchgehends zur Anwendung. Er unterschied sich also hierin ganz von den Göttinger Dichtern, der Schule Klopstocks. Diese theilten mit Claudius den Inhalt seiner volksmäßigen Bestrebungen, wollten dabei aber keineswegs auf die Errungenschaft des Jahrhunderts, die Feinheit und den Glanz der antiken Formen, dem Vorbild ihres Meisters folgend, verzichten. So geht auch hier Claudius seinen eignen Weg und behält ihn durch seine

gänze Dichterzeit conſequent bei. Denn ganz abgeſehen von Pindariſchen oder Horaziſchen Versmaßen — nicht einmal ein Hexameter kommt in ſeinen Gedichten vor in einer an Hexametern ſo fruchtbaren Zeit, unter den Augen gleichſam des Meſſiasdichters. Daß er ſeine einfachen, dem Kreis des Volkslebens entnommenen Gedanken nicht in Hexameter und alcäiſche Metren kleiden durfte, iſt natürlich, und da der Inhalt ſeiner Poeſie ſich in nichts änderte und erweiterte, bleibt er auch im Formellen auf ſeinem alten naturaliſtiſchen Standpunkt ſtehen. Es war zum Theil eine freiwillige Armuth. Dabei ſah Claudius, der ſelbſt ein ſo muſikaliſcher Menſch war, — und dies nicht blos, ſoweit er die Kunſt ausübte, — auf das Sangbare ſeiner Lieder; mehrere eigens für die Compoſition gedichtete Sachen, Cantilenen, Motetten u. ſ. w. — meiſt von untergeordnetem poetiſchen Werth — exiſtiren, alle aber ſollten ſich nach ſeiner Abſicht an die ergänzende und belebende Muſik anlehnen. Bekanntlich ſind die beſten und ſchönſten Lieder von Schulz und Reichardt componirt worden, und einige davon, das Neujahrslied und das Rheinweinlied vor allen, machen noch immer ihren tonbeſeelten Rundgang durch die ſinglustige Jugend.

Wir haben bereits oben von Claudius' Hang zur Aphoriſtik geſprochen. Auch ſeine Poeſie verräth ihn hier und da. Schon in den Liedern mitunter durch die kurz hingeworfenen nicht ausgeführten Gedanken, die den Nagel auf den Kopf treffen ſollen; mehr noch durch die Neigung zur

Spruchpoeſie, in der ebenfalls ein volksmäßiges Element liegt. Es iſt zum Theil eine körnige Lebensweisheit, früher mehr mit ſatiriſcher Färbung, ſpäter poſitiver und inhaltsvoller; nicht ſelten mit der Schlagfertigkeit und dem glücklichen Treffer eines Sprüchworts.

Die Schlußfrage, ob Claudius ein wirklicher Dichter und ob er ein ächter Volksdichter geweſen, ſcheint dahin zu beantworten zu ſein, daß er ohne Frage eine poetiſche Perſönlichkeit von ungewöhnlichem Leben war und daß ein kleiner Kreis ſeiner Lieder, in denen dem lebendigen Gedanken in rechter Stunde zur Geburt verholfen wurde, ſtets lebensfähig bleiben wird, daß ihm aber zu einem großen Dichter die Concentrirung auf dieſe Seite geiſtigen Schaffens, ein reicheres Geſtaltungsvermögen und der künſtleriſche Schönheitsſinn bei ſo hohem und reinem Wahrheitsſinn abging. Aber gerade dieſer Mangel iſt wieder ein ächt deutſcher Mangel. Es iſt gewiß, wie der Maler nach der erſten, innerlich erlebten und erſchauten Eingebung des Grundgedankens, der weſentlich eine von der Mitwirkung ſeines Willens unabhängige Offenbarung, ein Act geiſtiger Gnade iſt, der Compoſition, der Zeichnung und Farbengebung — und alles dies auf dem Grund ſtrenger Studien — bedarf, um ſeinen Begriff zu erfüllen, ſo gehört auch zur Vollendung des Dichterbegriffs die Kraft der Compoſition, der Fleiß der Zeichnung, die ſorgfältige Ausführung des Colorits, — um im Bilde fortzureden. Und dieſe letzteren Eigenſchaften gingen Claudius, deſſen innerſtes Weſen ſonſt Poeſie war,

großentheils ab, aber gehen ſie nicht auch der altdeutſchen Kunſt und dem deutſchen Volkslied ab? Ein Volksdichter aber iſt Claudius, ſoweit in jener Zeit dieſer Begriff überhaupt erreichbar war; er iſt ihm näher als irgend ein anderer Mitſtrebender gekommen. Freilich ſpricht aus ſeinen Liedern keineswegs immer die ungebrochene unbeirrte Stimme eines in ſich einigen Volks, deſſen Organ nur der Sänger iſt; in Inhalt und Form klingt nicht ſelten disharmoniſch das lehrende, kämpfende, bewußte Subject des Dichters hindurch, aber doch iſt es wunderbar, wie nahe die beſten Lieder des Boten dem kommen, was dem Volkslied noth thut. —

Drittes Buch. 1777—1790.

I.

Wandsbeck; Haus und Amt.

Die Lehrjahre wie die Wanderjahre lagen hinter Claudius; mit der leiblichen Heimath, die er wiedergefunden, wurde ihm auch die geiſtige und ewige gewiſſer. In ſeinem äußern Leben tritt daher die Bewegung zurück, wenn ſie auch nicht aufhört. Und Hunger und Kummer, Geburt und Sterben, Kinderernährung und Erziehung und Sorgen ſolcher Art, über welche doch auch bei ihm nicht immer oder nicht ſogleich das „Befiehl du deine Wege“ triumphirt, haben gerade das eigne, daß ſie innere Seelenbewegnngen ſo unmittelbar hervorrufen. Aber immerhin ſind das Wechſelfälle und Bewegungen, wie ſie unter keinem Dach fehlen, wenn auch das Außenleben tiefer und zarter wiederklingt in einem ſo geweckten inneren Leben, wie es Claudius und die Seinen führten.

Im ganzen verläuft in dem Zeitraum, von dem dieſes Buch ſpricht, das Leben des Wandsbecker Boten ſtill und ſtetig, ja einförmig. Die ſeltenen Ausnahmen und Unterbrechungen des Stilllebens haben wir zu berichten. Ge-

wiß wirkte dieſe Ruhe, dieſer zunehmend ſichere Frieden der Häuslichkeit und der altgewohnten Umgebung auf Claudius' Inneres heilſam zurück, zumal es keine Stagnation und kein ſatter Genußzuſtand war, der keinen Wünſchen, keinen Kämpfen und keinen Bitten mehr Raum ließ. Um ſo inniger und ungetheilter zog er ſich in die Werkſtatt ſeines Innern zurück. Da entſtand, auch nachdem er den Schlüſſel des Lebens gefunden hatte, ein Leben und Regen, von dem uns die Schriften nur ein ſchwaches Bild abſpiegeln können, — der Kampf der Heiligung aus dem gewonnenen und täglich erſtarkenden Glauben.

Zunächſt aber ein Blick in ſeine äußere Lage! —

Er bezog alſo wieder ſein altes enges und faſt baufälliges Miethhaus mit dem Garten, in dem er ein bretternes Gerüſt, „ſein Luſthaus“, hatte aufrichten laſſen, um es als luftige Sommerlaube zu benutzen. In der erſten Zeit und noch ungefähr ein Jahr lang lebte die kleine Familie, in ähnlicher Weiſe wie früher, mit Voß und ſeiner jungen trefflichen Frau zuſammen. Dieſe hat ſelbſt kleine Züge aus ihrem Zuſammenleben niedergeſchrieben. „Sehr häufig“, erzählt ſie u. a. *, „beſuchten wir Claudius' Schwiegermutter**, die eine Wirthſchaft für honnete Bürgerfamilien hatte, und mit ihren zwei unverheiratheten Töchtern die Gäſte gemüthlich zu unter-

* Briefe v. J. H. Voß II, 20 folg.
** Ihr Name war Behn.

halten verſtand. In ihrem großen Garten waren zwei Kegelbahnen, von denen wir eine in Beſitz nahmen. Claudius war Präſident dieſer Geſellſchaft, und ohne ſeine Erlaubniß wurde keiner zugelaſſen. Außer dem Wandsbecker Zirkel nahm man auch Hamburger auf, wenn's einzelne Herren waren. Die Wandsbecker Frauen hatten freien Zutritt, und beim Spiele ward ihnen eine Zahl Kegel vorausbezahlt. Jeder Luxus war hier ſtrenges Verbot, nicht einmal Kaffee oder Thee ward eingeräumt, bloß Kaltenhöfer Bier, für Claudius ein Ideal, und reines Brunnenwaſſer; dazu Butterbrot mit Käſe und kaltem Braten. Manchmal kegelten wir bis zehn Uhr, bei Licht und im Mondſchein. Auch geſungen durfte werden, außer wenn Paſtor Milow da war, der mit kegelte, ohne dadurch bei ſeiner Gemeine Anſtoß zu erregen." — So ſchmückten ſie ihre Armuth durch Genügſamkeit und kleine Feſtlichkeiten aus; man ſieht daran die wiederkehrende Heiterkeit bei Claudius. Daß die Frauen der beiden Dichter ſo gut und ſchweſterlich harmonirten, trug viel zur fortdauernden Eintracht der Männer bei. Sagt doch Erneſtine Voß* am Abend ihres Lebens von der Rebekka: „Mir iſt im langen Leben keine vorgekommen, bei der der erſte Eindruck ſo ungetrübt geblieben; dabei die angenehmſte äußere Geſtalt, die man ſich denken kann." —

Wovon lebte aber Claudius?

* A. a. O. S. 18.

Es ist das dieselbe schwere Frage, die uns bereits im ersten Buch Herder aus dem Mund nimmt und Claudius so zuversichtlich beantwortet. Er wurde wieder wie früher „homme de lettres" und seine Feder wieder die Wünschelruthe, womit er das wenige edle Metall, dessen er zu des Leibes Nahrung bedurfte, herbeizauberte. „Die öconomische Verfassung anlangend", schreibt er unterm 19. April 1780 an Herder*, „ist zu merken, daß es bis daher so passabel gut gehe und stehe; wir nagen am Büchel und Übersetzungsgebühr." Zugleich hatte Claudius von 1778—1780 die beiden ältesten Söhne des Philosophen Friedr. Heinrich Jacobi, der als bayrischer Geheimrath** in Düsseldorf lebte, zur Erziehung im Haus. Jacobi wollte seine Knaben zuerst in das weitberühmte Basedow'sche Philanthropin nach Dessau schicken, gab aber abmahnenden Rathschlägen seiner Freunde Gehör. Wie er aber auf Claudius verfallen, den er damals noch nicht persönlich kannte, wissen wir nicht. Möglich ist es, daß Jacobi's älterer Bruder, der bekannte Liederdichter und damals Halberstädter Canonicus, Georg Jacobi, der mit dem Boten schon näher scheint bekannt gewesen zu sein, die erste Beziehung vermittelte. Wenigstens existirt von ihm ein längeres Lied aus dem Sommer 1778, das in den wärmsten Worten den fernen Freund preist. Das Lied ist überschrieben: „Im Bilker-

* Aus Herder's Nachlaß I, 423.

** D. h. mit diesem Titel erst seit 1779.

buſche bei Düſſeldorf, den 13. Julius 1778** — und entwirft zuerſt ein lockendes Bild von der rings blühenden und ſommerlich belebten Umgebung des Dichters und ährt dann fort:

„Hier wünſch' ich traut und herzlich,
Von andern Wünſchen leer,
Die beſten Menſchen her;
Gedenke mir vor allen
Du guter Asmus dich" —

dem er ſodann weiter unten zuruft!

„Ich lernte neben dir
Auf meinem Raſen hier:
Wie der ſich im Gewinde
Von Weisheit nicht verirrt,
Der ſonder Arg zum Kinde
Voll Lieb' und Glaubens wird;
Der ſeinen Vater oben
Im hohen Himmelszelt,
Auf friſch beſätem Feld
Zu bitten und zu loben,
Für eitel Segen hält;
Im Glückesſchimmer biegſam,
Und, reich und arm, genügſam.
Kein Gutes ſich vergällt;
Der ohne Stolz ein Weiſer,
In Japan vor dem Kaiſer,
Mit treuer Wahrheit ſteht;
Dem Kaiſerthum zu frommen
Auch er willkommen ſein!"

Des Marſchalls Ohr erfleht,
Und leicht, wie er gekommen,
Zurück nach Wandsbeck geht.
O könnteſt du mich's lehren!
Ich baut' in Herzensruh
Ein Gärtchen ſo wie du;
Nähm' auch in allen Ehren
Ein Weibchen mir dazu,
Das mir zur Seite ging
Mit zärtlichem Vertrauen
Wenn's über dunkeln Auen
Voll tauſend Lichter hing.
Da ſollten ſo gering
Im Paradies auf Erden
Uns Arbeit und Beſchwerden,
Da ſollten uns ſo rein
Die trübſten Tage werden;
Und lächelte Freund Hain,

Wahrſcheinlich hat der reiche F. H. Jacobi, deſſen damals große Mittel überhaupt unter den Dichtern und

* Abgedr. in Voß Muſ.-Almanach v. 1779. S. 195 folgg.

Schöngeiſtern eine Rolle ſpielten, auch Claudius mehrfach in edler und zarter Weiſe unterſtützt oder wenigſtens die Überwachung ſeiner Söhne durch den Boten zu einer nachhaltigen Unterſtützung für dieſen gemacht. Claudius' Freunden, namentlich dem Gevatter Hamann, fällt es nicht wenig auf, daß er von ſeiner Armuth noch Geſchenke mit Erzeugniſſen hamburgiſcher Gaſtronomie machen kann.

Von den Überſetzungsarbeiten des Boten reden wir unten; das „Büchel“ iſt eben der dritte Theil ſeiner Schriften, von deſſen Inhalt auch alsbald die Rede ſein wird. Wenige Wochen ſchon nach ſeiner Rückkehr aus dem Süden erläßt er die Subſcriptions-Anzeige, die da anhebt: „Habe bei dieſer Gelegenheit freundlich vermelden wollen, daß ich hier mit Weib und Kind glücklich wieder angekommen bin; waren am Rhein geweſen.“ Daß es ihm um ein eiliges Beitreiben des Geldes gar ſehr zu thun war, zeigen Briefſtellen namentlich an Merck in Darmſtadt.

Nach Voſſens Abzug von Wandsbeck iſt er noch mehr auf ſein Haus und die Seinen angewieſen. Seine Wohn- und Kinderſtube iſt ſein Element. Der Leſer erinnert ſich des Bildes von Chodowiecki im dritten Theil, wo der Bote im Schlafrock und Pantoffeln, die Nachtmütze auf dem Kopf, über den Knaben, den er freilich damals noch nicht hatte, den „Ehrenſprung“ thut, während Rebekka mit dem Kleinſten auf dem Arm ganz verwundert dabeiſteht und ſich über den fröhlichen Eheherrn freut. Das Häuflein der Kinder wuchs. Aber lange blieb der Lieb-

lingswunſch des Vaters, einen Knaben zu beſitzen, uner-füllt. Das erſte Kind war ein Knabe, ſtarb aber alsbald nach der Geburt*. Das bekannte kleine Gedicht „An-ſelmuccio“ ** gibt von ſeinen Wünſchen auch poetiſche Kunde:

„Iſt gar ein holder Knabe, er!
Als ob er's Bild der Liebe wär.
Sieht freundlich aus, und weiß und roth,
Hat große Luſt an Butterbrot,
Hat blaue Augen, gelbes Haar,
Und Schelm im Nacken immerdar,
Hat Arm' und Beine, rund und voll!
Und alles, wie man's haben ſoll.
Nur eines fehlt dir, lieber Knabe!
Eins nur: daß ich dich noch nicht habe.“

Fünf Mädchen folgten auf einander, Caroline (geb. am 7. Febr. 1774), Chriſtiane (geb. am 13. Nov. 1775), Anna (geb. am 4. Juni 1777), Auguſte (geb. am 2. Sept. 1779), Trinette (geb. am 16. Mai 1781). Dann erſt erſchien der erſehnte „Dauphin“, wie ihn Clau-dius brieflich an Herder nennt, darum auch mit dem heiligen Namen Johannes (geb. am 8. Mai 1783) getauft, den indeß der Alltagsgebrauch in Hans um-taufte. Ihm folgt in der Zeit, von der wir reden, noch eine Tochter, Rebekka (geb. am 15. December 1784), ein Sohn Matthias (geb. am 6. Dec. 1786), der aber ſchon nach anderthalb Jahren (am 4. Juli 1788) ſtarb,

* am 30. Sept. 1772; vgl. a. Herder's Nachlaß I, 372 u. 385.
** Werke III., 15.

und abermals ein Sohn, Fritz (geb. am 17. Mai 1789). Zwei Söhne folgen noch in der nächsten Lebensperiode.

Bald war für die wachsende Familie die alte Miethwohnung zu eng. Claudius entschloß sich daher im Jahr 1781 rasch zum Kauf eines Hauses. Auch brauchte er einen Weideplatz für zwei Kühe, die er für des Hauses Nothdurft anschaffen mußte; — bisher hatte er sich mit einer Ziege beholfen. Denn schon längst war das Landleben nicht mehr blos ein poetisches Paradies für ihn, in dem er sich spazieren gehend, sternebeschauend, singend und die Nachtigallen belauschend erging, sondern auch von den prosaischen Früchten des Bauernlebens hatte er außer den Blüthen Notiz nehmen gelernt. Mit aufgenommenem Gelde kaufte er für 9000 M. B. vom Zimmermann Paul Haase ein schönes geräumiges Haus, das beinahe am Eingange des freundlichen und reinlichen Orts an der breiten lübschen Landstraße gelegen war. Hinter dem Haus lag ein großer Küchen- und Obstgarten mit doppelter Baumreihe und daran stieß eine Wiese, mit der später die Gräfin Schimmelmann den Dichter belehnte. In diesen freien und weiten ländlichen Räumen blühte nun das Hausleben des Boten recht munter auf, es ward der letzte Rahmen um sein Familienglück. Auch zu Besuchen und zur Übung einfacher Gastfreiheit war jetzt wenigstens Raum. Einem solchen Besuche am Anfang der neunziger Jahre verdanken wir ein anmuthiges Bild von dem patriarchalischen Haushalt des Boten — es sind tagebuchartige Aufzeichnungen eines Jünglings, die er

nach einem halben Jahrhundert als Greis in treuem Andenken an ſeinen mehrwöchentlichen Aufenthalt unter dem beſcheidenen Dach veröffentlicht hat. Iſt auch der Name des Verfaſſers* unbekannt, ſo iſt doch der Bericht durch die Farbe friſcher Wahrheit, die er trägt, für uns von Werth. Wir entnehmen ihm einige Hauptſtücke, deren jugendliche Auffaſſung und Darſtellung ſich eben aus dem Urſprung der Blätter erklärt.

„Wie froh und glücklich ich in Wandsbeck lebe, mögen Sie ſich vorſtellen; beſchreiben kann ich es nicht. Claudius hat alle Liebe gegen mich. An ſeiner Seite und in der Mitte ſeiner guten Familie bringe ich die vergnügteſten Abende zu. Was ich ſehe und höre, unterrichtet mich. Sie können nicht glauben, wie ich mich auf die Stunden freue, wo ich weiß, daß Claudius geſchäftefrei iſt. Von 7 bis 10 Uhr Abends verfließen die glücklichſten Augenblicke meiner Reiſe. Seine ſtets heitere Laune, worein er ſeine Miene, ſeine Worte, ſich ganz zu kleiden weiß, das ihm Eigne: unter ſchlechten Lumpen von Worten etwas Wichtiges zu ſagen, ſeine Anmaßungsloſigkeit, ſeine Mäßigkeit im Urtheile, Hindringen auf die Hauptſache und ſein Reſpekt gegen das Zufällige, wenn es ein Mittel zur Hauptſache ſein kann, davon habe ich alle Tage Beiſpiele; der Eindruck dieſer ganzen Summe von Liebenswürdigkeiten auf meine Seele iſt, Gott Lob! nicht geringe, nicht unwirkſam. — Claudius iſt ſo unſcheinend,

* Aus dem „Kirchenfreund" i. J. 1838 abgedruckt im „Bergedorfer Boten" dem ich die Bruchſtücke entnehme.

ſo ſimpel wie ein Buch, und auch ſo unſchuldig munter, und mir im Umgange, wie er ſich dem Publikum präſentirt. Ich las noch geſtern, bevor ich zu Bette ging, vieles im Asmus. Beinah bei jeder Stelle rief ich auf: Er iſt's. Ich ſah ſeine Miene, den Ton, die Geberde, mit denen er es geſagt und geſchrieben haben muß. Der Autor Asmus und der Menſch Asmus ſind Eine Perſon; ſie widerſprechen ſich nicht, wie es bei Schriftſtellern ſo oft der Fall iſt; ſie harmoniren in ihm auf's ſchönſte. Doch lieſet es ſich im letzten beſſer, deutlicher und rührender als im bloßen Buche, wo die gute erklärende Miene, der Ton, die ganze Stellung des Menſchen fehlt."

Dann folgen uns ſchon bekannte Angaben über Haus und Familie. Weiter heißt es:

„Alles zeigt eine geräuſchloſe, im Stillen glückliche Familie, die Eines Sinnes und Herzens nicht nur zu ſein ſcheint, ſondern auch iſt. — Vor oder nach dem Abendeſſen nimmt Claudius ſeinen oben gekrümmten Stecken — ſeine Haare hängen ihm unfriſirt und ungepudert über den Rock; er iſt auch nicht bange, wenn ihm die Strümpfe in Falten über die Beine hängen — und wir durchſtreifen das angrenzende angenehme Wäldchen, das er ſo ſchön und wahr beſungen hat, wo das Kühle der Luft und der ſchön glänzende Mond, der durch getheilte Blätter ſcheint, öfters in unſre Geſpräche einfließt und uns in höhere Regionen zu führen ſcheint. Oder wir ſtehen im Garten um das Chor gelber Nachtblumen und war-

ten ſtille den Zeitpunkt ihrer Entwickelung ab. Mich freuen und belehren immer die Fragen der Kinder, die auch hier unſre Geſellſchafter ſind. Der Vater zeigt und erklärt ihnen das Wunderbare dieſer Erſcheinung und winkt immer auf den Schöpfer. Da iſt's oft, als wenn wir um einen Altar ſtänden. Man kann es jedem im Geſichte leſen, daß er von innen opfert.

Vorgeſtern machten wir in ein nahe gelegenes Dorf einen Spaziergang, wir aßen in einer ſchönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback.

Ich möchte nur die Bockſprünge hermalen können, die Claudius darauf im Garten herummachte! — und die Kinder und ich mit lautem Gelächter hinter drein! Mancher würde denken, ſo müßte der Reſpekt der Kinder gegen den Vater verloren gehen. — Aber die Thatſache widerlegt es; denn Gehorſam, Liebe, Ehrfurcht gegen den Vater zeichnet dieſe Kinder vor allen aus; ſie freuen und ergötzen ſich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn um ſo mehr. — An Sonntagen lieſ't er Abends eine Predigt aus Taulerus vor. So ſimpel die Sprache dieſer Predigten iſt, ſo voll Geiſtes und ſo rührend ſind ſie. Wir ſitzen dann alle ganz ſtille um den Tiſch herum, und Claudius zieht dann, bevor er anfängt, ganz andächtig ſeine Mütze herunter. Sein Ton gibt der Wahrheit noch mehr Nachdruck und die andächtige Stille und Geberde eines jeden mag auch nicht ohne gegenſeitige Wirkung ſein. Der Übergang zu einem ſchönen erbauenden Liede iſt dann ganz natürlich, oder zu dem prächti-

gen Te Deum von Schulz, oder zu Haſſen's ſchmelzendem Glorioso redemtor, der kleine Fritz, den auch ſchon die Harmonie der Muſik rührt, fällt mit ſeiner zarten Stimme darein; er kann nicht mehr auf dem Schoße der Mutter ruhen, er ergreift den Arm des Vaters, der nur mit vieler Mühe fortſpielen kann, und der gute Junge meint vielleicht durch ſeine Beihülfe noch reizendere Töne zu entlocken.

Das ſchöne Tiſchgebet. Nachdem ſich alle in der Stille, jeder bei ſeinem Stuhle, geſammelt hatten, ſo fing Claudius allein und mit langſamer und andachtsvoller Stimme an: „Dieſe Speiſe geſegne uns“ — (hier neigten ſich Alle, als wenn die Gottheit bei dem Tiſche ſtände und den Segen in die Schüſſel legte) — „unſer Vater im Himmel!“ Nach einer kleinen Pauſe ſetzte man ſich. Als das Eſſen vollendet war, betete er: „Der Name des Herrn ſei gelobet und gebenedeiet in Ewigkeit!“ — Die Kinder und die Mutter küßten und dankten dem Vater; man ſah, wie ihm das Herz auf den Lippen ſchwebte. —

Erziehung. Fritz ſpielte auf dem Schooße ſeines Vaters mit dem Kork der Bouteille und ſchlug mit der kleinen Hand auf den Kork, um ihn recht feſt zu machen und dann mit ſtärkerem Halle herauszuziehn. „Er ſah es mir ab“, ſagte Claudius, „wenn ich die Bouteille zuſchloß. Kinder ſind wahre Affen, und es iſt gewiß die einzige Regel einer guten Erziehung, die gelingen ſoll: dem Kinde Gutes vormachen!“

Aufklärung. Sie beschäftigt sich mehr mit Wegräumen als mit Aufbauen, aber darum geschieht so leicht zu viel. Aufklären heißt auch weiterschreiten, aber die Linie ist fein, und schwer zu bestimmen, wie weit man gehen dürfe; besser diesseits geblieben als jenseits ausgeschweift. —

Er meinte, wenn einmal der Schutt, der über der Natur liegt, weggeräumt sei, so stehe diese wieder in ihrer ersten Schöne da, so wie sie aus des Schöpfers Hand gekommen. Dann möchte die Mühe des Menschen an ihr selbst zu modeln und zu meißeln, wohl umsonst sein, welches so viel heißt, als wenn der Geselle das Werk des Meisters revidiren und verbessern wolle; — versteht sich, daß der Meister den Gesellen an Kopf, Kunst und Erfindung bei weitem übertreffe. —

Menschenliebe. Wohlthätigkeit. Der Christ muß der beste Christ sein können, wenn es auch keinen Menschen neben ihm gäbe. Selbstbesserung, Ausleerung seiner selbst, Zurückführung von Allem auf Gott, — das ist die Hauptsache, wenn er auch ganz allein wäre: Jenes, Menschenliebe, Wohlthun folgt dann von selbst, wie die Frucht dem Treiben des Baumes. Was man heutzutage so in Zeitungen lobt und womit man sich eitel groß dünkt, sind meistens ausgehangne Früchte, nicht solche, die auf eignem Grund und Boden gewachsen sind. —

Die beste Welt. Die nichts als Geigen am Himmel hängen sehn, werden doch meistens im Alter andrer Meinung und murren über Tanzen und Singen, und tau-

meln, wenn ſie nicht ein guter Engel führt, auf dem andern Extrem und ſehen jetzt nichts als Zuchtruthen, Folterbänke und Elend. —

Kirchhöfe. Ein Freund von Claudius ſagte, daß die Begräbniſſe an abgeſonderten Örtern ſein ſollten. Claudius verſetzte, daß ihm die Begräbniſſe um die Kirche ausnehmend gefielen. Man wird ſo recht zum Gebet und Worte Gottes geſtimmt, wenn man über die Gräber in die Kirche geht, und der Wunſch wird einem dann ſo natürlich, da in der Nähe zu ruhen, wo man im Leben ſo viel Troſtreiches und Herzerhebendes gehört hat. —

Zeit und Ewigkeit. „Der Menſch kann", ſagte er, „in der Zeit ſein und doch ohne Zeit leben. Wie ſchnell verfliegt dem, der über etwas tiefer nachdenkt, die Zeit! Sie verſchwindet und iſt keine Zeit für ihn. Stunden und halbe Tage vergehen in der Geſellſchaft guter Freunde und man vergißt Uhr und Eſſen und Schlafengehen. —

In dem andern Lande gibt es keine Zeit. Wenn man in ſeinem Elemente und ganz iſt, was man iſt, dann fällt alle Zeit weg, die nur für dieſe Erde iſt, und dies nicht für immer, denn es iſt ſchon hienieden ein ſchlimmes Zeichen, wenn man viele Zeit oder wie man es heißt — Langeweile hat." —

Die Familie war alſo, Eltern und Kinder, am Ende der achtziger Jahre auf zehn Köpfe angewachſen. Des Vaters Zeit wurde ſehr durch den Unterricht der größeren Kinder in Anſpruch genommen, um ſo weniger Muße blieb für den literariſchen Verdienſt. Mehr noch der Vor-

blick in die Zukunft, was da dereinſt werden ſolle mit den großgewordenen Kindern bei gänzlichem Mangel an Mitteln, konnte nur trübe und wenig troſtreich ſein. Daher faßt ſich Claudius ein Herz und wendet ſich in einem originellen Schreiben an den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, der ſeit 1784 für den geiſtesſchwachen Chriſtian VII. als Mitregent die Regierung übernommen hatte. Vieler Augen und Hoffnungen waren auf dieſen jugendlichen Fürſten gerichtet. Auch Claudius hatte ſich ihm ſchon mehrere Jahre vor ſeinem Antritt der Regierungsgeſchäfte durch die Zueignung der Überſetzung von Ramſay's Reiſen des Cyrus* genähert. Später (1785), als Mitregent, warf er dem Boten einen Jahrgehalt von 200 Thalern aus, und als er im Sommer 1787 Wandsbeck beſuchte, war Claudius** der poetiſche Dolmetſcher der patriotiſchen Geſinnungen des Orts.

— „Nicht, was der Menſch nimmt oder thut,
Hat Sicherheit und Lohn.
Und Gott allein macht groß und gut;
Du lieber Königs-Sohn!

Der ſegne Dich! Dich ſegne Gott!
Der wolle mit Dir ſein! . .
Er mache Deine Wangen roth,
Und Deine Seele rein;"

u. ſ. w.

Die Art, wie der Kronprinz dieſe treugemeinte und von aller Schmeichelei ſehr entfernte Huldigung aufnahm, gab

* Werke IV, 83.
** Werke V, 92.

dem Dichter in demſelben Jahr den Muth zu folgendem Brief:

Durchlauchtigſter
Gnädiger Printz!

ich habe mich bisher mit meiner Hände Arbeit genährt, und mich nicht übel dabei befunden; aber acht Kinder, die doch halbwege erzogen und unterrichtet ſein ſollen, fangen an, mir meine Zeit zu nehmen, und mir meine itzige Lebensart etwas beſchwerlich zu machen. Ew. Königliche Hoheit haben ungebeten mich auf eine ſolche Art zu bemerken geruht, daß ich, wenn ich etwas zu bitten habe, mich zuerſt an Sie wenden würde, und wenn Sie auch nicht unſer Kronprinz wären; ich wünſchte irgend eine Stelle in des Königs Lande, und, wenn es ſein könnte, im lieben Holſtein. Gnädiger Printz, ich bitte nicht um eine ſehr einträgliche Stelle; ſondern nur um eine, die mich nährt, und um ſo eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens iſt, das Brod, das ihm der König gibt, zu verdienen.

Wenn es mir auch erlaubt ſein würde, ſo wüßte ich nicht zu ſagen, wozu ich eigentlich geſchickt bin, und ich muß Ew. Königl. Hoheit unterthänig bitten, daß Sie gnädigſt geruhen, ein Machtwort zu ſprechen und zu befehlen, wozu ich geſchickt ſein ſoll.

ich erſterbe mit Geſinnungen eines getreuen Unterthan

Ew. Königl. Hoheit

Wandsbeck, d. 19. Oct.
1787. unterthäniger Matth. Claudius.

Die freimüthig-ehrlichen Worte hatten den Erfolg, daß der Briefsteller im Jahre darauf die Stelle des ersten Revisors der schleswig-holstein'schen Bank zu Altona erhielt mit der Begünstigung, seinen Wohnsitz in Wandsbeck beibehalten zu können. Das Amt machte ihm offenbar nicht viele Mühe; er hatte, wie es nach brieflichen Äußerungen scheint, nur die Pflicht, die Quartalrevision abzuhalten und zu dem Behuf ein paar Tage nach dem nahen Altona hinüberzugehn. Hiermit waren denn seine nächsten Lebenswünsche erreicht — eine feste wenn auch kleine Einnahme, aber auch ohne die Ausgabe aller Zeit und Kraft; eine Beziehung zum äußeren praktischen Leben und doch keine Entfremdung von der stillen Einkehr in das innere Leben, deren er bedurfte.

II.

Literariſches Schaffen und geiſtiges Leben.

In dem Zeitraum, von dem wir reden, gab Claudius zwei Theile ſeiner geſammelten Schriften heraus; gleich am Anfang (1778), wie ſchon geſagt, den dritten, i. J. 1783 den vierten. Zwar war er damals das was wir einen „Literaten“ nennen würden, denn er lebte eben von Bücherſchreiben und Überſetzungen, und doch wie wenig hat er eigentlich Profeſſion davon gemacht — zwei kleine Bände ſind im ganzen ſein literariſcher Lebensertrag! Jacobi* konnte mit Recht ſagen, nicht einmal das Nulla dies sine linea! habe er ſich zum Geſetz machen wollen. Er kannte aber auch wie nicht viele die ſittliche Seite ſeines geiſtigen Berufs als ein guter Haushalter — er wußte wohl, daß keine Verzerrung widerlicher und widerſpruchsvoller ſei als ein geiſtiges Schaffen um Lohn. Die äußere Noth hat ihn wohl beten aber nicht dichten und ſchreiben gelehrt, ſondern

* Von den Göttl. Ding. (Ausg. v. 1811) S. 45.

nur der freie innere Trieb. Die Schreibſeligkeit der Aufklärungszeit war ihm tief zuwider. Selbſt bei dem Überſetzen andrer Werke, das ſeiner Natur nach eher die äußere Nöthigung verträgt, hat er ſich nie von der Ausſicht auf Gewinn, durch die Rückſicht auf Beifall und Modeneigungen des Leſepublikums leiten laſſen, ſondern nur von ſeiner Überzeugung, daß ein Buch das Bürgerrecht in unſrer Literatur verdiene, daß ſeinen Landsleuten eine Wohlthat damit geſchehe. Ja er ſchwamm auch hier gegen den Strom, es waren immer dem Zeitgeiſt conträre Schriften, die er überſetzte. Als ihm Voß die Mitarbeit an der einträglichen und müheloſen Übertragung von „tauſend und einer Nacht“ antrug, lehnte er den Antrag ab, wie Erneſtine Voß* meint, „weil ein ſolches Unternehmen ihm zu kleinlich ſchien“. Dagegen überſetzte er in dieſen Jahren aus dem Franzöſiſchen die „Geſchichte des Ägyptiſchen Königs Sethos“, vom Abt Terraſſon, eine Nachahmung des Telemach, doch ſo daß er in den geſchichtlichen und antiquariſchen Theilen abkürzte; „die Reiſen des Cyrus, eine moraliſche Geſchichte, nebſt einer Abhandlung über die Mythologie und alte Theologie“, vom Ritter Ramſay in Oxford**, und endlich die pſeudonyme Schrift „des Erreurs et de la Vérité, als deren Verfaſſer ſpäter L. C. de Saint-Martin bekannt wurde. Es iſt die erſte

* Briefe III, 9.

** Die Vorrede zur Überſ. iſt wieder abgedruckt in den Werken V, 82 folg.

Schrift dieſes ungewöhnlichen Mannes und i. J. 1774 erſchienen. Es folgte ihr eine lange Reihe von Schriften, die recht bezeichnend mit franzöſiſchen Bearbeitungen Jakob Böhme'ſcher Werke ſchließen, denen zu Liebe der ſchon alternde Mann noch Deutſch erlernt hatte. Claudius' Übertragung der genannten Erſtlingsſchrift iſt darum von großer Bedeutung für ihn, weil er wirklich von der Anſchauungsweiſe St.-Martin's ſich manches angeeignet hat oder, richtiger, weil er dieſelbe zur Beſtätigung und Steigerung ſeiner eignen mehr oder weniger entwickelten Denkart genutzt hat; dann aber auch, weil man in Deutſchland faſt allgemein über das Buch herfiel und in ihm ein Muſter von Geiſtesverwirrung und Abſurdität ſah und natürlich dann dieſe Urtheile auf den dem Original vielfach zuſtimmenden Überſetzer, ſtillſchweigend oder ausgeſprochen, übertrug. So urtheilte Göthe, ja Herder, um andre nicht zu nennen, die ſogar an jeſuitiſche Propagandaabſichten bei dem Buche glaubten. Hat doch noch neuerdings der Hiſtoriker Schloſſer in ſeinem angreifenden Urtheil über Claudius die Quelle zu deſſen geiſtiger Verwandlung, die ihm faſt einer Zerrüttung gleich kam, in St.-Martin's Buche ſehen wollen! Ganz anders urtheilt über St.-Martin ein Mann, der gewiß nicht in dem Verdacht ſteht, ſeine Richtung zu theilen, — Varnhagen von Enſe*. „Er

* Angelus Silesius und Saint-Martin (1833) S. 149. Man vgl. über des Verfaſſers Perſönlichkeit F. H. Jacobi's Briefwechſel II, 309 folg., der ihn 1801 in Paris kennen gelernt hatte, und über die einſchlagende Literatur Ratjen J. F. Kleuker. S. 8 f.

gehört zu den auserwählten Geistern", sagt er u. a. „die von Zeit zu Zeit gleich Wesen einer höheren Ordnung unter den Menschen wandeln, damit deren ursprüngliche Würde und Schönheit in Abbildern sichtbar bleibe, u. s. w." — Claudius hat in seiner schönen und für Original wie Übersetzer interessanten Vorrede* selbst angedeutet, worin er einstimmt mit der Grundrichtung des Buchs und was er daraus dahingestellt sein läßt. Vorher nur eine kurze Angabe von dem Hauptinhalte, auf die ich mich hier beschränken muß. Das Buch enthält gleichsam eine Physik des gesammten organischen Lebens und sucht darzuthun, daß der gebräuchliche Gang der Wissenschaften nicht zur Erkenntniß der Natur und Gesetze dieses Lebens führen, daß er die Wirksamkeit und Wahrheit der Dinge mehr verhülle als aufschließe; daß der Sinn und mit ihm die Wissenschaft der göttlichen Realität dem Menschengeiste verloren gegangen sei. Sie sei jedoch nur eben verloren gegangen, sei aber noch vorhanden und dürfe nur gesucht werden. Jeder Mensch kann die Grundzüge dazu in sich selbst finden, je mehr er sich dem Centrum der Wahrheit nähert; ist er in diesem „geboren, so ist nichts, das er nicht sehen, nichts, das er nicht umfassen möge". Einen Versuch, diesen in der „Privation und dem Elend" des Menschen abhanden gekommenen Schlüssel zur ächten Gottes- und Welterkenntniß herzustellen, soll die Schrift enthalten. Doch

* Wieder abgedruckt in den Werken IV, 45.

erklärt der Verfaſſer ſelbſt, daß er abſichtlich zurückhalte und einen Schleier ausgebreitet habe, theils, wie er ſagt, aus „Verbindlichkeiten“, die er nicht angibt, theils aus Rückſichten auf das Faſſungsvermögen der Menſchen. In dem Gegebenen aber tritt er mit dem ſicheren Ton und der Zuverſicht einer erhaltenen Offenbarung auf; daß bei ſolchem Standpunkt ſich Wahrheit und Phantaſie faſt verwirren müſſen, und wenn die Conſequenz auch die Form ergreift, eine orakelnde Dunkelheit und ein mit Zahlenmyſtik verwebtes Räthſelſpiel entſtehen muß, iſt nicht zu leugnen, und findet ſich in manchen Theilen des merkwürdigen Buchs beſtätigt. Aber damit iſt über ſeinen Werth oder Unwerth noch nicht alles geſagt. In den Theilen, die dem Verſtändniß zugänglich ſind, wo er nicht blos „wie ein Geiſt, mit verſchloſſenem Munde und aufgehobenem Zeigefinger, auf etwas hinweiſend da wir nicht von wiſſen“ einhergeht, finden wir auf dem Grund tiefer und ausgebreiteter, auf das Univerſale und ſeine Einheit gerichteter Kenntniſſe eine intuitive Anſchauung von ſeltenem Vermögen. Keinesfalls verdient das Buch bei allen Mängeln, die auch zum Theil aus einer faſt kleinlichen, alles unter das Licht des Prinzips ziehenden Syſtemſucht erwachſen, die Schmach, die man darauf gehäuft hat.

Wir kehren zu Claudius' eigenen Schriften zurück. Der dritte Theil beſtand großentheils aus Stücken, die ſchon früher, vor und während des Darmſtädter Aufenthalts, von ihm geſchrieben worden, denn wenige Monate nach der Rück-

kehr wird ſchon das Netz nach Subſcribenten ausgeworfen. Es hat deshalb dieſer Theil noch die größte Ähnlichkeit mit ſeinen Vorgängern; der Humor iſt vorklingend; den Mittelpunkt bildet die ſinnvoll-humoriſtiſche „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiſer von Japan“ mit dem ernſten Hintergrund der mahnenden Lehre von Fürſtenpflicht und Gewiſſen, aus der uns noch einzelne Ausſprüche begegnen werden. Nur gegen das Ende des Bandes macht ſich eine Änderung des Tons geltend in drei vermuthlich erſt in Wandsbeck geſchriebenen Stücken, wo der Scherz zerrinnt vor dem heiligen Ernſt, der an einzelnen Stellen einen beſonders tiefen und ergreifenden Ton annimmt — ich meine den Aufſatz „über das Gebet, an meinen Freund Andres“, „eine Correſpondenz zwiſchen mir und meinem Vetter, angehend die Orthodoxie und Religionsverbeſſerungen“ und die innig-ſchöne „Parentation über Anselmo“, der ein, mir unbekanntes, Erlebniß zu Grunde liegen muß. Das Zeichen des Kreuzes, das von nun an ſein Panier und Siegeszeichen wird, ſchließt den Band. —

In den nun folgenden Theilen kehrt ſich das Verhältniß von „Ernſt und Kurzweil“ gerade um; wie früher die belletriſtiſche Form und der Scherz überwog, auch das an ſich Ernſte, deſſen Geltendmachung dem Boten feierlich am Herzen lag, leicht die bunte Verkleidung umnahm oder in eigner Geſtalt nur in vereinzelten Strahlen durchſchien, ſo wird jetzt dem Schalk und der Narrenkappe ein beſcheidnerer Winkel angewieſen, und

Asmus hält es an der Zeit, die Wahrheit unverkleidet und frank hervortreten und walten zu laſſen.

Das Publikum und die Recenſenten empfanden wohl, daß ihr früherer Liebling nicht mehr ganz der alte ſei. Er bot nur ſelten Stoff zum Lachen, meiſt machte er ein ernſtes, mitunter ein bekümmertes Geſicht; aus dem Leben gegriffen waren ſeine Gegenſtände noch immer, doch die Mehrzahl aus einem andern Leben als vordem; er hörte eben auf, eine bloſe Unterhaltungslektüre zu ſein, was er freilich nie hatte ſein wollen.

So machen ſpätere Kritiker mit der Mehrheit des Publikums eine Art Einſchnitt in Claudius' Schriften, indem ſie ſeinen Ruhm und literariſchen Charakter aus den drei erſten Theilen ableiten. Über dieſe wollen wir nur einzelne gleichzeitige kritiſche Stimmen hören. Voran ſchicke ich ein Wort Juſtus Moeſer's, der in ſeinem bekannten Schreiben „über die deutſche Sprache und Literatur", in welchem er auf Friedrichs des Großen Schrift „de la littérature allemande" cet. antwortet, u. a. die Unwahrheit in der Nachahmung fremder Originale rügt, und indem er dieſen Vorwurf auf die geiſtliche Beredtſamkeit anwendet, fortfährt*, „dieſes macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch zu unwahren Rednern, die nie dasjenige wirken, was ein Claudius, der nichts ausdrücket, als was er empfindet, und gerade in dieſer aufrichtigen Übereinſtimmung ſein ganzes Verdienſt

* Der Aufſatz iſt v. J. 1781; unſre Stelle (in J. Moeſer's Verm. Schrift. Ausg. v. 1797) I, 198.

jetzt, unter uns wirket." Genauer eingehend sind die Anzeigen in Nicolai's allgemeiner deutschen Bibliothek*. Die darin herrschende Richtung des „gesunden Menschenverstands" hat doch Poesie genug, in den ersten Theilen den „ächten Humor, starken Witz, die scharfe Satire", auch den „drolligen und launigen" Ausdruck, sogar die „hohen Züge des Geistes und edle Wärme des Herzens" herauszufühlen, aber sie wittert doch schon in den beiden ersten Theilen das Fremdartige, das werdende Religiöse mit Mißfallen heraus. „Aber uns dünkt", sagt der Recensent, „daß der Verf. sich den Aufwallungen seiner Empfindungen oft zu sehr überläßt, sie zu sehr, auf Kosten des Verstandes, der kälteren Überlegung und der deutlichen Begriffe, erhebt. Das beweiset die Art, wie er sich über die christliche Religion, über die Vaterlandsliebe, über Mystik u. s. w. ausdrückt. Es kann auf eine Zeitlang angenehm sein, in süßer Phantasie herum zu wallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen, und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen, und die wir nicht wissen können, schön zu träumen; aber am Ende erwacht man doch aus diesem elysischen Schlummer, oder man träumt sich zum Schwärmer, und zu noch etwas Ärgern. Denn wo ist der Mann, der sich rühmen kann, seinen Empfindungen sicher trauen zu können?" — Seltsamer Weise hebt dasselbe Blatt, — indeß durch die Hand eines andern Recensenten, — gerade im dritten Theil die Gedanken über das Vaterunser genauer „über das Ge-

* Allg. deutsche Bibl. Bd. 30, S. 241—243. Bd. 36, S. 158—59.

bet“ rühmend hervor, freilich mit welchem Grad von Herzensbetheiligung, das lehrt das beigefügte Lob einer „naiven empfindſamen Paraphraſe.“ Anders wurden von den meiſten und lauteſten Stimmen des Publikums und ſeiner Leiter die folgenden Theile des Asmus empfangen; nur klein war das Häuflein der Getreuen, die bis ans Ende ausharrten, ohne irre zu werden an dem nicht neuen, ſondern nur ſich ſelbſt treueren Boten, die an ſeiner Kraft erſtarkten zu gleicher Geſinnung oder von der Sehnſucht wenigſtens nach gleich tiefem Frieden getragen wurden. Die verdammenden und verketzernden Gegenſtimmen, ſoweit ſie eine geſchichtliche oder perſönliche Bedeutung für Claudius haben, gehören indeß mehr in die folgende Lebensepoche, in die Zeit wirklicher Kämpfe.

Unſer Urtheil wird anders lauten müſſen. Wir ſehen in der Änderung des Tons bei dem Schriftſteller eben nur die Abſpiegelung innerer Vorgänge im Menſchen. Wer will und kann aber in dieſen Kern des Lebens hineinblicken? in eine Welt, die auch ihre Geſchichte hat, wie alles Wirkliche, wo aber der Geſchichtſchreiber fehlt, der auch nur den einzelnen Vorgang, geſchweige den Zuſammenhang durchſchaute. Wir ahnen das Licht, das eindringt und ſich verbreitet, nur aus den Schatten, die es in den Worten des Schriftſtellers wirft. Denn Briefe, die uns über die Geneſis ſeines religiöſen Wachwerdens Aufſchluß geben, exiſtiren nicht; Claudius' Briefe, ſoweit mir ſolche vorliegen, rühren überhaupt nur ſehr ſelten

an dieſe Lebensfragen, ſie beſprechen gewöhnlich nur äußre, beſonders Familienereigniſſe. Die kleinen Aufſätze in den Werken enhalten zwar eine treue Abſchrift ſeines innern Lebens, aber, für Viele geſchrieben, geben ſie doch nur die Früchte, weniger das Werden der Überzeugung. Jene ſtellen wir unten in kurzem Überblick zuſammen; für dieſes wage ich nur einzelne erkennbare Vorbedingungen zu nennen. Dieſelben ſind theils rein innerliche, die in ihrer letzten Quelle nur Gott kennt; theils von Außen, durch Anregungen und Aufnehmen, nach Innen wirkende. Was die erſteren angeht, ſo iſt wohl und wiederholt zu betonen, daß Claudius in keiner Periode ſeiner Mannesjahre der Wahrheit aus Gott fremd geblieben, daß er ſie unter ungünſtigen Einflüſſen feſtgehalten und bezeugt hat, aber ſie erfüllte ihn nicht ganz, ſie herrſchte nicht in ihm, ſondern ward in ihrer Kraft mitunter zerſtreut und gebrochen durch Lebensluſt und Lebensſorge und durch die ſtarke Reizbarkeit des natürlichen Herzens. Ja ihre Einfalt und geſundmachende Wirkung ward durch eine myſtiſch-theoſophiſche Neigung in Claudius gehemmt, die, ein Abweg ſeines anſchauenden Tiefſinns und genährt durch eine ſein religiöſes Leben begleitende und weckende Phantaſie auf neue Offenbarungen aus dem Jenſeits und der Natur der Geiſterwelt wartete. Gewiß dankte er dieſer Neigung, die ja auch eine Gabe war, verborgene Schätze des inneren Lebens, aber die Gefahr des Mißbrauchs lag dicht daneben; die Gefahr, Ausgeburten der eignen Schwachheit mit Enthüllungen einer höheren Na-

tur und mit Ausströmungen einer göttlichen Kraft zu verwechseln; zumal es in jener Zeit — wo Unglaube und Aberglaube sich in den Besitz der Geister theilten — nicht an dem Irrlicht solcher Schwarmgeister fehlte, die von dem trüben Wahn eines erhaltenen Prophetenberufs und eitlem Selbstbetrug sich verführen ließen und andre verführten. Übrigens ist Claudius vor dergleichen Ausartungen durch denselben gesunden geistigen Tact, wenn ich so sagen darf, bewahrt und gerettet worden, der ihn wie sein guter Genius auch vor andern Abwegen hütete. Überhaupt stellte sich in Claudius, wie wir sehen, das Christenthum zuerst vornehmlich von der gefühligen Seite als eine so zu sagen lyrische Religiosität dar und gerade um deßwillen so entschieden der blos objectiv gewordenen legalen Orthodoxie eines Goeze entgegen. Nie freilich war er von dem biblischen Grunde losgelöst, aber auch da besonders den Schriften zugethan, wo sich das innere Leben des Menschen in seiner Höhe und Tiefe vor Gott offen legt, wie in den Psalmen, und wo das persönliche Lebensbild des Heilands in all seiner Größe und Herrlichkeit zur Darstellung kommt, dem Evangelium Johannis. „In ihm ist so etwas ganz wunderbares — Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle zuckende Blitz! 'n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig! so etwas schwermüthiges und hohes und ahndungsvolles, daß man's nicht satt werden kann"*. Wer mag leugnen, daß gerade

* Aus der „Paraphrasis Evangelii Johannis" Werke I, 8. —

in diesem innigen Erfassen mit dem vollen und unbeirrten Gefühlsleben die Stärke und Lebenswärme des Boten liegt, die wir um alles nicht missen möchten. Aber doch bedurfte auch diese Seite, wenn sie nicht einseitig und allerlei Willkür ausgesetzt werden sollte, als ihrer Ergänzung und Erfüllung eines engeren und bindenderen Anschlusses an die Zucht der biblischen Wahrheit, damit diese mit ihrer Macht und Autorität auch ihren vollen Segen üben konnte. Und in diese Zeit des Reifens tritt Claudius nun ein. Seine Natur rang mit dem Worte der Wahrheit, weniger bei ihm das sich auflehnende natürliche Erkennen im Zweifel, als sein Gefühl und Wille in schwerem Abmühn. Es ist der Sieg im Unterliegen, den er hier erlebte.

Neben diesem unnahbaren inneren Werden und Bewegen stehen Anstöße von Personen und äußeren Erlebnissen. Von den Eindrücken, die jene lebensgefährliche Krankheit auf sein Inneres machte, haben wir oben gesprochen; sie waren entscheidend. Oft geht ja mit einer leiblichen Krankheit, die den Geist abschließt von der Außenwelt und auf sich selbst zurückbeugt, das geistige Gesunden Hand in Hand. Früher im Äußeren und Unwesentlichen verloren, verliert er nun dieses Äußere, und während jene Bilder in ihrem schönen Schein ferner treten und erblassen, erwacht das eigne Seelenbild, und unter Gottes Gnade das innere Urbild und das göttliche Ebenbild. Und wenn die Krankheit an den Rand des Grabes führt, wie mag es die Seele, die von der Wahr-

heit weiß und lebendige Eindrücke von ihr empfangen hat, hindrängen, sie in ihr volles Recht einzusetzen!

Das Aufgeben eines Amtes, das ihm Auskommen und Ehre gewährt hatte, und — was schwerer wog, als dies äußere Factum — die demüthigende Selbsterkenntniß, daß er überhaupt nicht geeignet sei, einen größeren Kreis praktischer Thätigkeit zu umspannen, hatte das Verständniß der göttlichen Absicht zur Folge, daß demnach sein eigentlicher Beruf sei, in freier Weise für die Wahrheit zu werben, die er sich zuvor fester und eigner gemacht haben müsse.

Darum mußten auch seine Studien bestimmter auf diesen Zweck gerichtet, die Seite der Erkenntniß in dem Glaubensleben mußte gepflegt und ausgebildet werden. Seine Amtlosigkeit, wo der Tag frei und ganz da lag und nur zum kleinen Theil durch Übersetzungsarbeit und eigne Productionen hingenommen wurde, unterstützte dies Bedürfen. Wir sind zwar nicht genau und ausdrücklich von seiner Tages- und Studienordnung unterrichtet, können aber aus Stellen seiner Schriften und Briefe schließen, womit er sich vorzüglich beschäftigte. Er folgte fortwährend auch dem Gang unsrer Literatur in ihren Hauptwerken, Anzeigen aber schrieb er nur noch von den ihm verwandteren Schriften, wie Hamann's, Herder's, Lavater's und F. H. Jakobi's. Vorzugsweise suchte er in unsrer und fremden Literaturen, zu denen er den sprachlichen Schlüssel hatte, solche Werke auf, die ihn in seiner Lebensrichtung fördern und kräfti-

gen konnten. Auch in dieſer Auswahl ſprach ſich das Streben von der Peripherie nach dem Centrum aus. So las er die Hauptſchriften der Kirchenväter, kirchengeſchichtliche Werke, die Schriften der Myſtiker. Philoſophiſche Studien ſchloſſen ſich an; namentlich behielt er die Vorliebe für Platon, deſſen Dialoge auch in chriſtlicher Zeit überall da, wo das religiöſe Leben ſich aus Unglauben oder dürrer Scholaſtik losringt, ihren propädeutiſchen Beruf übernehmen, und für des großen Bacon Weisheit; auch Spinoza's Philoſophie lernte er gründlicher kennen. Es ſind eben beſonders ſolche Werke, die auf das Ganze und Weſentliche Bezug haben und darum einen reicheren Austrag geben auch für die Erkenntniß des einheitlichen Lebens in aller Vielheit. Auch wurde Claudius damals beſonders angezogen durch die Bekanntſchaft mit den orientaliſchen Religionsſyſtemen, die in jener Zeit durch kritiſch-hiſtoriſche Forſchungen angebahnt wurde. Die Anregung für Claudius ſcheint von Hamann und Herder ausgegangen zu ſein, ſchon in Darmſtadt finden wir ihn mit dem Perſiſchen beſchäftigt, für welches gerade in jenem Jahre ſein ſpäterer Freund Kleuker die Religionsurkunde des Zend-Aveſta — 1771 von Anquetil franzöſiſch herausgegebene — überſetzte*. Es iſt auch hier wieder die univerſelle Seite des Mannes, aber freilich gerade hier beſonders deutlich mit dem Zug nach dem Mittelpunkt, auf welchen ihn die zerſtreuten Glieder der Menſchheit mit ihrem Aber-

* In 5 Theilen, 1776—1783.

glauben und den verlorenen Strahlen der Wahrheit hinwiesen. Blos gelehrtes Interesse und prinziplose Wißbegier leitete ihn in dem Gang und der Wahl seiner Studien nirgends; er sucht auch hier die wahre Bildung, das Zunehmen an Weisheit und Erkenntniß Gottes und der Menschen in ihrer wahren Wirklichkeit. Nur deshalb dehnt er seine Studien und Gedanken aus, um sich selbst desto enger und fester wieder zu sammeln, die Vielheit ist ihm nur eine Entfaltung und Auslegung der Einheit und der Offenbarung. —

Unmittelbarer in sein Herzensleben griff der Tod seiner Mutter, der in diese Zeit fällt. Sie starb im J. 1780 in Reinfeld. Daß wir nur so wenig von ihrer Persönlichkeit wissen, liegt gewiß nicht daran, daß sie wenig war und dem Sohn wenig mitgab ins Leben, sondern wol nur an ihrem wenig hervortretenden Wesen. Sie muß eine stille fromme Seele gewesen sein. Manchmal, deutet Claudius an, hat er mit ihr als Knabe das „Befiehl du deine Wege" gesungen. Wie aber ihr Heimgang innerlich auf Claudius gewirkt, hat er uns selbst im vierten Theil* kundgethan. „Vor einiger Zeit", heißt es da, „starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen wie sie immer war, und konnte nicht leben und nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reisten wir noch alle zu ihr, und standen da um ihr Bette und sahen sie an, einer so klug wie der andre.

* Passe-Tems, Werke IV, 110.

Ich wollte mir mein Herz gerne trösten und wollte ihr noch so gerne was zu Liebe thun; aber essen und trinken mochte sie nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Erfindungen der Menschen: an die Seelen-Lehre, an Newton's Attractions-System, an die Allgemeine deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die grade und schiefe Ascension der Sterne und ihre Parallaxen u. s. w., aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag out of reach! lag am Abhang und sollte herunter! und ich konnte nicht einmal sehen, wo sie hinfiel. — — Da befahl ich sie Gott, und ging hinaus... und machte ein Sterbegebet, daß sie's ihr vorläsen. Es war meine Mutter, und hatte mich immer so lieb gehabt, und ich konnte doch nicht anders! —"

Dieser vierte Theil seiner Schriften ist nun auf jenem Boden einer innern Erneuung erwachsen. Das Hauptstück in belletristischer Form ist die kleine, meist dialogisirte Erzählung „Paul Erdmann's Fest", die den leiblichen und geistigen Segen einer auf Grund gemeinsamen Glaubens wohlgeordneten menschlichen Gemeinschaft darstellen will. Es liegt ein Vergleich mit Zschokke's Goldmacherdorf und den Dorfgeschichten nahe; doch steht unsre Erzählung an poetischer Erfindung weit unter diesen Dichtungen; das Romanhafte tritt in ihr zurück, sie ist poetisch wenig ausgeführt, hat eine ganz realistische Tendenz, und wie sie mehr aus dem Leben gegriffen ist

greift ſie auch mehr ins Leben ein und iſt dabei, wie wir ſchon oben von den Bauernliedern bemerkten, frei von einer idealiſirenden Oppoſition, die jene Dichtungen hat ins Leben rufen helfen.

Als beſonders ſprechende Zeugniſſe der Art, wie Claudius in dieſem Theil den Leſer in ſeine religiöſe und ſittliche Anſchauung einführt, nenne ich die Stücke: „Schönheit und Unſchuld, ein Sermon an die Mädchen“, „Über einige Sprüche des Prediger Salomo“, das ſchon angeführte „Passe-Tems zwiſchen mir und meinem Vetter in der Schneiderſtunde“ und vor allem die fünf „Briefe an Andres“ * über die Erſcheinung des Heilands und einzelne ſeiner Reden und Thaten.

* Die Stücke ſtehn Werke IV, 72, 87, 99, 121.

III.

Gebrochene Verhältnisse; alte und neue Freunde.

Wie das Leben der Lehre vorausgeht, so wirkt diese auch wieder zurück auf jenes, auf das innere wie auf das äußere. So hatte auch Claudius in seinen Lebensverhältnissen die Folgen seiner ausgesprochenen Überzeugung zu tragen.

Gewiß ist es nun eine der schwersten Lebenserfahrungen des Mannesalters, daß nicht blos der Tod, sondern auch das Leben selbst alte, dem Anschein nach für immer geschlossene Freundschaften zerstört, ohne daß so leicht neue mit wirklichem Ersatz an die Stelle treten. Claudius hat diese Erfahrung in reichem Maße gemacht. Auch war diese chaotische Zeit, wo die stürmende Jugend zwar von einer gemeinsamen Quelle ausging, ohne aber irgend auf ein klar erkanntes gemeinsames Ziel hinzustreben, vor andern solcher Erfahrung ausgesetzt. Man denke an Voß und Stolberg, Goethe und Lavater, Goethe und Jacobi — Freundschaft auf Leben und Tod in jüngeren Jahren — Kälte, Entfremdung oder offener

Gegensatz nicht gar lange nachher! Was die Jugend noch nicht zeigt, die wahre geistige Gestalt des Menschen, die Physiognomie seines Innern, die er durchs Leben behalten und bewahren soll, bildet erst die Reife der Mannesjahre aus. So entwickelten sich aus der allgemeinen Naturvergötterung der Dichter jener gährenden Zeit, von der wir oben sprachen, vornehmlich drei verschiedene Richtungen: die universale Wissenschaft, die Herder vor allen vertrat, die Kunst als ideale Natur, zu der Goethe seine Jugendpoesie erhob und durchbildete, die Religion als das unsichtbare Reich der Wahrheit, der Claudius sich ganz hingab. Zu einem offenen Kampf steigerte sich der Gegensatz bei ihm in dieser Periode noch nicht; er verfuhr seinerseits nicht angriffsweise und ließ die Gegenstimmen in Recensionen und sonst einstweilen gewähren. Wie scharf aber bereits die Scheidung von früher befreundeten Geistern war, erkennen wir an einzelnen vertraulichen Äußerungen.

Zunächst nenne ich Voß. Nachdem dieser Wandsbeck verlassen und seine freie Muße mit dem dornigten Rectorposten zu Otterndorf im Lande Hadeln vertauscht hatte, scheint die Freundschaft mit Claudius in Briefen nicht gar lange und eifrig fortgelebt zu haben. Vermuthlich fühlte Voß schon in der letzten Wandsbecker Zeit die innere Scheidung und in Otterndorf in der strengsten Isolirung, fern von Freundes- und Bücherverkehr aus dem „Geestland", mit äußrer Noth und dem ungesunden Marschklima kämpfend, unter überschwerem Amts-

druck, der ihn freigewählter Arbeit entzog, trat in Voß bei aller Vorliebe für die Freiheit seiner Hadeler, die ihm übrigens erst im Rückblick späterer Zeit die andern Mängel überdeckte, der Geist der Verbittrung und einer schroffen Selbstheit, die bei nicht geringem Gefühl des eignen selbsterrungenen und selbstgerechten Werthes immer schwerer auf fremde Individualitäten einging. Um Ostern 1779 sah er Claudius auf einer Reise in Wandsbeck wieder und fand ihn nicht so munter wie er war. „Es verändert sich alles", setzt er in dem Brief an Miller* hinzu. Dagegen im J. 1785 heißt es** an denselben Freund, nachdem er von der Hoffnung gesprochen, seinen alten Jugendfreund Fr. Leop. Stolberg „von seiner früh eingeprägten Neigung zur Pietisterei und zum mystischen Unsinne" zurückkommen zu sehn: „Nur Claudius versinkt immer tiefer in den grundlosen Morast, der ihm ein Paradies scheint. Indessen ward er neulich nach einem Gespräche, das ich mit ihm hatte, sehr nachdenkend." — Gewiß ein hartes und schneidendes, ja liebloses Urtheil über den alten Freund. Mag man, um billig zu sein, es begreiflich finden, daß Voß bei seiner vorwiegend verstandesmäßigen Anlage und seiner rüstigen Thatkraft, die sich aus innerem Interesse oder äußerer Nöthigung an immer neue Aufgaben machte, eine natürliche Abneigung gegen das mystische und quietistische Element in Claudius hatte; er sah kein Fortschreiten, keine

* Briefe II, 106.

** Ebendas. II, 111.

Werke. Aber wir müſſen dabei einmal dieſe Anſchauungsweiſe, die nicht das Sein des Menſchen, ſondern nur ſein Thun anerkennt, eine dürr rationaliſtiſche Pragmatik nennen, mag ſie am täglichen Leben oder an der Geſchichte geübt werden, ja wir müſſen eine völlige Unfähigkeit darin ſehen, den wahren Gehalt eines Menſchen zu würdigen. Die Art des Seins aber beim Freunde ſo zu verurtheilen, iſt wenigſtens kein Zeichen hoher ſittlicher Bildung. Claudius fühlte doch gewiß nicht minder tief als Voß ihren Zwieſpalt, aber wie anders lauten ſeine Worte über ihn, die er auch an einen Freund und an einen gegen Voß nicht günſtig geſtimmten Freund ungefähr um dieſelbe Zeit vertraulich richtet! Voß wollte nämlich im J. 1784 gern Rector in Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz werden; Claudius wendet ſich deshalb an Herder*, der ſich zum Beſuch in Darmſtadt aufhielt, um ihn zu einer Fürſprache bei dem dort gerade anweſenden Prinzen Karl von Mecklenburg zu beſtimmen. Auf eine Gegenbemerkung Herder's ſchildert er Voß wie folgt: „Voß iſt keine weiche, gefällige Haut, die für andre Leute, noch für Kinder ſanft und luſtig anzufühlen iſt, und darum, glaub' ich, kann zwiſchen ihm und Kindern ſo ein recht herzlicher nexus nicht ſtatt haben. Er hat vielmehr ſeine eigne Form, die ſich nicht anſchmiegt, ſondern bleibt, wie ſie iſt, ſo daß er bisweilen kalt ſcheint und gewiß nicht ſo bedachtſam, als er ſein ſollte, iſt;

* Aus Herders Nachlaß I, 433—435.

dabei hat er wenig Weltkenntniß, aber gibt nichts darauf, und keine feine Lebensart, d. i. er macht seinen Bückling sehr schnell und tief herunter und so holterpolter ꝛc. Aber Voß ist auf der andern Seite ein ehrlicher Kerl, der etwas von Edelsein in seinem Charakter hat, der das Seinige treu thut, der ein scharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen sich oder andre beleidigt glaubt, sehr heftig und muthig ist; übrigens ist er ein wohlgewachsener hübscher Geselle." Äußerlich blieben beide Männer noch in einer gewissen Verbindung; Claudius liefert hier und da noch einen Beitrag zum Vossischen Musenalmanach; noch im J. 1786 erfährt „Urian's Reise um die Welt" Einschaltungen von Vossens Hand. Offene Fehde brach erst in der folgenden Periode aus.

Haben wir in Voß eine Stimme aus dem Klopstock'schen, unserm Voteu einst so nahe stehenden Kreis kennen gelernt, die sich nun als heftige Gegenstimme gegen sein Dichten und Trachten erhebt, — freilich auch nur, indem sie sich zugleich dem alten Chorführer und seiner Richtung selbst theilweise entfremdet, — so schließen wir als bedeutsamsten Einspruch aus dem damals glänzendsten Kreis unsrer Literatur den Goethe's an. Die persönlichen Beziehungen beider Dichter zu einander waren, wie wir gesehen, bis dahin nur dürftig und mittelbar. Aber Goethe erkannte in seiner vorweimar'schen Periode Claudius' Lieder und die seiner eignen Muse verwandten Klänge darin wohl an; „ganz vortreffliche Stücke" nennt er damals Claudius' Beiträge zum Mu-

Jenalmanach von 1773*. Und noch im höhern Alter, wo er ſonſt dem Boten nur unter den „Dilettanten in der lyriſchen Poeſie“ ein Plätzchen gönnen will**, iſt ihm das Rheinweinlied, an den ſonnigen Ufern des einzigen Stromes geſungen, ein „glückliches Rundwort†.“ Aber der innere Zwieſpalt war vorhanden, und Goethe's Art war es überall, dieſem den kräftigſten Ausdruck zu geben. Dazu mag die perſönliche Bekanntſchaft beigetragen haben, die bei längerem, freiem und ganz geradem Austauſch alle Differenzen an den Tag brachte. Sie fiel in den September des Jahres 1784. Claudius beſuchte den lange nicht geſehenen Freund Herder F. H. Jacobi kam gleichzeitig zum Beſuche Goethe's. Wir wiſſen von dieſem Zuſammenſein nur††, daß Jacobi ſehr befriedigt davon zur Heimath zurückkehrte, Claudius aber ſich nur wenige Tage halten ließ und ſich „wie ein Vertriebener“ nach Hauſe ſehnte, weil es ihm nirgend mehr wohlbehagte. Goethe, Herder's, Jacobi mit ſeiner Schweſter und Claudius machten u. a. eine Fahrt nach dem nahen Jena zum Beſuch des Major von Knebel. So ſah Claudius nach mehr als zwanzig Jahren ſeine alte Univerſitätsſtadt wieder. In ſchöner Mondnacht fuhr die eigenthümlich gemiſchte Ge-

* Ausg. letzt. Hand Bd. 33, 61.

** A. a. O. 44, 278.

† A. a. O. 20, 374.

†† Man vgl. Düntzer, Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 188 folg.

fellſchaft nach Weimar zurück, während ſie Goethe vom Zuſtand der Seele nach dem Tode unterhielt; „nur“, meint Herder's Frau, „ein wenig nicht ſchwärmeriſch genug“. Claudius fühlte wohl nicht blos bei dieſen Geſprächen, daß er hierhin nicht paſſe; auch das nahe Hofleben war ihm zuwider; Herder, wie wir ſehen werden, hatte ſich mehrfach verändert — der Bote mochte unter der vornehmen und geiſtreichen Umgebung eine ſonderbare Rolle ſpielen. Nicht lange nach dieſem Zuſammentreffen macht ſich Goethe's Abneigung gegen ihn in den italiäniſchen Reiſebriefen an Herder Luft. Alle dieſe Briefe athmen den Geiſt der neugewonnenen Freiheit und zum Theil den Übermuth in dieſer Freiheit. Der lebendige Zug, ſich aus den geiſtigen und ſittlichen Halbheiten ſeines Weimarer Lebens herauszuarbeiten und von dort überkommene, ihm längſt läſtige Verhältniſſe gründlich abzuſchütteln, durchdringt dieſe Briefe. Und dieſer Durchbruch zur reinen und claſſiſchen Kunſtrichtung, der zugleich ſein völliger Bruch mit dem Naturalismus ſeiner Jugendperiode war, gab dem Dichter mit neuen Lebensimpulſen, mit dem feſten und klaren Bewußtſein ſeines Berufs auch eine Sicherheit, die, ſelbſtgewiß und auf ſich ſelbſt ruhend, alles Fremdartige abſtieß und rückſichtsloſe Unduldſamkeit gegen andre Richtungen übte. Daher erklären ſich ſeine ſchneidenden Urtheile über Lavater und Jacobi, die alten ſo geliebten Freunde, wie über Claudius. Goethe nennt ihn „einen Narren, der voller Einfaltsprätenſionen ſtecke“, und ſagt in einem

andern Briefe: „wenn auch Claudius aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte, ſo ſei es offenbar, daß er alles was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſe“*. — Begreiflich iſt Goethe's Proteſt gegen einen Standpunkt, der die Zulänglichkeit der Anſchauung, die ſein Element war, verneinte; die Art des Proteſtes aber zeugt gewiß nicht von Billigkeit und liebevollem Verſtändniß. Später, in den neunziger Jahren, nähern ſie ſich wieder unter Jacobi's Vermittlung (ja Claudius ladet den Dichter im J. 1794 nach Wandsbeck ein**), bis die Kriegserklärung in den Xenien den Bruch herbeiführt.

Bei andern alten Genoſſen verhütete wol die räumliche Entfernung einen eigentlichen Bruch; ſo waren Bode, Schönborn, Baſedow fern. Gleim, den Claudius im Herbſt 1784 auf ſeiner Durchreiſe nach Weimar beſucht und im Jahre darauf in Hamburg und Wandsbeck wiedergeſehen hatte, ſchüttelt über ſeine myſtiſche Richtung den Kopf; Leſſing, der noch zweimal in dieſer Zeit in Hamburg war und den Boten aufſuchte, ſtarb ſchon 1781. Mit Klopſtock und dem Hamburger Kreis blieb Claudius in den achtziger Jahren noch in leidlichem Einvernehmen. Übrigens vollzieht ſich eine ſolche Scheidung zunächſt nur unter den Trägern einer geiſtigen Lebensrichtung, die das Bedürfniß völliger

* Werke, Octavausg. Bd. 24, 121. 126.

** Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi 198.

Durchbildung und Entschiedenheit haben; für die große Mehrzahl bleibt, wenigstens in friedlichen Zeiten, der berühmte Namen mit seinem unvertilgbaren Zauber bestehn, auch wenn er einer Persönlichkeit angehört, die nichts weniger als die „öffentliche Meinung“ vertritt. So wurde der Bote, nun einmal wollend oder nicht wollend ein „öffentlicher Charakter“, von nur zu vielen Fremden und Neugierigen heimgesucht. Der Lyriker Matthisson, der sich als Hofmeister der Söhne einer liefländischen Gräfin Sievert i. J. 1783 in Altona niederließ und von dort aus, ebenso wie die Gräfin selbst, in vielfachen Verkehr mit Claudius trat, erzählt uns aus einer etwas spätern Zeit, wo er besuchsweise nach Wandsbeck kam, einen heiteren Zug, wie Claudius sich der zudringlichen Huldigung zu erwehren wußte *. „Täglich beinahe“, berichtet er, „wird er von neugierigen Anekdotensammlern, gerüstet mit Schreibtafel und Bleistift, wie aus einem Hinterhalte überfallen. Er weiß, daß diese Menschenart keine Silbe, welche den Lippen eines von den Edlen im Volke gefeierten Namens entfällt, diesseits der Druckerpresse untergehen läßt, und empfing daher einmal einen Magister, von dem er bestimmt wußte, daß er nur wandere, um in der Geschichte seiner literarischen Pilgerfahrt eine Nachteule mehr nach Athen zu tragen, blos mit einer stummen Verbeugung.

Hierauf wurde der Fremde durch einen Wink zu ei-

* Erinnerungen von Fr. v. Matthisson Bd. I, 322.

nem Spaziergange nach der Wiese eingeladen, wo die Kuh weidete. Fortschweigend, wie ein Karthäuser, ergriff Claudius die Nachtmütze, um das treue Hausthier, welches mit Stechfliegen ganz überſäet war, von dieſer Plage mitleidig zu befreien, und richtete auch wirklich unter der argen Brut eine große Niederlage an. Nun erfolgte eine zweite ſtumme Verbeugung, und der Reiſende, den Sinn des Auftrittes ahnend, empfahl ſich mit ſichtbarer Verlegenheit. „Je nun“, ſagte Claudius, „Thaten ſind mehr werth als Worte, und ich meine, dieſe heroiſche Scene werde ſich im Drucke nicht ganz übel ausnehmen.“

Von Herder haben wir ſchon oben* geſehen, daß ſein altes Verhältniß zu Claudius zwar lauer wurde, aber doch nie ganz zuſammenbrach, wenn auch der einſt ſo lebhafte Briefwechſel, der getreueſte Spiegel ihres Verhältniſſes, ſeit der Mitte der achtziger Jahre nur in dünnen Tropfen noch nachtropft. Dieſes jahrelange Schweigen hat allerdings theilweiſe ſeinen Grund in der Erweitrung von Herder's amtlichen, perſönlichen und literariſchen Beziehungen ſowie in der natürlichen Stockung des Briefſchreibens mit zunehmendem Alter, aber nicht minder gewiß in dem weiten Auseinandergehen ihrer geiſtigen Lebenswege. Schon daß Goethe ſein oben angeführtes Verdammungsurtheil über Claudius an Herder richten konnte und durfte, iſt hiefür Zeugniß. Aber es iſt auch in Herder's Wei-

* S. 69.

marer Periode kaum eine Schrift von ihm erſchienen (und ſeine Schriften ließ er eine Zeit lang nach alter Gewohnheit noch alle nach Wandsbeck gelangen), bei welcher der Bote neben allem tiefen Reſpect vor dem Geiſt und dem lebendigen Wiſſen des Verfaſſers nicht zugleich ſein bedenkliches „aber“ eingewandt hätte. Er ſah mit Beſorgniß die Stellung des Freundes zur Offenbarung ſchwankend und unſicher werden und vermochte nicht, dem Verſuch einer Ausgleichung des Chriſtenglaubens mit den modernen Bildungselementen irgendwie zuzuſtimmen. Denn bei der Grundverſchiedenheit beider Seiten war ihm eine innere Verſöhnung undenkbar, ein künſtliches Gleichgewicht aber erſchien ihm unhaltbar, weil dem Zeitgeiſt mit ſeiner Übermacht der Sieg bleiben mußte. Er ſah die religiöſe Lebensſubſtanz in Herder ſich verflüchtigen und mußte mit Schmerz auf die Hoffnung verzichten, ihn als ein geiſtgerüſtetes Werkzeug mit der glaubensfeindlichen Aufklärung den Kampf aufnehmen zu ſehen, wie er ihn in ſeiner kühnen und feurigen Jugendzeit im Streit mit dem poetiſchen Philiſterthum geſehen und liebgewonnen hatte. Es iſt hier nicht der Ort, von Herder's Geiſteseutwicklung des weiteren zu reden. Der Übergang aus einer mehr centralen Stellnng zum Kerne des Chriſtenthums zu einem reichen und unendlich anregenden Univerſalismus des Geiſtes in Herder's ſpäteren theologiſchen Schriften iſt bekannt genug — ſeine Bahn näherte ſich eine Zeitlang ſogar wieder der Goethe's und beide gingen gerade während der achtziger Jahre eng verbunden Hand in Hand. Natürlich mußte

dieſe Ausweitung ſeiner Weltanſchauung zu einer Lockerung der alten Freundſchaft mit Claudius führen, der ſein Herz und ſeine Liebe wohl weiter machen konnte, ſeine Erkenntniß aber gerade zu verinnerlichen und zu verdichten ſuchte zu größter Beſtimmtheit. Öffentliche Ausſprüche des Boten über Herder's Schriften haben wir nicht aus dieſer Periode. Im dritten Theil ſeiner Werke ſind aber früher geſchriebene Anzeigen über zwei Herder'ſche Arbeiten, die Philoſophie der Geſchichte und die Provinzialblätter wieder abgedruckt, und da in dieſen wie in den früheren Recenſionen des Boten auch dem Freund gegenüber offener Freimuth herrſcht, der namentlich überall auf die nothwendige Scheidung von Dichtung und Wahrheit in Herder's Productionen hinweiſt, ſo fühlte ſich Herder von einigen Stellen als vermeintlichen Stichen und kränkenden Anſpielungen verletzt und ſetzt den Boten etwas unſanft zu Rede; gibt ihm auch nebenbei den Rath, ſeine „Fratzen und Grillen“ aus dem Kopf zu laſſen. Claudius weiſt dem Freunde ſeinen Irrthum in der Auffaſſung jener Stellen nach, fährt aber fort*: „Ich hätte gegen die Sache, die Ihr mir Schuld gebt, gar nichts, als daß ſie unterm Tiſch und nicht unter vier Augen geſchehen wäre. Ich ſehe es täglich mehr ein, daß niemand gut iſt, als der einige

* Aus Herder's Nachlaß I, 392 folg. Der Brief iſt irrthümlich in den Sommer 1775 geſetzt worden, er gehört in das Frühjahr oder den Sommer 1778, denn die beſprochenen Recenſionen ſind nicht die in der Note angeführten des I. und II., ſondern des III. Theils (S. 8 und 74).

Gott und daß der nur eigentlich Freund oder braver Kerl ist, der uns hilft, unsrer Narrheit loszuwerden. Wenn ich also eine Zange hätte, damit die Eitelkeit und andre Narrheit sammt den Wurzeln ausgezogen werden könnten, so würde ich erst meine eigne ausziehen und dann Euch die Zange präsentiren, aber nicht vor dem Publico und unterm Tisch, sondern geradezu und ingeheim." — Den alten Freimuth übte nun auch Claudius bei den folgenden Schriften Herder's, zu denen er von Jahr zu Jahr mehr prüfend und auswählend sich verhielt. Von den „Briefen über das Studium der Theologie" (1781) schreibt er: „Das meiste ist sehr für meinen Schnabel gewesen, nur hättet Ihr mir die Mystiker und Schwärmer nicht so heruntermachen sollen. Ob Narren unter ihnen sind, davon ist die Frage nicht, sondern nur über die Sache, und da ist doch klar, wenn wir nicht als Christen geboren werden und das Christenthum was Wirkliches ist, daß es dann wirklich werden müsse." Herder's größtes Werk, die „Ideeen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784 folg.) begrüßt auch Claudius an seinem Theil als eine große Erscheinung, sein „Aber" und die Wahrung seines Standpunkts unterläßt er indeß nicht. „Ihr habt eine besondre Gabe", schreibt er, „ein Ding aufzufassen und hundert zerstreute Spiegelscheiben zu stellen, daß sie die Strahlen auf einen Punkt werfen. Ich glaube auch, daß Ihr in manchen Stücken Recht habt. Die Kapitel von den verschiedenen Graden des Lebens und der Organisation haben mir am Besten gefallen. Doch

ob Sie ſelbſt gleich ſagen, daß das inwendige Principium von innen herauswirke und baue, ſo ſcheinen Sie mir doch die Eigenſchaften und Fähigkeiten des inwendigen Principiums zu ſehr von der Organiſation abhangen zu laſſen. Wie es mir vorgekommen iſt, fehlt nach Ihrer Meinung z. E. dem inwendigen Principium des Elephanten nur der Bau des menſchlichen Kopfs und ſein aufrechter Gang, um das Principium des Menſchen zu ſein; und das iſt nach meiner Meinung gar nicht wahr, nicht einmal bei den Thieren, deren inwendige Principia zwar verſchiedener Art, aber doch eines Geſchlechtes ſind, und durchaus nicht von Thier zu Menſch; und der Stufengang von Thier zu Thier kann und muß durchaus nicht wahr ſein, vollends der von Thier zu Menſch, der auf einer ganz andern Art in der Kette ſteht. Es gibt allerdings einen Gang zur Veredlung, die aber iſt keine Sache der specierum und generum, ſondern der einzelnen individuorum ꝛc., wie Ihr mit mehrern leſen ſollt*, wenn mich die Noth zwingt, Euch einen neuen Theil vorzureiten."

Im Mai 1783 beſuchte Herder auf acht Tage den ehrlichen Boten in ſeiner „neuen Burg" zu Wandsbeck, von wo aus er auch auf Claudius' Anregung mit F. H. Jacobi in die erſte briefliche Verbindung trat**. Von dem kurzen Gegenbeſuch des Boten im darauf folgenden Jahre war oben die Rede. Bald nach dieſer Zeit tritt

* So geſchehen V, 3.

** Erinnerungen II, 238. Herder's warm entgegenkommender Brief iſt abgedruckt in Jacobi's Werken III, 471 folg.

ein tiefes und langes Schweigen zwiſchen beiden Männern ein, wenn anders keine Briefe ſich verloren haben. Erſt im J. 1797 klingt noch einmal der alte Ton in einem Schreiben des Boten an, in welchem er die Verlobung ſeiner Carolina mit Friedrich Perthes den Pathen ſeiner Tochter meldet. So ſchließt ſich auch in dieſem Briefwechſel der Kreislauf des Lebens zuſammen; die Kinder ſind groß geworden, ringen ſich los vom Mutterſchooß des Familienlebens, der ſie getragen, und beginnen ein neues ſelbſtändiges Leben. Das mußte der Freund erfahren. Dann tritt wieder ein Schweigen ein und dies war das ewige Verſtummen. Wenige Jahre darauf ſtarb der große Mann. Noch in ſeinem letzten Briefe dankt Claudius für die Bücher, die ihm Herder von Zeit zu Zeit zugeſchickt, und bekennt, vieles darin habe ihm ſehr gefallen und was in ihn nicht paſſe, das laſſe er ſtehen. Wir ſehen aber, Claudius weiß immer das ewige Theil in Herder von dem zeitlichen zu ſcheiden, es iſt ihm eine Herzensangelegenheit, das zu thun und die Liebe, die über alle Weiſſagung und Erkenntniß iſt, verläßt ihn im Widerſtreit der Überzeugungen nie. Wie Herder über den Jugendfreund ſein ſchon oben angeführtes Generalurtheil abgibt: „Vergeſſe Deutſchland nie des biedern Dichters, aus dem wie aus wenigen die unſträfliche echte Natur ſprach“, ſo äußerte Claudius* ſpäter über den geſchiedenen Freund, er hätte in ſeinem Leben keinen

* Erinnerungen III, 180. Anm.

Mann gesehen, der einen so schönen und unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht wie Herder.

Stand aber Herder in seiner Lebensanschauung seit seinem reiferen Mannesalter auf dem Scheidepunkt zwischen Freund und Feind dem Boten gegenüber, so schloß sich diesem ein kleiner Kreis edler Männer ganz und ohne Vorbehalt, mit Herz und Geist an. Vor allen ist es Hamann, der bekanntlich mit seines jüngeren Freundes Herder Richtungsänderung keineswegs einverstanden war. Seine Freundschaft mit Claudius, die auch ohne Schauen fest und treu, wenn auch nicht ohne alle Schwankungen blieb, rührt, wie wir sahen*, aus dem Anfang der siebziger Jahre her; aber sie mußte in sich gediegener und lebendiger werden mit Claudius' geistiger Wiedergeburt, die ja in ihrem Wesen ein Entgegenreifen zu Hamann's unerschütterlicher Lebensüberzeugung war. Denn in diesem Manne schauen wir wie in keinem zweiten den Elementargeist der Sturm- und Drangzeit an in seiner Doppelgestalt, die sich wie Jugend und Reife, wie Hoffnung und Erfüllung verhält. Er verlangte als Grund und Anfang alles ächten geistigen Lebens und Schaffens, und voran aller Poesie, die ungetheilte, gesammelte, in sich lebendige Kraft des Geistes, die allein lebensfähige Kinder erzeugen könne; und diese innere Einheit des organisch-natürlichen Lebens war ihm der hoffnungsgewisse Vorhof und Bürge eines in Gott zu erneuernden und wiederherzustellenden inneren Lebens. Aber als er zum Bewußtsein der ersteren

* Vgl. ob. S. 95 folg.

Forderung nach schweren inneren Kämpfen, Leiden und Verirrungen gekommen war, stand auch schon die zweite höhere, die starke Glaubenssehnsucht in seiner Seele, die ihn dann Blicke in die Geheimnisse des göttlichen und menschlichen Lebens thun ließ, die damals nur den ersten Geistern und selbst diesen meist nur in ahnendem und halben Verständniß zugänglich waren. Denn freilich war diese Harmonie, die er lehrte, in ihm selbst nicht in Wirklichkeit vollzogen; sie war sein Ideal und seine Hoffnung. Weder sein sittliches noch sein denkendes Leben hatte die durchleuchtete und gereinigte Gestalt gewonnen, die ihn zu einem Muster und Beispiel seiner Lehre gesetzt hätte. Aber Claudius stieß sich an diese Gebrechen nicht. Wie manche Berührungspunkte zwischen beiden! In der mehr naturalistischen und schöngeistigen Periode sprach ihm Hamann aus der Seele, daß das Heil am wenigsten von den Franzosen, aber auch nicht von den Alten komme, sondern daß die Quelle auch ihrer Dichtung, die unsterbliche Natur selbst, zu suchen sei, um zu gesundem Mitsprechen in dieser „Muttersprache des menschlichen Geschlechts" zu gelangen. Aber in Hamann's Worten, auch wo sie andre Gebiete berührten, fand Claudius immer noch eine höhere Wahrheit durchscheinen, die ihm, so umsponnen meist die Gedanken waren, doch vertraut und verständlich entgegenleuchtete, daß wir „nicht dem Baum der Erkenntniß unser Glück zu danken haben, daß es einen bessern, einen höhern Weg gebe als Sprachen und Gnostik." Dabei war in Hamann die Erkenntniß

dieſer Wahrheit nichts weniger als Erbſchaft und Tradition, ſondern in eigenthümlichſter Weiſe erlebte, erkämpfte und erflehte Gewißheit. Denn die Schätze einer frommen mütterlichen Erziehung hatte das darauf folgende Leben voll geiſtiger und ſittlicher Entfremdung, Entzweiung und rohſter Verführung wenigſtens bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Dies Gepräge aber des gewaltigen Kampfes, des nicht entliehenen, ſondern erworbenen Gutes konnte ihn allein unſerm Boten anſprechend und lehrfähig machen.

Was die Form und Methode der Production anlangt, ſo war zwar in Hamann die Gabe der Speculation vorherrſchend, in Claudius die unmittelbar poetiſcher Conception, doch dieſer ſcheinbar große Unterſchied glich ſich wieder aus, indem Hamann wie ein ſpeculativer Poet lediglich intuitiv verfuhr, keine dialektiſche und ſyſtematiſche Begabung und Neigung beſaß, Claudius aber von vornherein die poetiſche Kunſtform für nichts achtete und immer mehr zum dichtenden Philoſophen wurde. Beide Freunde gingen von einer breiten Grundlage der Beleſenheit, des Wiſſens, geiſtiger Intereſſen überhaupt aus (wenn auch Hamann's Polyhiſtorie weit ſchwerer wog, aber auch ſchwerer zu bewältigen und zu behandeln war), führten dieſelben aber als Sokratiſches Nichtwiſſen ins Feld gegen die ſelbſtzufriedenen Lichtfreunde der Aufklärungszeit; Hamann mehr mit ſchwerem Geſchütz tiefſinniger Ideeen, der Bote mehr mit den leichteren Waffen von Ernſt und Kurzweil kämpfend; auch ihr Humor unterſchied ſich ſo. Das Formloſe und Unmündige, das

beiden gemein war, ging bei Claudius mehr aus freiem Willen und Grundſatz hervor, bei Hamann war es Naturfehler und übertrieb ſich bis zum unverſtändlichen Stammeln. Claudius hat unleugbar große Einflüſſe durch Hamann's Schriften erfahren, von denen er einige auch kurz angezeigt hat*; namentlich in dem Gebiete der chriſtlichen Philoſophie, zu deren Heranbildung alle Arbeiten des nordiſchen Magus Scherflein und Bauſteine ſind, — d. h. in der Erkenntniß des Weltganzen, des Zuſammenhangs aller Dinge von dem einen Mittelpunkt des göttlichen Worts aus, das zwar keineswegs über die ganze Peripherie des Lebens ſelbſt redet, aber in ſeiner Entfaltung und ſeinen Conſequenzen allerdings das Licht auch hiefür in die Hand gibt dem demüthigen und den Spuren der Offenbarung nachgehenden Forſcher. Namentlich klingen Hamann's Ideeen über das Weſen von Offenbarung, Natur, Sprache, Geſchichte wiederholt in den Aufſätzen des Boten an — doch nicht als eine bloße Hin- und Aufnahme, ſondern immer eigenthümlich verarbeitet und perſönlich geworden. Ihr Verhältniß war überhaupt ein Verhältniß der Freiheit, nicht der Abhängigkeit und Nachahmung, und in den meiſten Fällen erklärt ſich ihre Gedankenähnlichkeit und geiſtige Gütergemeinſchaft, wie bei Dichtern, aus ſelbſtändigem Finden bei großer innerer Verwandtſchaft.

Um ſo beklagenswerther iſt der Verluſt oder die Unzugänglichkeit des Hamann-Claudius'ſchen Briefwechſels,

* Werke I, 14. 15. III, 73.

der muthmaßlich eine reiche ſprudelnde Quelle für die Erkenntniß von dem inneren Leben des letzteren geweſen wäre. Ihr ſchriftlicher Austauſch war ſehr lebhaft. Neben mancherlei brieflichen Äußerungen Hamann's über den Boten exiſtirt auch eine humoriſtiſche, in den pythiſchen Stil des nordiſchen Magus verkleidete Ankündigung der beiden erſten Theile ſeiner Werke in der Königsberger Zeitung*. Freund Hain wendet ſich darin an alle beleſenen und empfindſamen Perſonen in Oſt- und Weſt-Preußen und legt ihnen den „ehrlichen Dorflieger vom ſchönen Geiſte“ mit dem „engliſchen Stumpfſchwanz ſeiner Mundart“ ans Herz. „Biſt ein guter, lieber Junge“, ruft ihm der alte Ruprecht Pförtner zu, „haſt eine feine Seele, die deine iſt, und den Keim myſtiſcher Weisheit“; — „biſt weiſer, denn die Weiſen von Abdera und die Schildbürger des gelehrten Weſens daſelbſt, die auf Steckenpferden um den Feenring mondſüchtiger Unſterblichkeit ſpielen“ u. ſ. w.

Mit Hamann's plötzlichem Tode (1788) ging für das öffentliche deutſche Geiſtesleben, für das der räthſelvolle Mann ohnehin nicht geboren und dem er immer fremder geworden war, nicht eben Viel verloren, um ſo mehr für einen kleineren Kreis edler Menſchen, die dem Ewigen in ſeiner geoffenbarten oder im eignen Ideal angeſchauten Geſtalt zugewandt waren, die in Hamann bei ſeiner inneren Energie und ſeinem ausgiebigen, ſo man-

* Vom 10. Mai 1775. Abgedruckt in Hamann's Schriften IV, 384 folg.

chem Bedürfen, Talent und Lebensſtadium gewachſenen Geiſtesreichthum ihre Seele, ihren Halt, ja ihren geiſtigen Vater verehrt hatten. Auch Claudius gehört zu dieſer kleinen Schaar ſtiller aber auserwählter Seelen, die ihren Meiſter ſchmerzlich vermißten.

Wie ſich die erſte Bekanntſchaft zwiſchen F. H. Jacobi und Claudius angeknüpft, haben wir oben erzählt. Schon die Art und Einleitung des Verhältniſſes zeugt von dem Vertrauen Jacobi's zu dem Boten, wenn dieſer Glaube in Bezug auf ſeine pädagogiſchen Gaben auch kein ganz hellſehender ſollte geweſen ſein. Aus der brieflichen und durch die Söhne vermittelten Bekanntſchaft wurde im Sommer 1780 eine mündliche und perſönliche, als Jacobi ſeine Kinder von Wandsbeck abholte; zwei Jahre darauf ſcheint er dieſen Beſuch wiederholt zu haben, und in Weimar ſahen ſich die Freunde, wie oben erzählt, im Herbſt 1784 wieder. Zum letztenmal in dieſer Periode trafen ſie im Herbſt 1789 in Wandsbeck zuſammen, wo Jacobi bei Claudius wohnte und dann mit ihm Holſtein durchreiſte. Die Bekanntſchaft wurde bald zur Freundſchaft. In der leicht ſich verbrüdernden, das Geiſtige überall ſuchenden, das Gleichartige vollends anbetenden Zeit hatte gerade Jacobi das ganz beſondre Bedürfniß, ein inneres ideelles Zuſammenſtreben auch zu einem perſönlichen, durch Beſuche, Briefe, Aushülfen, Grüße, Schriften- und Gedankenaustauſch vermittelten Zuſammenleben zu erheben. Er war nichts weniger als ein einſamer Denker, ſondern ein Mann der geiſtig-vornehmen Geſellſchaft, der die Gabe, ſich perſönlich darzu-

ſtellen und ganz und voll zu geben, in hohem Grade beſaß. Seine Verhältniſſe hatten ihn zum Geſchäfts- und Weltmann beſtimmt, ſeine Neigung zog ihn zum Denken und zum Dichten, ſo wurde aus der Miſchung beider Seiten allmählich ſein Hauptberuf, die Ergebniſſe ſeines inneren Lebens und des Mitlebens mit der Literatur dem unmittelbaren Leben einzupflanzen, für deſſen Genuß und Pflege er geboren war. Perſönlichkeit war ſein und ſeiner Philoſophie A und O; und wenn er im Leben dieſen Begriff mitunter in ſchwächlicher Sentimentalität und in der Wiſſenſchaft in halbwahrer Einſeitigkeit übertrieben hat, ſo hat er ihn doch für viele Kreiſe retten und feſthalten helfen, als er durch die entgegengeſetzten Verirrungen verloren zu gehen drohte. Seine Gedankenſtellung zu ſeinem „Herzensbruder" Claudius, die er uns ſelbſt ſpäter in öffentlichen Documenten dargelegt hat, gehört mehr dem folgenden Zeitabſchnitt an, wo beide Freunde räumlich und verwandtſchaftlich eine Reihe von Jahren einander ſo nahe ſtanden. Die innerliche Nähe, die, wie bekannt, in dem allerentſcheidendſten Punkte niemals zu einer Identität geworden iſt, ſpricht Jacobi ſelbſt ſchon frühzeitig aus. Als ihm Claudius den vierten Theil ſeiner Schriften zugeſchickt hatte, antwortet er ihm*: „Es ſteht faſt auf jedem Blatte dieſes Büchleins geſchrieben, daß wir Freunde ſind. Über Schwärmerei**

* F. H. Jacobi's Briefwechſel I, 362 v. 30. Juni 1783.

** Anſpielung auf Claudius' Aufſatz Passe-Tems Werke IV, 99 folg.

ist auch die äußerliche Ähnlichkeit unsrer Vorstellungen frappant. Die innerliche Ähnlichkeit der Gedanken aller Menschen, die mit Ernst die Wahrheit suchen, die darum bekümmert sind, ist überhaupt ganz sonderbar. Alle diese Leute haben einen gewissen Tiefsinn — der sie tiefsinnig macht, und sie ungefähr dasselbe finden läßt. Scharfsinn ist etwas anders; er wird aber oft für tiefsinnig angesehen, weil er, so zu sagen, tiefsinnig über Form ist." — In dem vielbesprochenen Streit Jacobi's mit Moses Mendelssohn über den angeblichen Spinozismus Lessing's ließ aus dem Gewirr streitender Parteischriften auch der Bote seine versöhnliche Friedensstimme vernehmen*, die allerdings dem Freunde und seiner Grundansicht, daß es eine unmittelbare mit uns geborene Gewißheit des Glaubens gebe, zustimmt, soweit sie die gegenüberstehende bekämpft, aber auch mit christlicher Gerechtigkeit in Mendelssohn die Spuren der Wahrheit ehrt, wenn er auch seine Halbheit und den Widerspruch in der Ansicht vom Verhältniß der Speculation zur „natürlichen Religion" nicht verschweigt.

Unbedingter in der inneren Lebensgemeinschaft mit Claudius stand der berühmte Theolog Johann Friedrich Kleuker, der Freund Jacobi's, Hamann's, Herder's und Lavater's, damals noch Rector in Osnabrück, später Professor in Kiel; wenn ein directer

* In der zuerst besonders gedruckten Schrift: Zwei Recensionen in Sachen der Herren Lessing, M. Mendelssohn u. Jacobi. Hamburg 1786. Dann in den Werken V, 101 folg.

Briefwechſel zwiſchen beiden ſich auch erſt im Anfang der neunziger Jahre anknüpft. Er war der gelehrte und gründliche, in Geſchichte, Speculation und Sprachen tiefforſchende Apologet des poſitiven Chriſtenthums, nicht überall des orthodoxen Lehrbegriffs. Und durch dieſe Eigenſchaften, denen ein frommer kindlicher Sinn und männliche Feſtigkeit höheren Werth verliehen, ward er ein ſehr weſentliches Glied des Kreiſes, von dem ich rede. Er iſt durch ſeine ausgebreitete Kenntniß und Erſchließung orientaliſcher Religionsſyſteme der eigentliche Schöpfer einer vergleichenden Religionswiſſenſchaft, die Claudius ſo andauernd beſchäftigte, geworden. Mit ſeinem ſtrengen Bibelglauben, der aber kein wörtlicher Inſpirationsglaube war, verband er eine originale theoſophiſche Richtung, und vorzugsweiſe war das Element ſeines religiöſen Lebens die Anſchauung der Herrlichkeit Chriſti, weniger der evangeliſche Gegenſatz von Sünde und Gnade*. Stimmt auch in dieſem Kernpunkt Claudius mit ihm nicht völlig überein, ſo doch um ſo mehr in faſt allen übrigen Stücken ſeiner Überzeugung. Auf eine überſchickte Schrift antwortet er ihm freudig zuſtimmend u. a.**: „Die Poſition iſt ſehr beſchwerlich, darin die neuen Theo-

* Eine eingehende und anziehende Darſtellung der Theologie dieſes in der gelehrt-theologiſchen Welt ſeiner Zeit faſt alleinſtehenden Mannes hat Dorner in: J. F. Kleuker und Briefe ſeiner Freunde v. Ratjen S. 42 folg. gegeben.

** a. a. O. S. 180 folg. d. d. 2. Nov. 1792; der einzige in der Sammlung abgedruckte Brief von Claudius an Kl.

logen ſtehen. Von der Höhe des Berges und dem Fundament haben ſie die Theologie abgebracht und ganz fallen wollen ſie das Ding noch nicht laſſen. Am Abhang aber will es nicht liegen, und macht ihnen das Leben ſauer, und ich fürchte die Zeit ſei nicht weit, wo ſie die Lawine herunter fahren laſſen."

Mit den genannten Männern im engſten Seelenbund ſtand Johann Caspar Lavater. Auch Claudius trat zu ihm in eine, lange Zeit indeß nur durch Briefe genährte Gemeinſchaft. Leider iſt auch dieſer Briefwechſel für uns verſchloſſen. Aber die Schriften beider Männer geben uns über ihre Gleichheit und Verſchiedenheit hinreichenden Aufſchluß. Da iſt denn bei einer weſentlich gemeinſamen Grundlage, dem treuen Feſthalten an der chriſtlichen Wahrheit, der bei Lavater wie bei Claudius ein eifriges Mitleben mit dem Sturm und Drang der Geniezeit vorher oder nebenher ging, kaum eine größere Naturverſchiedenheit denkbar. Lavater war ungleich mehr in die Geniezeit eingetaucht und beſaß in ſeiner Perſönlichkeit alle die Gaben, der ſo aufgewühlten Zeit als ein Miſſionar das Wort der Wahrheit vorzuhalten, aber die jahrelange Verbrüderung mit der großen Zeitbewegung und ihren Hauptträgern ſowie ſeine eigne wunderbare Beweglichkeit ließen ihn nie zu der Schlichtheit und dem ſtillen Frieden kommen, die unſerm Boten mit der Zeit zu eigen wurden. Er iſt deſſen chriſtliches Gegenbild. Lavater der amtlich berufene Geiſtliche, Asmus der zurückgezogene Laie; jener mit allen Gaben, in der vor-

nehmen Welt zu leben und zu wirken, dieſer ſcheu davor und mit dem Hausleben zufrieden; er einer der activſten Menſchen der Zeit, energiſch, über das Maß productiv, eine draſtiſche und dramatiſche Natur; Claudius nach außen thatenlos, geiſtig ein weiſer Ökonom, mehr einnehmend als ausgebend, mehr lyriſcher Anlage. Lavater iſt weit reicher angelegt und hatte ein ganz andres Feld der Wirkſamkeit, aber er war nicht ſicher vor eignen Phantaſiegebilden, die er mit dem Geiſt der Wahrheit verwechſelte, vor einem religiöſen Sturm und Drang, der ihn zu chiliaſtiſchen Träumereien, zur verzehrenden Wunderſucht, zur zeitweiligen Theilnahme an krankhaften Erſcheinungen der Zeit und mancherlei Ab- und Irrwegen verführte. So iſt auch ſeine Sprache der getreuſte Abdruck der Geiſtesgährung, dithyrambiſch, oft hochpoetiſch, abrupt oder in aufgewirbelter Wortfülle. Claudius iſt durchaus einfacher, in ſich beſchränkter aber gediegener, reiner von fremdartigen Zuſätzen; ſein Humor, der ſchon einen freien Stilleſtand in der allgemeinen Unruhe zeigt, fehlt dem Züricher Freunde gänzlich; daher ſeine Aufſätze chriſtlichen Inhalts noch immer lebensfähig und dem Empfänglichen wohlthuend ſind, Lavater nur wenig mehr geleſen wird. Auf ſeine Zeit wirkte er ganz anders wie der Bote, aber die Zeit auch ganz anders auf ihn und was die Zeit bringt, geht mit ihr unter. Aber die den ſeltenen Mann treibende und bewegende Liebe, dieſe Seele ſeines Lebens, die immer wieder mit ihm ausſöhnt, wenn wir mit Recht an bedenklichen Auswüch-

ſen ſeines überreichen Geiſtes anſtoßen, findet auch Claudius in ſeiner Anzeige der Phyſiognomiſchen Fragmente als den wahren Charakter heraus. Auch dieſem Werk, das ſo manchen Kopf verrückt hat, dem die großen Schöngeiſter mit ſchwindelndem Enthuſiasmus zujauchzten, weil ſie die menſchliche Naturverehrung und den Geniecultus, auch wohl die eigene Eitelkeit dadurch befriedigt ſahen, — wie anders ſtellt ſich ihm der Bote gegenüber*! Denn auch er will nicht ſchweigen, weil „das ſchlecht ſein müßte, wenn er nicht noch weniger von der ganzen Sache verſtände, als ſeine Herren Collegen“. Er verwirft nicht die Sache an ſich, ſie zieht ihn eher an, aber er läßt doch merken, wie viele Täuſchungen dabei unterlaufen müſſen und mahnt indirect zur Beſonnenheit; vor allem jedoch ſetzt er des Urhebers Motiv in die Nächſtenliebe, der er dienen gewollt. „Ein Phyſiognom**, und ſo ſtelle ich mir auch den Raphael Lavater vor, iſt n Mann, der in allen Menſchengehäuſen den unſterblichen Fremdling lieb hat, der ſich freut, wenn er in irgend einem Gehäuſe, Strohdach oder Marmor, einen Gentleman antrifft, mit dem er Brüderſchaft machen kann, und gerne beitragen möchte, die Leibeigenen frei zu machen, wenn er nur ihre Umſtände wüßte. Der unſterbliche Fremdling im Menſchen iſt aber inwendig im Hauſe, und man kann ihn nicht

* Werke III, 19 folg.
** A. a. O. S. 22 folg.

ſehen. Da lauert nun der Phyſiognom am Fenſter, ob er nicht am Widerſchein, am Schatten oder ſonſt an gewiſſen Zeichen ausſpioniren könne, was da für ein Herr logire, damit er und andre Menſchen eine Freude, oder Gelegenheit hätten, dem Herrn einen Liebesdienſt zu thun. Mag er bei ſeiner Entrepriſe parteiiſch ſein, übertreiben, tauſendmal neben der Wahrheit hinfahren, und mehr Unkraut als Weizen ſammeln; er bleibt auch mit Unkraut in der Hand ein edler Mann, und dann iſt noch immer die Frage erſt, ob alles wirklich Unkraut iſt, was Du nach Deinem Linneus Unkraut nennſt". —

Beide Freunde ſahen ſich zum erſten und letzten male auf Lavater's Kopenhagener Reiſe i. J. 1793.

Mit beiden in innerm Verkehr ſtand der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, ja er gerade hat ſchon in jüngeren Jahren eine nähere Bekanntſchaft zwiſchen beiden vermittelt. Er ſchrieb nämlich gegen Ende des Jahres 1775 auf der Rückkehr von ſeiner Schweizerreiſe, wo er neben den Wundern der Natur auch Lavater, der ihm wie ein Wunder des Geiſtes erſchien, kennen gelernt hatte, einen Brief voll jugendlicher Begeiſtrung über den großen Züricher an den alten Wandsbecker Freund und ließ das Schreiben in das von Boie neugegründete „Deutſche Muſeum* einrücken. Zugleich aber ſpricht ſich in dieſem Briefe die treue Anhänglichkeit des Grafen an den Boten in unverfälſchter Offenheit aus. Ihre erſte Bekannt-

* Deutſches Muſ. Januar 1776, S. 41—49. d. d. Nov. 1775.

ſchaft geht weit zurück; noch ehe die Grafen Stolberg die Univerſität Göttingen bezogen, wo ſie dem dortigen Dichterbund beitraten, hielten ſie ſich (1771—1772) mit ihrer Mutter in Altona auf und lernten von dort aus auch Claudius kennen*. Dieſe erſte Bekanntſchaft wurde ſpäter durch die Nachbarſchaft der Wohnorte und häufiges Wiederſehen — denn Friedrich Leopold lebte bei weitem die meiſten dieſer Jahre in Holſtein —, mehr noch durch die zunehmende Nähe ihrer innern Geſchichte feſter und inhaltsvoller. Durch die Kataſtrophe in Stolbergs religiöſem Leben und den widerwärtigen Hader, der im Geleite davon das Verborgenſte auf die Straßen gezerrt und gemein gemacht hat, ſind Licht und Schatten in dieſem edeln Geiſte vielbekannt geworden; wir überheben uns daher aller weiteren Andeutung. Vorzüglich durch Stolberg als äußeren Vermittler wurde der Bote auch in den Kreis chriſtlich geſinnter Edelleute in Holſtein eingeführt, denen er mehr noch in ſeiner folgenden, nach außen bewegteſten Lebensperiode manche Stunde geiſtiger Erquickung und Anregung zu danken hatte. Auf mehreren Edelhöfen des Landes fand ſich noch eine altgläubige lutheriſch-kirchliche Geſinnung in Verbindung mit einer reichen, dem antiken Leben wie den neueren Literaturen entſtammten Geiſtesbildung, dabei ein edler ſittlicher Geiſt, Kraft und Anmuth zugleich. Claudius' Erzählung „Paul Erdmann's Feſt" beruht gewiß auf

* A. Nicolovius, Fr. Leop. Graf zu Stolberg S. 4.

Eindrücken dieſer Kreiſe. Der Mittelpunkt und Sammelort der Geſinnungsgenoſſen, doch auch für Andersdenkende offen, war das Gut Emkendorf unweit Kiel, das dem früheren däniſchen Geſandten in London, ſpäter Curator der Kieler Univerſität, Grafen Friedrich von Reventlow gehörte; dieſer ſelbſt, ſtreng conſervativ in ſeinen ſtaatlichen und kirchlichen Anſchauungen, aber zugleich ſittlich ſtreng und gediegen, vielſeitig gebildet und von geiſtiger Schärfe; ſeine Gemahlin Julie, geborne Gräfin Schimmelmann, durch Anmuth und Reichthum des Geiſtes wie durch die ſtille Frömmigkeit ihres Weſens, die ihr Kraft in anhaltenden körperlichen Leiden und Treue in ihrem Berufe gaben, eine ſeltene Erſcheinung. Schon aus einzelnen Äußrungen von ihr und über ſie in Jacobi's, ihres Freundes, Briefwechſel iſt dieſe wirklich ſchöne Seele dem Leſer näher gerückt. Der Sinn für Muſik und Poeſie, ſelbſt bis zum eignen Schaffen, lebte in dem Hauſe; Goethe wurde verehrt und hingewünſcht, wenn auch ſein Wilhelm Meiſter dem Geiſt des Hauſes widerſtand. Dort verkehrte Claudius ſeit der Mitte der achtziger Jahre häufig, die beiden Stolbergs — der ältere Graf Chriſtian war Amtmann in Tremsbüttel bei Hamburg und mit der hochbegabten Gräfin Louiſe von Reventlow vermählt —, Joh. Andreas Cramer, der bekannte geiſtliche Liederdichter, damals Prokanzler der Univerſität Kiel († 1788), des Grafen Friedrich Bruder, der Graf Cai Reventlow auf Altenhof bei Eckernförde u. a. vereinigten ſich unter dem wirthlichen Dach.

Mit dem katholiſchen Kreiſe in Münſter trat Claudius erſt in der nächſten Folgezeit in Verbindung. Durch Hamann, der dort ſeine letzten Lebensjahre verbrachte, war aber ſchon ein Verkehr eingeleitet. So ſehen wir zunächſt im Norden Deutſchlands ſich eine kleine Schaar von ausgezeichneten Menſchen um die chriſtliche Wahrheit, die in der großen Welt verſtoßen und verfolgt wurde, wie eine ſtille unſichtbare Gemeine zuſammenſchaaren. Da der Unglaube ſich ausbreitete, zogen ſich die Glaubenskräfte, wie immer, in einzelne Menſchen und kleine Gruppen zurück, um in dieſen und aus dieſen um ſo lebenskräftiger zu wirken. Es ward das Zeichen des Kreuzes mitten in einer innerlichſt widerſtrebenden Geiſteswelt aufgepflanzt, zum Erinnerungszeichen der guten alten Zeit und für die Zukunft als Wegzeiger in die verlorene Heimath.

Die Männer und Frauen in dieſer Diaſpora kannten und verſtanden ſich leicht; der Norden reichte dem Süden die Hand, wo der Lavater'ſche Kreis ſich anſchloß, die bald hereinbrechende Revolutionszeit drängte, wie bei großen ſchreckenden Naturerſcheinungen, die Gleichgeſinnten noch enger und näher zuſammen. —

IV.

Glaubensleben und Lehre.

Das natürliche Ergebniß unſers erſten Buchs war ein Blick auf Claudius' Dichterleben; ebenſo geradeswegs führt uns das dritte Buch zur Betrachtung ſeiner religiöſen Überzeugung. Was wir bisher nur im Werden und in der Bewegung flüchtig angeſchaut, das ſoll uns nun in ſeinen Grundzügen als ein fertiges Sein und als zuſammenhangendes Ganzes entgegentreten.

Wir ſtehen im Mittelpunkt oder auf dem Gipfel ſeines äußeren Lebens, ja wir ſind ſchon über die Mittagslinie hinaus. Auch innerlich ſteht der Mann ſchon lange gereift und entwickelt da, die Folgezeit fügt keine weſentlichen und neuen Züge hinzu, es iſt nur die Ausgeſtaltung und Vertiefung zugleich des eingeſenkten Lebenskerns. Daher iſt der Rück- und Vorblick auf dieſes Licht ſeines Lebens hier an ſeiner Stelle.

Wohl iſt es wichtig und intereſſant, ja es kommt allein der geſchichtlichen Wahrheit nahe, wenn man die

religiöſe Stellung eines Mannes wie Claudius, der als chriſtlicher Charakter ſo weithin wirkte, im Anſchluß an die Einflüſſe ſeiner Zeit darſtellt, ähnlich wie wir bei ſeiner poetiſch-literariſchen Stellung verfahren ſind. Zum Theil haben wir es gethan; aber doch nur im engeren Sinn. Wir haben den Faden ſolcher ſichtbaren Einwirkungen nur durch ſein Familienleben, ſeine nächſte Umgebung und durch die Genoſſenſchaft innerhalb der Literatur verfolgt und zugleich auf die ſtärkere Anziehungskraft, welche von Geiſtern vergangner Zeiten auf ihn geübt wurde, hingedeutet. Aber hat denn die gleichzeitige Kirche und ihre Wiſſenſchaft, die evangeliſche wie katholiſche, auf Claudius keinerlei Wirkung gehabt? Die theologiſche Wiſſenſchaft, kann man ſagen, faſt nur eine negative und abſtoßende, denn mit ſeltenen Ausnahmen, wie Kleuker, waren ihre Stimmführer Rationaliſten, natürlich mit manigfacher Abſtufung des Standpunktes. In Kirche und Gemeindeleben lebten und wirkten gewiß noch in manchen Gegenden des evangeliſchen Deutſchlands verborgene Kräfte, der Glaube der Väter war noch nicht allenthalben erſtarrt und erſtorben, aber es waren eben die „Stillen im Lande", in das öffentliche Leben drangen ſolche Lebensregungen kaum ein. Die Brüdergemeinden ſchloſſen ſich ab nach außen; Claudius hat wol nie in irgend einer Verbindung mit ihnen geſtanden. Der Kampf der alten Orthodoxie und des Pietismus in der erſten Hälfte des Jahrhunderts ruhte längſt; wir ſahen an Göze, daß jene Richtung nun einen andern Widerpart

hatte, wiewol gerade in Claudius' Abneigung dagegen Elemente des Pietismus mitwirkten. Wo noch allein der Pietismus eine Lebensmacht war, das Schwabenland mit einem Oetinger, Philipp Hahn und andern Männern aus Bengel's Schule ſtand mit dem übrigen Deutſchland nur in geringer geiſtiger Gemeinſchaft, und andre umher zerſtreute Seelenhirten, wie der mit Claudius ganz gleichaltrige Oberlin im Steinthal bauten ihr ſtilles Reich in Treue und Segen, waren aber eben auch vereinzelte Erſcheinungen. Mit Jung-Stilling ſcheint Claudius nicht in näherem perſönlichem Verkehr geſtanden zu haben. Ein gläubiger Gemeingeiſt fehlte; die Berührungen mit der katholiſchen Kirche, die wir unten zu beſprechen haben, waren bei Claudius auch nur Berührungen mit einzelnen frommen Katholiken, der Geiſt ihrer Kirche ſtand ihm ganz fern. Das geiſtige Leben der gebildeten Proteſtanten wurde im großen und ganzen durch die ſchöne Literatur beherrſcht und wo überhaupt noch ein Antheil an religiöſen Dingen beſtand, war es ein kritiſcher oder ein unbibliſcher Deismus. Allerdings bleibt es ein räthſelhaftes geſchichtliches Phänomen* wie das noch in der erſten Hälfte des Jahrhunderts ſo rege religiöſe Leben ſo raſch in einen faſt allgemeinen Abfall umſchlagen konnte — ein ſchmerzliches und mahnendes

* Claudius ſelbſt macht darüber Bemerkungen in dem Poſtcript an Andres VII, 110. —

Zeugniß, wie leicht das Ewige in die Abhängigkeit des Zeitlichen verfällt.

Es müssen hier diese Andeutungen über die Isolirung der einzelnen dem Christenthum treu gebliebenen Lebenskreise genügen. Wir kommen auf den Boten zurück. —

Was die Form seiner Prosaaufsätze angeht, in denen der Kern seiner Überzeugungen niedergelegt ist, so ist dieselbe jedesfalls durchaus originell, in einem Grade, daß alle Nachahmung daran zu Schanden geworden ist. Aber ihre Originalität ist in alter und neuer Zeit vielfach angefochten worden. Manche Einwendungen sind allerdings wohl begründet; namentlich die, daß das Aphoristische der Mittheilung, dessen äußeren Anlaß wir oben* besprochen haben, oft auch im Ausdruck zu einer Manier wird, die durch abgebrochene Silben und zugestutzte Sätze den Volksstil erreichen will. Doch kommt davon ein Theil, wie gesagt, auf Rechnung des Ursprungs dieser fliegenden Blätter; die Ansicht dagegen, jene Manier habe sich mit der Zeit festgesetzt und gesteigert, ist durchaus irrig. Sie verschwindet gerade mehr und mehr mit der humoristischen und poetischen Einkleidung seiner Gedanken; mit dem reinen Ernst und dem Zurücktreten der bunteren Manigfaltigkeit der Gegenstände tritt eine edle Einfachheit des Ausdrucks ohne geistreiche Ab- und Seitensprünge ein; der Bote übersetzt seine Mundart mehr und mehr in die seines Vetters Andres**

* S. 77.

** Nach dem Vorwort zu Theil I u. II, S. VII.

Gegenüber der Hoheit und Heiligkeit deſſen, was er verkünden will, verſtummen die kleinen Erdengötter Humor, Witz, Esprit; aber es bleibt das Streben, das ſeine Natur geworden war, alle künſtleriſche Form fallen und die Sache ſelbſt nach der in ihm perſönlich gewordenen Geſtalt, „ohne alle eigne Gerechtigkeit“ reden und wirken zu laſſen. Die Rhetorik der Kanzel, die conventionelle erbauliche Form wie die Schulſprache des Syſtems verſchmähte er gleicherweiſe; im bequemen Ton des Hausvaters oder Hausfreundes redet er und erreicht damit auch eine Vermenſchlichung oder ein herzliches Näherrücken des Überirdiſchen; er denkt dabei, daß wo alles auf die Sache ankommt, die Knechtsgeſtalt des Wortes nicht ſchade, ſondern jene nur heller in ihrem Lichte ſcheinen laſſe*. Und ſoll man ihm eine andre Redeweiſe zumuthen oder aufnöthigen wollen, als die ihm natürliche, wo das Wort eher zu wenig als zu viel ſagt, jedesfalls immer den Vollgehalt einer inneren Wahrheit, ein Lebenszeichen in ſich trägt? Gerade dieſe Eigenthümlichkeit ſichert ihm ſeine Wirkungen. Die Würde des Gegenſtandes und des Schriftſtellers innere Beſeligung ſchützt ihn aber durchweg vor Trivialität, ja wir dürfen ſagen, ſie ſteigert den an ſich ſo ſchlichten Aus-

* Jacobi Von den göttlichen Dingen S. 46. „Wenn ſich etwas neu und tief empfundenes, oder groß und trefflich gedachtes in ſeiner Einbildungskraft geſtaltet hat, und nun in angebornem Glanze hervortreten will, ſo hält er es an, um ihm vorher die Strahlen zu löſchen; er erröthet, windet und verſteckt ſich — will es nicht gethan haben.“

druck in seiner eignen Unmittelbarkeit und lebendigen Augenblicklichkeit nicht selten zu einer erhabenen Einfalt in Bild und Wort, der man die Vertrautheit und den Einfluß der Lutherschen Bibelüberſetzung und der von ihr getränkten Schriften anfühlt. Mit Vorliebe wählt er die am meiſten dem Leben entnommenen und dem geſprochenen Wort nahe kommenden Formen, die Brief- und dialogiſche Form; auch die Neigung, ſeine Gedanken in Parabeln einzukleiden, bei der ſich der Poet zugleich bethätigen konnte, rührt von dem engen Anſchluß an die heilige Schrift her. So wird unſer Endurtheil über die Form von Claudius' Proſaaufſätzen, beſonders aus ſeiner zweiten Lebensperiode, wo er ſich nach Jacobi's Ausdruck den honoratioribus etwas mehr gleich ſtellt, ſich nahe berühren mit dem oben über ſeine poetiſche Darſtellung ausgeſprochenen. Was ihnen an leiblicher, künſtleriſcher Schönheit abgeht, das iſt ihnen zugeſetzt an geiſtiger Schöne, an jenem inneren Wohllaut der Wahrhaftigkeit und eigenthümlichen Lebens, der die Poeſie einer ſchönen Seele iſt.

Mit den Jahren werden Claudius' Aufſätze religiöſen Inhalts länger, zuſammenhängender, ja ſie nähern ſich hier und da mehr einer gewiſſen theologiſchen Technik, doch immer mit Feſthaltung des Eigenthümlichen. Es war das ein Bedürfniß bei ihm, den Übergang aus dem Gefühlschriſtenthum zu dem kirchlichen und geſchichtlichen auch in der Form auszudrücken.

Syſtematiſch iſt er ebenſo wenig wie ſeine bibliſchen Vorbilder zu Werk gegangen, doch können wir aus den

Fragmenten leicht die Einheit, die da ist, herausfinden und zusammenstellen. Natürlich müssen aus dem tiefen Brunnen, der hier zum Schöpfen allen bereit steht, uns hier wenige Tropfen als Vorschmack genügen.

Hören wir in Bezug auf seine religiösen Schriften Claudius selbst. „Es steht nur wenigen an", sagt er in der Vorrede zum siebenten Theil seiner Werke, „das große Thema des Christenthums zu dociren, aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen; durch Ernst und Scherz, durch Gut und Schlecht, schwach und stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern, mit gutem Exempel voranzugehen und taliter qualiter durchs Factum zu zeigen, daß man — nicht ganz und gar ein Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand — und ein rechtgläubiger Christ sein könne ..... das steht einem ehrlichen und bescheidenen Mann wohl an. Und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote den Menschen zu bestellen habe, und damit ich bisher treuherzig herumgehe und allenthalben an Thür und Fenster anklopfe."—

Die Stationen seines inneren Lebens wie seiner Lehre verhalten sich wie Jugend und Mannesalter. Die Wahrheit wächst in ihm wie ein gesunder Baum aus lebenskräftiger Wurzel; derselbe entfaltet sich immer reicher und blühender vor unsern Augen, aber alles sind nur nothwendige Verwandlungen und Umbildungen desselben Keimes.

Sobald er das Auge des Geistes über die sinnliche Erscheinung zu erheben anfängt, bewegt ihn in jüngeren Jahren vorzugsweise die Idee und Anschauung des Vergänglichen, der Zeitlichkeit, des Todes; in späteren die Erfahrung der Sünde. Dies sind die Ausgangspunkte seiner Anschauungsweise. Der erstere führt ihn aber zum Begriff der Ewigkeit und Unsterblichkeit; der andre durch die Erlösungsbedürftigkeit und Nothwendigkeit an der Hand der Offenbarung zur Thatsache der Erlösung und von ihr zur Rechtfertigung durch den Glauben, zur Herstellung der gottebenbildlichen Menschennatur und zur Lebensheiligung, deren schwere Fragen und Sorgen den älteren Mann besonders beschäftigen. Aber seine „Ethik" entfernt sich nie weit von ihrer Quelle, ohne welche sie versiechen würde. Schon in dieser Aufeinanderfolge seiner Überzeugungen, die natürlich nur von dem Vorwiegen einer bestimmten zu verstehen ist, bis sie sich alle sammeln in harmonischem Leben, liegt angedeutet, daß an die Stelle des subjectiv Gefühligen in der Auffassung der Wahrheit mit den Jahren mehr und mehr der Sinn für das positive und geschichtliche Christenthum, der Sinn für die göttliche Autorität trat.

Von seiner Naturansicht war oben die Rede. Es sind die Wurzeln seiner Poesie; aber er wußte wohl, daß Gottes Wesen nicht aus der Natur erkannt werden kann, daß das Auge, das in diese Wunder blickt, nur, wenn es gereinigt und sonnenhaft, schon von dem Strahl der göttlichen Wahrheit getroffen und erhellt ist, findet

was es ſucht. „Aus endlichen Halmen läßt ſich keine unendliche Garbe binden," und „wer die Leiter anlegt, muß vorher ſchon wiſſen, wo er hinſteigen will." * Vergänglichkeit und Tod weiſen ſchon auf dieſe Wahrheit hin; der Tod, dieſer „eigne Mann, der den Dingen dieſer Welt die Regenbogenhaut abſtreift und das Auge zu Thränen und das Herz zur Nüchternheit aufſchließt." Denn „offenbar muß man, von Erde und Himmel und von allem, was ſichtbar iſt, die Augen wegwenden, wenn man das unſichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht ſchön und des Anſehns werth wären. Sie ſind wohl ſchön, und ſind da, um angeſehen zu werden. Sie ſollen unſre Kräfte in Bewegung ſetzen, durch ihre Schöne an einen, der noch ſchöner iſt, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn ſie das gethan haben, dann haben ſie das Ihrige gethan, und weiter können ſie uns nicht helfen. Der Menſch iſt reicher als ſie, und hat, was ſie nicht geben können. Alles, was er um ſich her Leben haben ſieht, ſtirbt; und er weiß von Unſterblichkeit. Er ſieht in der ſichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Örtliches; und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen." **

Dieſe Menſchennatur war ein Hauptgegenſtand ſeines Studiums. Er wußte wohl, daß eine wahre und

* V, 10 u. 11.

** VI, 106. Man vergl. u. a. die naturphiloſophiſchen Ideeen des Boten im „Morgengeſpräch zwiſchen A. und dem Candidaten Bertram", beſonders VIII, 73—80.

vollſtändige Menſchenlehre auf den Weg zur Gotteslehre führt, daß eine gründliche Anthropologie die erſte Sproſſe auf der Leiter zur Theologie iſt.

Geſchichte und Selbſterkenntniß — die Erfahrung alſo an der Hand des göttlichen Worts hatten ihn ein Bild der Menſchennatur erblicken laſſen, ganz unähnlich dem Trugbild, wie es die Stimmführer der Aufklärung zeichneten. Ihm beſtand das Weſen der Menſchennatur nicht in der abſoluten Erkenntnißfähigkeit und Erkenntnißthätigkeit, der ſich alles unterzuordnen habe; er glaubt nicht, daß die Vernunft aus ſich und durch ſich der höchſten Vervollkommnung, der Freiheit und Wahrheit fähig ſei; ihm liegt in der Verbreitung des Lichts im Sinne des Zeitgeiſtes keineswegs das ganze Geheimniß aller Bildung und Erziehung beſchloſſen; in ſeinen Augen hat dieſes Licht mit nichten die Wunderkraft, den ſittlichen Organismus des Menſchen zu erneuen, das ideale Urbild der Menſchheit in ſeiner Schöne und Reinheit herzuſtellen. Ihm iſt die Annahme einer Erbſünde als unüberſteiglicher Schranke dieſer edeln Beſtrebungen nicht Traum, nicht Aberwitz, nicht eine Erfindung des „ſchwarzgallichten Auguſtinus“*, da er die Schranke der natürlichen Erkenntniß im Ringen nach Wahrheit und die Kluft zwiſchen dieſer Erkenntniß und dem Willen und zwiſchen dieſem wieder und dem Vollbringen gar wohl kennt.

* Wie ſie Campe in ſeinem Theophron nennt.

Dieſer Einſeitigkeit und Hoffarth des Jahrhunderts tritt Claudius ernſt und ſcharf, oder witzig und lächelnd gegenüber; er ſagt ihr die Wahrheit. Denn „der Schmeichler, bemerkt er gelegentlich*, buhlt um Beifall, macht die Menſchen groß in ihrem Sinn, und ſie werden klein; der beſſere Mann macht ſie klein, auf daß ſie groß werden.“ — Doch erkennt Claudius im Menſchen einen Trieb zur Wahrheit und zum Guten; weder den Werth der Vernunft verkennt er, noch, richtig verſtanden, des natürlichen ſittlichen Adels. „Die Vernunft“, ſagt er**, „iſt mehr als eine Gabe. Sie iſt, ſo zu ſagen, ein Theil des Gebers. Aber ſie iſt, wie Vulcan, durch den Fall lahm geworden. Zwar hat ſie immer noch ihren Muth, wirft immer noch Strahlen von ſich; und wo ſie unterrichtet iſt und ſich au fait ſetzen kann, thut ſie noch Wunderdinge. Nur ſie geht an Krücken und krüppelt.“ — Auch der Aufklärung, nach der alles ruft, läßt er in ihrem Bereich, zur Regulirung der Begriffe, ihr Recht. „Nur“, heißt es***, „wer mit dem Meduſenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenſchaften zu verſteinern denkt, der iſt unrecht berichtet. — Es iſt zwiſchen den Begriffen und dem Wollen im Menſchen eine große Kluft befeſtigt. Das Rad des Wiſſens und das Rad des Willens, ob ſie wohl nicht ohne Verbindung ſind, faſſen nicht in einander. Sie wer-

* IV, 48.
** VIII, 67.
*** VI, 24. vgl. IV, 45. III, 107. VIII, 68 unt.

den von verſchiednen Elementen umgetrieben, und ſind etwa wie eine Wind- und Waſſermühle."— So ſehr alſo Claudius auch in der Vernunft ein Unterpfand göttlicher Ebenbildlichkeit erkennt, ſo ſieht er in ihr, wie ſie wirklich und im creatürlichen Leben iſt, doch auch einen Abfall von ihrem urſprünglichen Weſen, eine Trübung; nur im Bunde mit der Erfahrung vermöge ſie unſre Begriffe zu eigentlichen Einſichten und Begriffen zu erheben und das höchſte, was ſie ſelbſt dann erreiche, ſei die Erkenntniß der Schranke und Gränze ihres Vermögens, wo ſie, wie Moſes auf dem Hügel ſtehend, ins „gelobte Land" einen Blick werfe. Wer in der Vernunft und ihren edeln Äußerungen, Kunſt und Wiſſenſchaft, das Ziel ſelbſt ſtatt des Weges ſieht und darin hängen bleibt, „der", heißt es*, „verkauft ſeine Erſtgeburt um ein Linſengericht, der ſattelt in der Wüſte ab, um das Pferd zu bewundern und bewundern zu laſſen, mit dem er weiter und ins gelobte Land reiten ſollte, wo der Almoſenpfleger wohnt."—

Und ebenſo kennt Claudius auf dem ſittlichen Gebiet den Unterſchied zwiſchen Gut und Edel.

„Ein edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes iſt gediegen Gold."—

ſagt er im güldnen A.-B.-C.** „Gut iſt ein ander Ding", heißt es anderswo***, „als edel; und Freiſein ein ander

* VII, 156. Aus dem beſonders ſchönen „Valet an meine Leſer."
** VII, 74.
*** VI, 102.

Ding, als an ſeiner Kette reißen und rütteln. Edle Menſchen gibt es von Natur, aber gut iſt Niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat." Denn* „edel iſt: Ahndung der Heimath; das Gute in Feindes Land; der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre und mit ſich kämpft und ſtreitet, daß er's ſei; der iſt ein edler Mann." Denn „ohne Kampf und Verleugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menſchen, und ohne Kampf kennt er die Kluft nicht, die in unſerm Inwendigen zwiſchen wollen und ſein, zwiſchen Edel und Gut befeſtigt iſt, und kann ſie nicht kennen. Erfahrung macht den Meiſter. Und nur die, welche ſich in den Defileeen jener großen Kluft verſucht, und mit den ſeltſamen Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedens gekämpft und ſich ſelbſt daran gewagt haben, nur die können wiſſen: ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat, und ob man dort eines heilgen Zweigs bedarf oder nicht."— So führen alſo nach Claudius' Lehre Vernunft und Moral an eine Schranke, die keine Natur überſteigen kann; „Moral", ſagt er, „führt freilich zur Religion, aber kurz und gut, wie Armuth und Bedürfniß vor die Thür des reichen Mannes führt."— Aber neben der Trübung der Vernunft und der Ohnmacht des Willens und dem Gefühl dieſer eignen Hülfloſigkeit, das nach Claudius** „zu allen Zeiten das Wahrzeichen wirklich großer Menſchen

* Daſ. S. 103 folg.

** IV, 49.

gewesen", liegt ihm die Ahnung der Möglichkeit eines bessern Zustandes. Die Sehnsucht nach Freiheit entspringt aus der Erinnerung des verlorenen Paradieses und ist zugleich der sicherste Bürge für die einstige Wiederherstellung. „Einem jeglichen Menschen", sagt Claudius schon in jungen Jahren*, „ist Arbeit aufgelegt nach seinem Maße, aber das Herz kann nicht bleiben; das trachtet immer zurück nach Eden, und dürstet und sehnt sich dahin. Und der Psyche wird ein Schleier vor die Augen gebunden, und sie ausgeleitet zum Blindekuhspiel. Sie steht und horcht unterm Schleier hin, hüpft auf jeden Laut zu und breitet die Arme." — Der Mensch kann dies Gefühl übertäuben, überhören kaum. Er kann den Schwerpunkt dieses Strebens und Sehnens nach Befriedigung und Glückseligkeit aus sich heraus in Außendinge verlegen. Aber man erfülle, sagt der Bote**, dem Ehrsüchtigen, Geldgeizigen, dem Wollüstling, dem Mann von Eitelkeit „alle seine Wünsche, und was ist's denn? — das Auge sieht sich nicht satt und das Ohr hört sich nicht satt, und ich habe noch keinen dieser Art gesehn, der sich ruhig in die Arme genommen und gesagt hätte: ich habe genug. All solch Glück ist mehr mühseliges Hinstreben zum Genießen als wirklicher Genuß, ist keine Flamme, die aus sich selbst brennt, sondern man muß beständig neue Reiser anlegen, neues Öl zugießen, daß sie nicht verlösche, und am Ende verlöscht sie doch! —

* In dem „Impetus Philosophicus" I, 5. —

** Aus „Passe-Tems" IV, 105.

Nein, es muß für den Menſchen eignes Glück geben! Und was man auswärts erbetteln muß und nicht behalten kann, iſt ja nicht eigen."— Immer wieder lenkt Claudius auf die innere Welt zurück. Er weiß wohl, daß die Mängel des Erkennens und die „Umneblung" der Wahrheit nicht die einzigen, nicht die größten Mängel unſers Weſens ſind. Daß dieſem in dem Stand der Natur Frieden und Freiheit fehlen, davon erkennt er den Grund in dem zielloſen Kampf der beiden Naturen in uns. „Ach du weißt ja wohl", ſagt er*, „wo uns der Schuh drückt; weißt ja wohl, daß ein Janus bifrons in uns iſt, ein Kopf mit zwei Geſichtern, die nach verſchiedenen Seiten ſehen." — „Daß der Menſch keinen Hausfrieden in ſich hat, das mein' ich; daß man das Beſſere wiſſen kann und das Unedle thun; daß wir von uns ſelbſt geriſſen und gehudelt werden! Und uns ſelbſt bringen wir allenthalben hin, uns ſelbſt treffen wir überall an."—

„In dir ein edler Sclave iſt,
Dem du die Freiheit ſchuldig biſt."—

Dieſer kurze Vers des Boten aus ſeinem güldnen „A.-B.-C." ** bezeichnet das große Thema von dem Fall der Menſchennatur. Beſonders eindringend und kräftig, nicht ſelten erhaben, führt er es in dem „Valet" an ſeine Leſer weiter aus. „Man tröſtet ſich", heißt es dort***

* A. a. O. S. 106 folg.
** VII, 75.
*** VII, 156.

u. a., „mit der innerlichen Größe des Menſchen und gloriirt über das Hohe und Göttliche ſeines Verſtandes und ſeiner Vernunft. Ja wohl, iſt der Menſch groß und göttlich; aber gerade hier iſt es, wo einem das Gloriiren vergeht und die Thränen in die Augen treten, wenn man ſieht und gewahr wird, daß das Große und Göttliche wider ſeine Natur in uns gehemmt iſt; und es ſollte walten." Ein tieferes Gefühl von dem Elend des Falls* und der Sünde hat kaum Jemand gehabt, als Claudius, ſchwerlich Jemand zu ſeiner Zeit dies Gefühl ſo ergreifend ausgeſprochen.

Aber dies Gefühl der Leibeigenſchaft ſetzt die Ahnung der Freiheit voraus, auf welche die unterdrückte höhere Natur, der „unſterbliche Fremdling" in uns hinweiſt und an welche dem Menſchen eine Rückerinnerung geblieben iſt, wie ſie andrerſeits das ſicherſte natürliche Zeugniß für die Unſterblichkeit bleibt. „Es ſind in dem Menſchen die Ruinen eines großen heiligen Weſens", ſagt Claudius**. Auch in der Vernunft ſieht er dieſen Keim der Erneurung. „Wer die Vernunft kennt", ſchreibt er***, „verachtet ſie nicht. Sie iſt ein Strahl Gottes, und nur das radicale Böſe hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber, es ſchwebt noch um den blinden Tireſias etwas Großes und Ahnungsvolles, und ſie hat, wie der König

* Man vgl. den Aufſatz: „Verflucht ſei der Acker um deinetwillen", IV, 116 folg.

** Aus dem Aufſatz „Über die Unſterblichkeit der Seele" V, 18.

*** Aus „Von und Mit" VIII, 189.

Lear, auch wenn ſie irr redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne.“ — Und ſo wird die Herſtellung eben darin beſtehen müſſen, daß der „edle Sclave“ frei wird von dem Drucke des beweglichen ſinnlichen Geſetzes, der niederen Natur, die, wie Claudius ſagt, jene „aufwärtsſtrebende überall hindert, die ihr Licht und Luft dunkelt und färbt, die ungeſtüm und unbändig iſt, und auf dem Bauche kriechen und Staub eſſen will“*. — Auch das Ziel dieſer Freiheit, wo nach einem andern Bilde** „der Adler, dem die Flügel gebunden ſind, der zwar eigentlich nur an der Erde hin flattern kann, aber doch die Kraft und den Beruf in ſich fühlt, durch alle Himmel zu fliegen“, dieſem urſprünglichen Zuge ſeines Weſens ungehemmt folgen kann, auch dieſes Ziel, dieſen Triumph der Herſtellung hält uns Claudius vor. —

— Das iſt das Bild der Menſchennatur in ihren Höhen und Tiefen, das Claudius dem des Rationalismus entgegenſtellt. Er langt an bei der Gebundenheit der göttlichen Natur in der menſchlichen als einer feſten Thatſache, bei der Sehnſucht zugleich nach Rettung und Löſung, deren Spuren er in dem einzelnen Menſchengeiſt wie in der Menſchheitsgeſchichte mit Vorliebe aufſucht. Seiner Zeit, ſoweit ſie zu Wort kam in der Mehrzahl der Schriftſteller, war dieſe Lehre eine Thorheit; — der geſunden, die des Arztes nicht bedurften. Aber, wir ſehen,

* V, 8.

** VIII, 188.

nicht die Vernunft *an ſich* iſt es, die Claudius angreift, ſondern ihren Mißbrauch, ihre Verunſtaltung, in welcher die Aufklärung einen neuen Götzen anbetete. Kein Wunder, daß man glaubte, Claudius ſehe am hellen Tage Geſpenſter und wolle die alte Nacht heraufbeſchwören helfen; kein Wunder aber auch, wenn er dem Grundirrthum in ſeine Schlupfwinkel nachgeht und von den „chineſiſchen Spitzköpfen der Deiſten", oder von der „Windmühle" und „von dem *Johanniswurm* der allgemeinen Vernunft" wunderliches zu erzählen weiß, der, ſtatt auf der Erde, ſeiner Heimath, fortzukriechen, ſich kühn über die Religion erhebe*. „Die Religion aber aus der Vernunft verbeſſern, heißt es anderwärts**, kömmt mir ebenſo vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr ſtellen wollte."— Dem ſelbſtherrlichen Hochmuth ruft Claudius mahnend die ſchönen Worte zu***: „*Wir ſind nicht groß, und unſer Glück iſt, daß wir an etwas Größeres und Beſſeres glauben können.*"

Und damit führt er uns weiter in das Innere ſeiner Lebensanſchauung. Die *Vernunft*, an ſich und aus ſich, iſt ihm unfähig, die ewige *Wahrheit* zu finden und ſich anzueignen. Denn dieſe Wahrheit iſt, wie er ſagt†, „ein *Rieſe*, der am Wege liegt und ſchläft; die

* Aus „Neue Apologie des Buchſtaben H." I, 15.
** III, 106.
*** Schluß von „Passe-Tems" IV, 111.
† III, 109.

vorübergehn, ſehen ſeine Rieſengeſtalt wohl, aber ihn können ſie nicht ſehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Naſe ihrer Vernunft.“ — Die ſittliche Kraft, die vielgeprieſene, der Menſchennatur erſcheint ihm in letzter Inſtanz als Unkraft, als Ohnmacht, und das demüthige Bekenntniß der abſoluten Hülfloſigkeit verhehlt er nicht. Aber Claudius bleibt bei dem Gefühl der Zerſchlagenheit oder ſchmerzlicher Reſignation nicht ſtehn. Er weiß von dem „großen königlichen Weg zur Freiheit, der Niemand gereuet“*. — Alles ſehnt ſich nach ſeinem Urſprung zurück; die Quellen, Bäche und Ströme nach ihrem Element im Ocean, die Pflanze zur Erde, und der Menſch, fährt er fort**, „der aus Gott entſprungen iſt, ſehnet und ängſtiget ſich immerdar, und findet und hat keine Ruhe als in Gott.“ — Wie der Vergänglichkeit der äußeren Natur als der Schatten- und Nachtſeite die Lichtſeite der Unſterblichkeit, ſo ſteht der Sünde die Thatſache der Erlöſung mahnend, rettend, verheißend zur Seite.

In ſeiner Anſicht von der Erlöſung ſtellt ſich Claudius ganz auf den Boden des göttlichen Wortes. „Ich bin kein Freund von neuen Meinungen und halte feſt am Wort“, ſchreibt er ſchon in früherer Zeit an Andres***. Und wie er in der heiligen Schrift lebte, wie ſie von Kindesbeinen auf ſein täglich Brod geweſen, wie er in

* Schluß des Aufſatzes „über die Neue Politik“ VI, 40.
** Aus dem „Morgengeſpräch“ u. ſ. w. VIII, 75.
*** IV, 121.

ihr und an ihrer führenden Hand innerlich geworden und gereift, das sagt uns seine Lebensgeschichte, deutlicher aber fast jedes Blatt seiner Schriften von jenen jugendlichen Worten über das Johannesevangelium an bis zur Predigt eines Laienbruders, mit der er von der Lesewelt Abschied nahm. Die Richtung des Rationalismus, die bei Aufrechterhaltung der Bibel auf natürliche Wundererklärung hinauslief, stellt er unter allen Kampfesarten gegen das Christenthum am tiefsten, denn „es sei viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung, als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten“*. — Aber trotz dem innigen Anschluß an das Gegebene in Gotteswort, verleugnet sich doch nie seine Eigenthümlichkeit in der Aneignung. Man fühlt seinen Worten das Leben an, aus dem sie hervorgegangen, mitunter ist noch der Leidenszug der inneren Kämpfe daran kenntlich, öfter die fröhliche Gewißheit des gläubigen, in sich gefestigten Herzens. Nie verfällt er in seinen so anziehenden und liebenswürdigen Bibelerklärungen in den gewöhnlichen dogmatischen Lehr- oder Erbauungston. Und diese wunderbare Frische gerade, die stille aber gewaltige Macht der einfachen Wahrheit, die überall hervortretende Gesundheit übt ihren Zauber und gewiß auch ihren — Segen. Denn „durch Worte und Floskeln“, sagt Claudis selbst** in einem höheren Zusammenhang, „wird aus dürrem Winterholz kein grünes; wohl aber durch ein gleichartiges Leben.“

* VI, 99.

** VI, 112.

Von der Art, wie Claudius theils im allgemeinen die Glaubenswahrheiten, — die Thatsache der Erlösung und den Weg der Heilsordnung darstellt, kann nur die Beschäftigung mit seinen Schriften selbst eine ausreichende Vorstellung geben. Einen kurzen Abriß der Christenlehre hat er in dem zunächst seinen Kindern bestimmten „einfältigen Hausvaterbericht über die christliche Religion“ niedergelegt. Es ist aber kaum eine Seite dieser großen Lebensfragen, die er nicht noch besonders berührt hätte. Wie könnte ich darum den Reichthum und die Neuheit in dem ewig Alten auch nur *ahnen* lassen? —

Zunächst und vor allem ist es die *Person des Heilandes* selbst, „des allgegenwärtigen souverainen Tröſters, des Stillers *alles* Haders“, auf die er wieder und wieder zurückkommt. Die Anfänge dazu finden wir schon in den früheſten Schriften, und zwar nie, ohne *auch* die menschliche Seite nahe zu bringen. In späterer Zeit schreibt er an seinen Vetter Andres*: „Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich gutes und in sich großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine *heilige Gestalt*, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet, und sein innerstes Bedürfniß, sein geheimstes Ahnden und Wünschen erfüllt.“ — Einzelne seiner Wunder und Reden bespricht er eingehender zum Theil in Betrachtungen, die

* VI, 98.

zu dem Schönſten gehören, was er geſchrieben; die Reden ſind ihm*, wie der Heiland ſelbſt, „in ſich Gnade und Wahrheit und ewiges Gut, und auswendig: armes Fleiſch und Blut und Knechtsgeſtalt.“ — Daran ſchließen ſich namentlich ſeine zwei Betrachtungen über das Vaterunſer und das heilige Abendmahl an. — Die perſönliche Aneignung des Erlöſungswerkes, die Heilsordnung bildet ſodann das dritte Glied in ſeiner chriſtlichen Lebensanſchauung. Gerade hier legt ſich uns ſein eignes inneres Leben offen, es iſt jedes Wort ein Beitrag zu ſeiner inneren Lebens- und Bildungsgeſchichte, an deren Höhepunkten er uns theilnehmen läßt. Zuerſt wehrt er die Feindesangriffe gegen den Glauben ab. „Ihr thätet beſſer“, ruft er den Rationaliſten zu**, „wenn ihr ſuchtet, die Vernunft gläubig zu machen“, als umgekehrt, „denn es iſt etwas rechtliches und gutes darin, wenn ein Menſch von Scharfſinn und Talent, am rechten Ort, ſeine Einſicht aufgibt und für nichts achtet, um einer höheren zu huldigen, zu glauben und zu vertrauen.“ — Ja dieſer Glaube iſt ihm ſo ſehr und ſo allein das wahre und natürliche Verhältniß des Menſchen zu Gott, daß er ihn „den einzigen ſicheren Bürgen für Wahrheit und Recht in der Welt, das wahre Palladium des Menſchen“ nennt***. „Wer es ihm antaſte und ſtöre, der bringe ihn um ſein Glück,

* IV, 128.

** Aus dem „Morgengeſpräch“ VIII, 70.

*** „Vom Vaterunſer“ VIII, 56. man vgl. VII, 158.

was er ihm auch dagegen wieder bringe und gebe.“ — In einem eignen, besonders tiefsinnigen und gedankenreichen Aufsatz „Geburt und Wiedergeburt“ behandelt Claudius die endliche Wirkung des Glaubens, die Herstellung einer neuen Natur. Wie in der alten Natur zwei Prinzipien im Menschen, ein verständiges und sinnliches, einander bekämpfen, das verständige, das seiner Würdigkeit nach thätig sein sollte, leidend; das sinnliche, das leidend sein sollte, thätig ist; so ist das Wesen der Wiedergeburt Herstellung des richtigen Verhältnisses, indem „der partielle eigne Wille, aller Unordnung und Noth Ursache und Anfang in den großen allgemeinen Willen wieder eingegangen ist“*. — Freilich wehrt und sträubt sich die Vernunft, wie Claudius an seinen Vetter schreibt**, gegen den Anspruch des Christenthums, „alle Höhen zu erniedrigen, alle eigne Gestalt und Schöne gar dahinzunehmen, damit ein Neues daraus werde.“ — Aber er war fern genug von geistlichem Hochmuth und hatte an sich und andern Lebenserfahrung genug, um zu wissen, daß in diesem neuen Leben des Glaubens das Wachen und die Arbeit am eignen Innern erst wie neu beginne unter neuen Bedingungen, mit neuen Aufgaben. Der gute Kampf war ihm ein Kampf durchs Leben. Nicht ein ängstliches Planmachen, ein Vorherrüsten empfiehlt er, sondern „wenn dem großen Strom

* VIII, 92.
** III, 108.

des Bösen sein Wasser geschmälert werde, so vertrocknen die kleinen Bäche, die aus ihm abfließen, von selbst."*

„Zerbrich dir nicht den Kopf zu sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr"—

schließt das güldne A.-B.-C. „Im Willen allein ist Rath", heißt es anderwärts**, „den gilt es, zu stärken und zu üben. Doch ist allen Ernst und Entschlossenheit Noth; denn die sinnliche Natur, die bei allen im Wege steht, ist schwer zu überwinden. Ihr wachsen für einen abgehauenen Kopf drei andre wieder, und der Mensch ist ihr Freund, und redet ihr immer das Wort, und ist behende und schlau, Künste und Auswege zu finden, um sie zu retten? Darum muß der Sinn für das göttliche Gesetz täglich und bei einem jeden Anlaß wieder errungen und wieder gefaßt werden, so oft und so lange, bis er in unserm Inwendigen einheimisch geworden, und so fest und beständig ist, wie in dem Inwendigen einer Eiche der Trieb zu wachsen, den Wind und Wetter und andere äußerliche Zufälle und Umstände hindern und stören, aber so lange die Eiche steht, nicht vertilgen können."— Und solche Arbeit im Namen Gottes und in der Kraft des Glaubens führt zu dem Triumph, den Claudius mit Worten, denen man die nahende Siegeshoffnung anfühlt, in seiner Betrachtung über die „Neue Politik" preist***: „Wohl sind unsre Sinne und Leiden-

* „Vom Gewissen" VIII, 129.
** A. a. O. S. 130 u. 131.
*** VI, 34.

ſchaften die Hörner, Cymbalen und Zinken, die den Laut und die Stimme der Wahrheit in uns zerrütten, verdunkeln und überſchreien. Sie ſind die hundert ſchweren Ketten, die uns arme Menſchen feſſeln und halten, und uns mit Schmach bedecken. Wer ſich nur von Einer losgemacht hat, iſt ſchon ehrlicher; und ſo immer weiter den langen ſauern Weg hinan. Und, wer ihn ganz erſtiegen hat; wer, durch ſein Wollen und Laufen oder durch Gottes Erbarmen ſo weit gekommen iſt, daß alle Ketten abgefallen ſind und keine mehr an ihm klirrt; der iſt wahrhaftiglich ein **freier Mann.** — Er iſt los von der Erde und allem kleinen Intereſſe: auf ihn wirkt, von nun an, Nichts, ihm gilt nichts, ihn treibt und bewegt nichts, als das Wahre und Gute. Er hat den Rock des Fleiſches ausgezogen, nährt ſich mit der Speiſe der Götter, und ſchifft auf dem Ocean der reinen Liebe.* Hat der Menſchengeiſt dies Ziel erreicht, dann wird er* „auf dieſer Erde, den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenſtrahlen haben, wird hier unverlegen und immer größer ſein als was ihm begegnet, der hat immer genug, vergibt und vergißt, liebt ſeine Feinde und ſegnet die ihm fluchen; denn er trägt in dieſem Glauben die beſſere Welt, die ihn über Alles tröſtet, und wo ſolche Geſinnungen gelten, verborgen in ſeinem Herzen, bis die rechten Schätze zum Vorſchein kommen.“

Wie nun Claudius in dem Heiland und ſeiner Heilsthat das Centrum jedes einzelnen Menſchen-

* Aus dem Valet VII, 158.

lebens ſieht, das ihn entweder anzieht oder abſtößt, ſo erkennt er ihn auch als den Mittelpunkt der Weltgeſchichte, zu dem Vor- und Rückwärts in ähnlicher Stellung. Mit beſonderer Vorliebe ſtellt Claudius den Zuſammenhang der altteſtamentlichen Vorgeſchichte und Verheißung zum Erſcheinen des Herrn dar, und gerade hier, glaube ich, hat er die Anfänge der neueren gläubigen Theologie in ihrem Jüngern mannigfach angeregt und befruchtet. Was er gibt, ſind Winke und Blicke, aber es ſind Goldkörner darunter und jedesfalls eigne urſprüngliche Gedanken. — Aber nicht minder ſucht er die Stellung der vorchriſtlichen heidniſchen Völker zu dem kommenden Heil auf; er geht den Spuren der Wahrheit in ihren Religionsanſichten und ihren Cultuseinrichtungen wie in ihren Philoſophieen, ich möchte ſagen, mit zartſchonender Liebe nach, um mit der menſchlichen Hülle den göttlichen Keim und Kern nicht zugleich zu zertreten. Ihm hangen alle wahre Weiſen und Männer Gottes ſeit der Welt Anfang mit Chriſtus zuſammen, wie die Ströme und Flüſſe mit dem Meer. Es iſt dieſe univerſale Auffaſſung in Claudius, deren andre, der Gegenwart zugewandte Seite ſeine lebhafte Theilnahme für die Miſſion iſt, theils ein Ausfluß ſeiner natürlichen Liebe zu den Brüdern, zu der Menſchheit; theils eine Folge des Herder'ſchen Einfluſſes, der in allen Lebensäußrungen der Völker die zerſtreuten Glieder des großen Leibes ſah. Aber beides — dieſe ethiſche Seite und dieſe wiſſenſchaftliche wurden in Claudius verklärt durch den Glauben. So ruft er in dem

Vorwort zur Überſetzung von Ramſay's Reiſen des Cyrus aus*: „Nun die blinden Heiden! Es hat mir immer nicht recht eingewollt, daß ſie von dem letzten bis zu dem erſten alle ſo entſetzlich blind geweſen, und es fliegen überall an ihren Altären der Funken ſo viel, die gerade wie die iſraelitiſchen ausſehn!“ — So gehört es zu ſeinen frühen Lieblingsgedanken, auch das Band mit dem griechiſchen und römiſchen Heidenthum feſtzuhalten und die adligen Geſtalten dieſer Zeiten und Völker für das Bewußtſein und die Bildung der chriſtlichen Neuzeit retten zu helfen. Vor allen iſt ihm Sokrates nahe und werth. „Es hat von jeher nicht an Politikern gefehlt“, ſagt er in ganz früher Zeit**, „die von Sokrates ſeiner Fahrt nicht viel Gutes vermuthet haben. Da er ein Heide war, ſagen ſie, ſo iſt er hingefahren, wo die Heiden hingehören. Es iſt freilich eine übertriebene Toleranzgrille, die alten Philoſophen ohne Unterſchied zu Chriſten machen wollen, weil ſie eine hohe Moral gepredigt haben; aber auf der andern Seite iſt zu Sokrates Zeiten drei und eins ſo gut vier geweſen als itzo, Waſſer hat damals ſchon Feuer gelöſchet und ſo auch Selbſtverleugnung ihre guten Folgen haben müſſen.“ Dieſe Ideeen bildete er weiter aus durch die nähere Bekanntſchaft mit dem Orient, der gerade damals durch eine Reihe von literariſchen Entdeckungen und Veröffentlichungen aufgeſchloſſen wurde. Claudius las die religiös-mythologiſchen Schrif-

* IV, 82.

** Neue Apologie des Sokrates u. ſ. w. I, 13.

ten der Inder, Chineſen und Perſer mit Eifer und hat die Ergebniſſe ſeiner Anſichten im ſiebenten Theil ſeiner Schriften, unter dem Titel „Eine aſiatiſche Vorleſung“ niedergelegt — eine längere Abhandlung, die zwar keinen wiſſenſchaftlichen Werth hat, um ſo intereſſanter aber für Claudius' Anſchauungsweiſe iſt. Wir gehen alſo hier nicht in das Material ſelbſt ein — nur ſeine Grundanſicht hebe ich hervor. Zunächſt ergibt ſich ihm aus den Reliquien der altorientaliſchen Völker in ihren Bauwerken, Sprachen und Religionen die Anſicht von einer ungeheuern Lebenskraft, zu der wir Neuern uns nicht wie fortgeſchrittene, ſondern wie zurückſchreitende verhalten. Mit dieſer Geſchichtsanſicht tritt er der rationaliſtiſchen Lieblingsidee von einem Urzuſtand der Verwildrung und einem ſteten Fortſchritt zu Wahrheit und Glückſeligkeit, ſchroff entgegen. „Dieſe Völker“, ſagt er in der genannten Vorleſung*, „mußten nicht durch eitle Spitzfindigkeiten, Unglauben und Kleinmeiſterei ausgemergelt und ausgedorrt ſein.“ — Bei ihnen „ging's aus dem Vollen und Großen. Wenn wir auf Velinpapier und an Fiebelbrettern ſchreiben, ſo ſchrieben ſie unter'm Himmel an ihren Felſen und Bergen, mit Rieſenbuchſtaben. Und dieſe Bergſchriften betreffen nicht etwa einen Chan oder Conſul, ſondern die Angelegenheiten der Menſchheit.“ Mit der Zeit wurde „die Barre aus dem Bergwerk immer dünner und dünner geſchlagen, gehämmert,

* VII, 23.

am Ende bleibt es freilich Blattgold zum Vergolden und andern Zierrathen, aber keine Barre mehr." — Diese ihrem Ursprung noch näher stehenden Völker haben aber namentlich in ihrem religiösen Glauben eine auffallende Familienähnlichkeit, die ebenfalls auf einen gemeinsamen Ursprung schließen läßt. So besonders in der Vorstellung von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Sündfluth; — und diesem „goldnen Faden", wie er ihn nennt, spürt Claudius überall nach*. „Alle die großen Begebenheiten, welche die christliche Religion zum Theil voraussetzt und zum Theil darauf sich gründet, hallen in den ältesten Schriften der asiatischen Nationen wieder. — Gott weiß, daß ich um einen neuen Beweis für die Wahrheit der Religion nicht weit gehe; aber ich kann es doch nicht gleichgültig anhören, wenn Parther und Meder und Elamiter, Kreter und Araber die großen Thaten Gottes reden; wenn die Söhne eines Vaters Dinge aus dem väterlichen Hause, die ihnen zum Theil nicht zur Ehre gereichen, alle aus einem Munde erzählen." — Sein Resultat ist**: „Was die Kinder verschiedenes haben, das haben sie, denke ich, ein jedes von sich; was sie aber alle gemein haben, die Familienzüge und Ähnlichkeiten, die haben sie vom Vater, und können sie nicht anders haben als vom Vater." — Dann aber verweilt Claudius besonders gern, ja mit Rührung und Andacht bei den Versuchen zur Wiederherstellung des getrübten und gefal-

* A. a. O. S. 6.
** A. a. O. S. 46.

lenen Urbildes, die allen heidniſchen Völkern, auch den Griechen und Römern, gemein ſind; — den Büßungen, Opfern, Reinigungen; — freilich fruchten dieſe Verſuche der Selbſthülfe „von außen hinein“ ſtatt von „innen heraus“ nichts, aber als ein Ringen nach dem höchſten unter Furcht und Zittern ſind ſie ihm ehrwürdig und intereſſanter als vieles im Leben, das weit und breit berühmt iſt*.

Die Geſchichte des Chriſtenthums ſelbſt, dieſe Nachfolge Chriſti in der Zeit, tritt in Claudius' Schriften, ſoweit ſie Geſchichte der Kirche iſt, weniger und ſeltener hervor. Woher ſollte ihm damals Intereſſe an der Kirche kommen? Um ſo mehr ſucht er einzelne vor- und nachreformatoriſche Zeugen der Wahrheit um ſich zu ſammeln, nicht als ob dadurch die Wahrheit befeſtigt werden könnte, denn, ſagt er gelegentlich, „ich denke, die Wahrheit muß durch alle Menſchen nicht gewinnen können, aber ein jeder Menſch durch die Wahrheit“; — aber um ſich ſelbſt zu ſtärken durch den unſichtbaren Bund mit Gleichgläubigen. Von dieſen wie von ſeinen mitlebenden Glaubensgenoſſen iſt in ſeiner Lebensgeſchichte die Rede. Dort wie hier erkennen wir, daß er ſich durch confeſſionell-kirchliche Verſchiedenheit nicht abſchrecken ließ; die Armuth an geiſtlicher Verwandtſchaft zu ſeiner Zeit brachte es mit ſich, daß man dem Zug der Gemeinſchaft des Glaubens an den Erlöſer überall

* M. vgl. „Vom Gewiſſen“ VIII, 120.

hin nachging, und daß man, je entſchiedener die Stellung zum Unglauben der Zeit war, um ſo milder und nachſichtiger im eignen chriſtlichen Lager wurde. Man ſah nicht blos in denen draußen den gemeinſamen Feind, ſondern bekämpfte ihn auch als ſolchen und betrachtete ſich wirklich als Bundesgenoſſen. Gewiß war dies die richtige Erkenntniß und Stellung in jener Zeit, wo es die Aufgabe der zerſtreuten Treuen ſein mußte, in dem allgemeinen Schiffbruch zu retten, was zu retten war, nicht Unterſchiede zu ſcharf zu betonen, die den Streit für ein gemeinſchaftliches Gut hemmen und alles Nachdrucks berauben mußten. So finden wir bei Claudius z. B. wiederholt Schutzworte für das Kloſterweſen und das Faſten*— aber freilich beide mit dem Hinweis auf die großen Gefahren, mit Einſchränkungen und Abweichungen von der geläufigen katholiſchen Anſchauungsweiſe. Wo die großen Trennungsfragen in Rede kommen, iſt Claudius durchaus evangeliſch-lutheriſcher Chriſt, wenn auch in der Gebundenheit frei genug, wie noch gegen Ende ſeines Lebens ſeine Schrift „über das heilige Abendmahl“** beweiſ't, um innerhalb ſeiner Confeſſion auch Mängel und Menſchlichkeiten zu ſehen. Aber der Kampf war damals größer und mehr auf das weſentliche gerichtet, als der an Menſchlichkeiten reichere

* In Paul Erdmann's Feſt VI, 29 folg. „Vom Gewiſſen“ VIII, 123—128.

** Werke VIII, 3 folg.

confeſſionelle Kampf der Gegenwart. Wie Claudius noch am Abend ſeines Lebens die verheißende Morgenröthe eines lebendigeren Chriſtenthums erlebte, und wie ſein altes Auge noch hell genug war, in den großen geſchichtlichen Vorgängen die ſtrafenden und mahnenden Gedanken Gottes zu erkennen, das wird uns ſpäter entgegentreten.

Viertes Buch. 1790—1815.

I.

Zeitstürme und Kämpfe.

Ein halbes Jahrhundert von dem Leben unsers Boten liegt hinter uns, vor uns noch ein volles Drittheil seiner Lebensjahre. Dem Gang der Natur nach, die schon die Vorboten des Alters ankündigte, hätten es Jahre des äußeren Friedens und stiller Sammlung sein sollen, wo die Seele im Besitz des Erfahrenen, Erkämpften und Erlittenen aus der Unruhe des Wissens und Lebens eine feste Lebensweisheit und aus dem Wechsel das Dauernde rettet, und wo ihr die bewegten Bilder vergangener Zeiten nur noch einmal in Kindern und Enkeln wieder aufleben. Dem Boten war es anders beschieden. Sein Botendienst war noch nicht zu Ende, ja jetzt gerade muß er, wohl oder übel, den „spitzen Stachel in seinem Knotenstock“* fester einsetzen, um die Güter eines funfzigjährigen Lebens und einer gewiß gewordenen Überzeugung gegen den feindlichen Andrang der Zeit tapfer zu schützen.

* Von dem sein Recensent Friedrich von Meyer in den Heidelberger Jahrb. 1813 N. 31, S. 482 spricht.

Die Stürme der französischen Revolution sind es zunächst und vor allem, die auch an sein stilles Haus anklopfen. Und dies geschah um so lauter, weil er nicht blos das Brausen und Wogen aus der Ferne hörte, sondern weil einzelne Wellen mit der einströmenden Emigration, die sich erst hinter der Elbe recht sicher fühlte, sich bis in jene Gegenden verloren. Ja gerade in Claudius' unmittelbarster Nähe, in Hamburg wimmelte es von Emigranten, die sich von da nach Kiel, an den Eutiner Hof, auf den Holsteinschen Edelhöfen und weiterhin verbreiteten. Und gerade weil das eigenste Interesse Hamburgs, der Welthandel durch die Revolution und ihre Kriege so tief und mehrere Jahre hindurch mit solchem Glück berührt wurde, nahm man dort in gesteigertem Grade Antheil an den Vorgängen in Frankreich. So ward Hamburg, wie fünf und zwanzig Jahre früher in der literarischen, jetzt in der politischen Bewegung der Hauptort im Vaterlande. Neben ausgewandertem französischem Adel ließen sich französische Kaufleute in Hamburg nieder, und die Gährung, der Kampf der Ansichten entsprach dem Wetteifer der materiellen Interessen. Auch deutsche Auswandrer gesellten sich zu den französischen, als das Land zwischen Rhein und Elbe nach dem unglücklichen Ausgang des Feldzugs von 1794 nicht mehr sicher schien; viele wohlhabende und angesehene Männer aus Ostfriesland, dem Oldenburgischen und Hannöverschen zogen sich in die überfüllte Stadt. Im Ganzen und in den einflußreichen Kreisen waren die Bewegungsideeen

der Revolution, besonders in ihrem Beginn, die herrschenden; dieselbe erschien wie eine Erfüllung und praktische Ausführung der Gedanken und Wünsche, von denen oben* die Rede war. Es waren auch hier wieder die Häuser Reimarus, Büsch und das Haus des reichen und begabten Kaufmanns Sieveking, des Schwiegersohns von Reimarus, die Mittelpunkte und Vertreter dieser Richtung. Klopstock, von Alters her Hausfreund und Ehrengast in diesen Kreisen, stand wenigstens im Anfang mit aller Leidenschaft auf der Seite der Revolutionsfreunde, wurde sogar zum Dank seiner zujubelnden Oden französischer Ehrenbürger — eine Ehre, auf die er freilich bald verzichtete. — Zu den aufgeregtesten Anhängern der republikanischen Ideeen und Thaten gehörte der berühmte Kapellmeister J. F. Reichardt, der Komponist auch vieler Lieder des Wandsbecker Boten, der eine Zeit lang in Neumühlen, dem Landsitz der Familie Sieveking, eine Zuflucht fand und gleichzeitig die Journale „Frankreich" und „Deutschland" herausgab.

Aus dem entgegengesetzten Grunde, dem tiefsten Abscheu gegen die Revolution, — den er besonders seit dem August 1789 aussprach — fand sich unter den deutschen Auswandrern auch ein alter Freund von Claudius, F. H. Jacobi in den überelbischen Landen ein. Im October 1794 verließ er nach dem Rückzug der Österreicher über den Niederrhein seinen bedrohten Pempelforter Musensitz

* S. 53 folg.

und ſuchte Halt und Troſt unter den längſterworbenen norddeutſchen Freunden, die ihn auf einen ſolchen Fall eingeladen hatten. Zehn Jahre brachte er in dieſen Gegenden als ein ſehr lebendiges Glied der uns bekannten Kreiſe zu, theils in Hamburg und Wandsbeck, wo er außer kürzeren Beſuchen von 1796—1797 ununterbrochen über ein Jahr lang lebte, theils in Eutin, Emkendorf und als flüchtiger Gaſt noch auf andern holſteinſchen Rittergütern. Zwei Jahre ſpäter folgte ihm auf kürzere Zeit (von 1796—1798) Goethe's Schwager, Johann Georg Schloſſer, den gleichfalls die Kriegsſtürme aus ſeiner Stellung in Baden aufgeſcheucht und nach einem kürzeren Zwiſchenaufenthalt in Ansbach gen Norden, nach Eutin geführt hatten. Beide Männer brachten der revolutionsfeindlichen Partei Verſtärkung und neue Waffen. Dem Pempelforter Philoſophen namentlich, dem ſonſt ſo milden und von aller Schroffheit faſt überfreien Charakter, iſt kaum ein Ausdruck ſtark und heftig genug zur Bezeichnung der franzöſiſchen Zuſtände. Dieſe Geſinnung theilten, vollends als der blutige Theil des Drama's ſich entwickelte, die oben aufgeführten adligen Kreiſe in Holſtein, die Reventlow's, Stolbergs u. a., wiewohl der jüngere Graf Stolberg mit ſeinem poetiſchen Altmeiſter anfangs auch der Nationalverſammlung zugejauchzt hatte. Beſonders hartnäckig und reactionär gegen das um ſich greifende Bewegungsfieber traten die beiden Grafen Reventlow zu Emkendorf und Altenhof auf, beide durch Geiſt, Kraft und inneren Adel hervorragende Männer;

den einen der Brüder, den Grafen Cai, (nach des jüngeren Bernstorf Tod dänischer Minister), nannte Friedrich Perthes später „den letzten großartigen Adligen einer vergangenen Zeit.“* Ihr Widerstand gegen die Revolution wurzelte zwar auch, wie natürlich, in ihrer Familientradition und ihrem Stand, war aber tiefer gegründet durch geschichtliche Bildung und religiöse Gesinnung. Daß auch in manchen nichtadligen Kreisen des Herzogthums sich der Zeitgeist an der Klarheit der Erkenntniß und an der Festigkeit eines treuen Sinns brechen konnte, sehen wir z. B. an der Jugendgeschichte des großen Niebuhr, dessen Vater in Meldorf im Süderditmarschen lebte. Die ersten politischen Gedanken des Knaben waren eine entschiedene Abneigung gegen die Revolution. Doch fehlte im Lande auch keineswegs, wie wir sehen werden, eine Gegenpartei und die Reibungen, Verstimmungen, Verbitterungen störten bald die alte Eintracht und friedliche Gemeinschaft.

Claudius stand von vornherein, als die meisten Schöngeister und Schriftgelehrten noch von der Völkerfrühlingssonne geblendet wurden, mit der Selbständigkeit eines im Innern freien Mannes gegen die Revolution. Man hat darin freilich ein Symptom der Abhängigkeit und einen ärgerlichen Widerspruch mit seiner früheren poetischen Freiheitsluft finden wollen, die beim Ausbruch

* Aus einem Briefe nach des Grafen Tod (1834). Fr. Perthes Leben I, 125.

der Revolution nicht Stich gehalten und den Rückzug genommen habe. Beides ist irrig. Claudius hatte ganz die nämlichen politischen Ansichten über Königthum und Adel, (wie die Erzählung „Paul Erdmann's Fest" zeigt), schon im Anfang der achtziger Jahre; zu einer Zeit also, wo noch von keinem dänischen Gnadengehalt — wenn man denn ja bei einem Claudius an so schmutzige Quellen auch nur denken will — die Rede war und noch kein Adelsverkehr bestand. Eine Verschiedenheit dagegen dieser Ansichten seiner Mannesjahre mit seinen Jugendträumen besteht allerdings, aber kein Widerspruch. Daß ein junger, mitten in seiner inneren Bildung begriffener Mensch, der eben anfängt, die Augen aufzuschlagen in der weiteren und größeren Welt, schon das politische Programm für sein Leben aufstellen soll, ist ein absurdes Verlangen — Sinn und Treue für das Große und Edle, für Wahrheit und Recht soll er haben und behalten, er soll begeistrungsfähig und darum streitfähig für diese Güter sein und bleiben, aber die Beurtheilung praktischer Fragen ist eine Sache der Erfahrung und der Einsicht in die Bedingungen und Beschränkungen des Lebens, welche die Jugend weder haben kann noch soll. Hier ist es eine Wohlthat, daß der Mensch veränderlich geschaffen ist, weil allein hierin die Möglichkeit der Bildsamkeit und der Befreiung von angebeteten Irrthümern liegt. Allerdings lautet einer der früheſten Klänge des „Wandsbecker Leiermanns":

„Und deine Fürſten (ſollen ſein) groß und gut!
Und groß und gut die Fürſten!
Die Deutſchen lieben, und ihr Blut
Nicht ſaugen, nicht Blut dürſten!

Gut ſein! Gut ſein! iſt viel gethan,
Erobern iſt nur wenig;
Der König ſei der beſſre Mann,
Sonſt ſei der beſſre König!“

Es ſteht dieſe unſchuldige poetiſche Licenz im Einklang mit den oben berührten Ideeen der Sturm- und Drangzeit, die von der Losgebundenheit des Individuums und ſeiner ſchrankenloſen Ausſpannung ausging; ein beſtimmtes politiſches Intereſſe hatte Claudius damals nicht, es wurden nur Freiheits- und Tyrannenoden, wie die von Schönborn* an ihn gerichtet, er ſelbſt ſchrieb keine. Gutmüthige Seitenblicke auf die drückende Laſt der Krone, auf den läſtigen Überfluß des Hoflebens, auf den Unſegen der Kriegs- und Eroberungsluſt, auf die Schmeichler, die allen Fürſtengelüſten das Wort reden und in ihren Neigungen Winke der Götter ſehen**, — das iſt ſeine Jugendpolitik. Es ſind immer nur die allgemeinſten, menſchlich-ſittlichen Fragen, die Elemente des Gemeinſchaftslebens, für deren Beurtheilung ein natürlich geſundes Gefühl oder die Lehre der heiligen Schrift aus

* S. oben S. 40.

** Nachricht von meiner Audienz beim Kaiſer von Japan, Werke III, 60 u. 69.

reicht. So entwirft er in der mehrerwähnten Audienz in ſchönen warmen Worten das Bild eines wahren Regenten nach Gottes Willen*, der „Vaterſtelle“ an ſeinem Volk vertreten ſoll, aber, ſo ſtark er Pflicht, Gewiſſen und Verantwortlichkeit des Regenten betont, — den Gehorſam der Unterthanen verlangt er doch „nicht allein gegen die gütigen und gelinden, ſondern auch gegen die wunderlichen Fürſten.“ Und dieſer Satz war bereits anno 1777 geſchrieben. Ähnliche Gedanken kehren in „Paul Erdmann's Feſt“ wieder**, wo aber namentlich die Adelsfrage beſprochen wird. Klingt da auch die Anſicht vom Urſprung des Adels mehr wie eine geſchichtliche Idylle, ſo iſt doch ſeine wahre Idee und Stellung durchaus treffend bezeichnet. Daß Asmus ſehr wohl Unterſchiede zu machen weiß, zeigt eben die Rolle des Herrn von Saalbader, in deſſen Perſon das lüderliche, franzöſirte, flach freigeiſtige und innerlich rohe Junkerthum gebrandmarkt wird. Aber eine lebendige Verſchiedenheit und ſtändiſche Gliederung, eine klare und entſchiedene Anerkennung der fürſtlichen Alleingewalt, ein patriarchaliſches Regiment, wenn man will, als göttliche Ordnung, aber eben auch nur als ſolche, wo mit der Auffaſſung der Obrigkeit als einer von Gott eingeſetzten um ſo lauter die Pflichten dieſes Amtes in das Gewiſſen der Regierenden gerufen werden, — das ſind ſeine

* A. a. O. S. 64 folg.
** B. B. III, 25 u. 32 folg.

wenigen politiſchen Leitpunkte. In dieſem Sinne ſagt der Dichter*:

„Jeder König ſei des hehren,
Großen Rufes werth! —
Doch dann muß er nichts begehren,
Was ein Menſch begehrt;

Muß nicht ſeine Wege wandeln,
Alles Eignen rein
Nur vor Gott und mit Gott handeln,
Sonſt iſt er nicht Sein;

Muß, wie Gott, zu allen Zeiten
Nur barmherzig ſein,
Und nur Licht und Recht ausbreiten;
Sonſt iſt er nicht Sein;

Und durch jede ſeiner Thaten,
Wo er deß vergißt,
Hat er Gott den Herrn verrathen,
Deſſen Bild er iſt;

Und der Königliche Segen,
Licht und Kraft und Glück,
Kehrt zu dem, von deſſentwegen
Er ſein war, zurück;

Kehrt zurück — der Geiſt entflieget,
Weil ihm Leid geſchah,
Und die große Leiche lieget
Zur Verweſung da."

Dieſen im allgemeinen ſchon feſtſtehenden Anſichten trat nun das Rieſenereigniß der franzöſiſchen Revolution mit ſeinem donnernden Nein entgegen. Claudius hat ſich nicht einen Augenblick von dem politiſchen Sturm und Drang, der auch manchen ſeiner nächſten Freunde ergriff, hinreißen laſſen, ohne ſich darum gegen die Mißbräuche des abſoluten Staats zu verſchließen. Und es war das nicht bloßer Quietismus, träge und müde Paſſivität, die nicht mehr lebendig und beweglich genug iſt, um auf eine neue und große Zeit einzugehn, auch nicht ausſchließlicher Sinn für das Privatleben, das durch Amt und Haus eben erſt feſter gegründet und geſichert war und nun ſo heftig aufgeſchüttelt werden ſollte. Gewiß ſprachen auch dieſe Neigungen mit, aber der Hauptbeweggrund, der

* Kron' und Scepter, 1795. Werke VII, 66, — m. vgl. VI, 32.

hn, den schon alternden Mann so reizbar und unruhig machte, war ein positiver, stammte nicht von weltlichen Rücksichten her, sondern aus der tiefen Überzeugung, diese französische Bewegung sei in ihrer Wurzel wie in ihrer Entfaltung vom Argen, ihr etwaiger Einfluß auf unser Vaterland ein Unglück. Darum war ihm die Sache des Eifers werth*; „und die Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, pflegt nicht mit dem Schwanz zu wedeln." In einzelnen Punkten seiner Beurtheilung konnte er dabei hundertmal irren und hat er geirrt. Ein Staatsmann war der Bote nicht; das handelnde und geschichtliche Leben in seiner dramatischen Verwirrung und Entwirrung zog ihn nicht genug an, aber den Grundton aus dem Gewirr der Stimmen und Töne, der Wünsche und Träume herauszuhören, dafür hatte er, gerade wie auch in dem Literaturleben, ein feines Gehör und ein unbestochenes Urtheil. Ihm war allerdings das Ewige näher und wesentlicher als das Zeitliche und die völlige Harmonie der Betheiligung an den Dingen dieser Welt und der Versenkung in das Hoffen einer höheren keineswegs in ihm hergestellt; ihm galt die innere Bildung und Freiheit des Individuums vor allem, und das Beglücken von Außen statt von Innen, durch Änderung der äußeren Lage statt durch Reinigung des inneren Zustandes, bei einzelnen wie bei einem Volksganzen war in seinen Augen ein Werk des Leichtsinns und eine gleiche Verkehrt-

* VI, 5.

heit, als „wenn man am Zeiger drehen wollte, daß das Werk in der Uhr recht gehe“*. Außerdem aber glaubte er schon in den Grundsätzen der Nationalversammlung, in ihrem Begriff von Freiheit, in der Aufstellung einer Gleichheit, in welcher die Keime aller Zerrüttung lagen, in dem abstracten Schematismus der Menschenrechte und ihren naheliegenden Consequenzen einen Abfall von der gottgesetzten Ordnung, einen Ausfluß der Impietät und falschen Aufklärung des Zeitgeistes zu sehen, der zu allem ächten und soliden Schaffen untüchtig und unfruchtbar sei. Eine Beleuchtung dieses „neuen Systems“ hat er versucht in dem sehr charakteristischen Aufsatz „Über die Neue Politik“**. Er hat es darin keineswegs auf eine Verherrlichung des alten Systems in seiner Wirklichkeit abgesehn, deren Gebrechen und Mißbräuche er vielmehr kennt. Aber „die Besserung müsse nicht ärger als das Übel sein, das man bessern wolle“, und „unbesehends ist Anhänglichkeit und Vorurtheil an und für das Alte edler, als Vorurtheil und Anhänglichkeit für und an das Neue.“ Und auf alle Fälle ist ihm*** „die Procedur etwas voreilig. Wir irren Alle manigfaltig. Es könnte doch sein, daß wir auch hier irreten; hier: wo

* VI, 6.

** Werke VI, 1—40. Zuerst als Flugschrift gedruckt 1794. Ich vermuthe, daß sie das alleinige Ergebniß einer projectirten periodischen Schrift des Boten geblieben ist, von deren Ankündigung in der Neuen Hamburger Zeitung F. L. Stolberg an Jacobi (dessen Briefwechsel II, 137) im Dezember 1793 spricht.

*** A. a. O. S. 4.

der Irrthum ſo leicht zu begehen, und ſo ſchwer zu vermeiden iſt; wo der Bogenſchütze nicht blos vor ſich zu ſehen hat, ſondern auch: was der Pfeil thun und anrichten werde, wenn er von ſeinem Bogen dahin, und nicht mehr in ſeiner Gewalt iſt; hier: wo es nicht genug iſt, daß der Regenbogen in der Luft mit ſchönen Farben ſpiele, ſondern wo er auch auf die Erde muß können niedergebeugt werden, ohne ſeine Farben zu verlieren, und wo eine ungemeine Erfahrung und eine feine Matheſis dazu gehört, die Strahlenbrechungen bei der Operation im voraus ſicher zu berechnen." Die alte Ordnung erſcheint ihm für die menſchliche Natur, wie ſie iſt*, als eine heilſame Zucht und als nothwendige Schranke für Selbſtſucht, Frevel und Eigendünkel, als eine Pflege edeln Vertrauens, des Gehorſams, der Beſcheidenheit. Denn „was ſoll man**, Ausnahmen verſtehen ſich von ſelbſt, von einem Menſchen erwarten, der kein Vertrauen hat, der alles ſelbſt ſehen und betaſten will und immer über ſeine Rechte brütet? Wenn der nicht auf ſehr feſten Füßen ſteht, ſo ſtößt ihn die neue Einſicht um; und, unbeſehends, iſt er kein guter Nachbar. Er führt natürlich immer die Liſte ſeiner Rechte bei ſich, iſt ungeſtüm, mißtrauiſch, prätendirt immer nicht weniger als er kann, und weiß Alles beſſer. — Und nun ein ganzer Staat von ſolchen Rechtsgelehrten!" —

* M. vgl. a. a. O. S. 20.
** A. a. O. S. 10.

Er will die unwiderſtehliche Kraft der regierenden Obrigkeit nicht gebrochen ſehen, ohne welche kein Staat zu denken, „wie ohne einen feſten, unbeweglichen Punkt wohl eine in paraboliſchen und Schnecken-Gängen wild durcheinander laufende Figur, aber kein regulärer Cirkel gemacht werden kann.“ Darum will er die auflöſende und ätzende Wirkung der Vernunftkritik, die an jenen wohlthätigen, ſo weislich und mühſam geknüpften und unentbehrlichen Banden rüttle, den Selbſtwillen wieder aus dem Verborgenen hervorgrabe, dem Menſchen das Herz aus dem Leibe nehme und ihn zu einem dürren, ſelbſtklugen Hirnſchädel ohne Freude für ſich und Andre mache, von dem Staate ebenſo fern halten helfen, als er es der Kirche gegenüber geſucht. „Aber“* ſoll denn Liebe, Glauben und Vertrauen ewig lieben, glauben und vertrauen, damit ſie ewig betrogen und gemißbraucht werden können? — Sollen denn Viele ſich ihrer Rechte begeben, damit Einer oder Einige ungeſtraft Gewalt und Unrecht üben können?

Das ſei ferne! — Betrogene Liebe iſt wie Menſchenblut; ſie ſchreiet aufwärts um Rache. Nein! Recht muß Recht ſein und Recht bleiben. Ich ſtreite nicht wider, ſondern für das Volk — und wo dem Kleinen Unrecht und Gewalt geſchehen ſoll, da begehre ich nicht zu heißen der Sohn der Tochter Pharao, und will viel lieber Ungemach leiden mit meinen Brüdern.“ — Daran

* A. a. O. S. 31.

ſchließt er das Bild eines wahren Regenten, das im weſentlichen dem oben erwähnten poetiſchen Bilde gleicht.

Mag, wie geſagt, dem Boten, der kein Botſchafter war und ſein wollte, der ſ. g. praktiſche politiſche Blick abgehn und manche Anſicht in unſrer hierin ſo weiſen und ſatten Zeit als kindlich belächelt werden, ſo bleibt es doch ſeine Ehre, daß er durch die Wolke von Enthuſiasmus und Schwindel mit hellem Seherblick den Grund und dämoniſchen Kern dieſer Zeiterſcheinung durchſchaute. Und er iſt mit ſolcher Anſchauung auch unter ſeinen ſonſt gleichgeſinnten Freunden nicht der Nachtreter und Geleitete, ſondern eher der Vorgänger und Leiter geweſen. Denn, wie er ſagt*, „auch die Gutgeſinnten waren nicht allerdings ſchußfrei. Ihr edler Unwille über die Schmach und Schande, die Menſchen zu allen Zeiten von der Tyrannei haben erdulden müſſen, konnte ihnen ins Auge treten, und es ſo, in dieſem Syſtem, was es gerne ſehen wollte, Land ſehen machen; ſie konnten, indem ſie für ihr Geſchlecht einen Tag des Heils heimlich herwünſchten, ſich durch den Schein eines Anbruchs übernehmen laſſen: das Heil von dieſer Seite zu erwarten, und ihm mit Freudengeſchrei entgegen gehen.“

Die Gräuel der franzöſiſchen Umwälzung ſelbſt ſtraft Claudius in dem einfach-ernſten Gedicht „Klage“, aus dem Jahr 1793**.

* VI, 5.
** VIII, 107.

„Sie dünkten sich die Herren aller Herr'n,
Zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise,
Und gingen übermüthig neue Gleise
Von aller wahren Weisheit fern,
Und trieben ohne Glück und Stern
Im Dunkeln hin, nach ihres Herzens Gelüste,
Und machten elend nah' und fern.
Sie mordeten den König, ihren Herrn,
Sie morden sich einander, morden gern,
Und tanzen um das Blutgerüste.

Sie wollten ohne Gott sein, ohn' ihn leben
In ihrem tollen Sinn;
Und sind nun auch dahin gegeben,
Zu leben ohne ihn.
Der Keim des Lichtes und der Liebe,
Den Gott in unsre Brust gelegt,
Der seines Wesens Stempel trägt,
Und sich in allen Menschen regt,
Und der, wenn man ihn hegt und pflegt,
Zu unserm Glücke freier schlägt,
Als ob er aus dem Grabe sich erhübe —
Der Keim des Lichtes und der Liebe
Der ist in ihnen stumm und todt;
Sie haben alles Große, alles Gute Spott.
Sie beten Unsinn an, und thun dem Teufel Ehre,
Und stellen Greuel auf Altäre.

Der Chor.

Erbarm' dich ihrer! —"

Der Ernſt der Zeit war ganz dazu angethan, das kleine Häuflein der im Land zerſtreuten Freunde, die in der Ferne ſich doch nahe waren, dichter zuſammenzuſchaaren und ihre Geſinnung zu noch größerem Ernſt anzuregen. Ihnen wurde der aufgepflanzte Freiheitsbaum noch in tieferem Sinn ein Baum der Erkenntniß als im blos politiſchen, und die zeitweiſe berauſchten Anhänger, wie Stolberg, kehrten bald zur Beſinnung zurück. Die Zeit erſchloß ihnen die Menſchennatur in ganz andrer Weiſe wie der Alltagsgang der Geſchichte; ein handelndes Volk wie eine nur erweiterte Perſönlichkeit, das ſchrittweiſe die ganze Hefe der Bosheit und Verderbniß ausſchüttet!

Stolberg's heftige Ausfälle gegen den weiteren Verlauf der Revolution ſind aus ſeinen Gedichten und Briefen bekannt. Jacobi theilte von vornherein Claudius' politiſche Geſinnung, wenn auch die geiſtigen Motive bei beiden Freunden nicht ganz die gleichen waren. Claudius ging, wie wir geſehen, überall aus von einer religiöſen Gottes- und Menſchenerkenntniß und machte dieſe zum Maßſtab ſeiner politiſchen Urtheile. Man kann ſagen, die Bibel und die zehn Gebote waren auch ſein politiſcher Kanon. Bei Jacobi wirkte mehr die philoſophiſche und geſchichtliche Einſicht in das Weſen des Staats, ſein feiner Sinn für harmoniſche Ordnung und Gliedrung öffentlicher Verhältniſſe, die Beſorgniß vor traurigen Culturrückſchritten, die bekanntlich auch Göthe'n zu einem ſo entſchiedenen „Reactionär" machten. So nahe ſich in ihren Reſultaten alſo die politiſchen Anſichten beider

Männer berührten, ſo groß war bei aller Verwandtſchaft in den Vorfragen ihre religiöſe Differenz. Jacobi war zwar des Glaubens, eben ſo wie der Bote, die Perle des Chriſtenthums zu ſuchen und zu ſchätzen, nur über das was ihm Schale dünkt, über die hiſtoriſche Seite der Offenbarung gingen ihre Wege auseinander. Er findet in der Anerkennung dieſer Seite eine Beimiſchung von religiöſem Materialismus, er will in ihr nur das Verhältniß von Körper und Bekleidung zu der inneren Wahrheit und Weſenheit der Sache d. h. zu der urſprünglichen Selbſtoffenbarung Gottes in der menſchlichen Vernunft als der Möglichkeit aller Wahrheitserkenntniß gelten laſſen. In den bibliſchen Überlieferungen von der Erſcheinung des Heils ſieht er inſofern — aber auch nur inſofern kein abſolutes Hinderniß für ſeine Denkweiſe, als dieſe zum Anſtoß und zum veranſchaulichenden Symbol jenes Kerns dient, aber eine Art unſchuldiger Illuſion bleibt ihm darum dieſer Glaube doch; der göttliche Grundtrieb zur Wahrheit auf der einen, zum Guten auf der andern Seite ſtellt ſich in der Menſchennatur urbildlich und abbildlich dar. Jacobi hat dieſe Anſichten, auf die wir nur hinzudeuten vermögen, in ſeiner Schrift „von den göttlichen Dingen“* dargelegt und ſich mit dem Boten darin auseinandergeſetzt. Der Ton, in dem er dies thut, iſt zwar hier und da etwas vornehm als die Sprache des „Philoſophen von Profeſſion“**, doch

* Ich citire die Originalausgabe von 1811.

** Eine harte Zurechtweiſung hat Jacobi wegen ſeiner Polemik

leuchtet weit mehr die warme Liebe und Hochachtung gegen ſeinen Freund durch; die einleitenden Worte namentlich ſind innig und gemüthvoll. Und daß ihm die Glaubensgewißheit des Boten doch wie eine Lebenskraft vorkommt und imponirt, ſcheint der Vorbericht zu der genannten Schrift in den Werken zu beweiſen, wo er im Hinblick auf Claudius „diejenigen glücklich preiſet, denen ein helleres Licht, eine noch* freudigere und feſtere Zuverſicht geworden iſt.“ Den Frieden hat dieſer edle Geiſt nie gefunden und von früh an geahnt, daß im geiſtigen Leben zwiſchen der Genialität eines Göthe, die ſich zeitweiſe aller Gedanken an göttliche Dinge entſchlägt und ſchaffend ihrer ſelbſtgenugſamen Kraft inne wird, und dem ſeligen Glauben eines Claudius, der von ſolcher Kraft nichts weiß und in einer anderen ſich ſtark fühlt, nur eine Mitte voll aufreibender Unruhe denkbar iſt. Dieſe Überlegenheit in aller Unſcheinbarkeit hat er ſchon bei der erſten Bekanntſchaft mit Claudius gefühlt; „der Wandsbecker Bote, ſchreibt er im J. 1780 an den Dichter Heinſe in Düſſeldorf, hat in jeder Rückſicht meine Erwartung übertroffen. Er iſt ein wahrer Bote

gegen Claudius' Offenbarungsglauben durch Schelling erfahren, der eine Mittelſtellung zwiſchen den beiden Parteien, der vorausſetzungsloſen Speculation und dem poſitiven Chriſtenthum nicht gelten läßt und ſeinen Gegner zu dem Nicht-kalten und Nicht-warmen verwirft; ſ. Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen. 1812. S. 174 folg.

* III, 255. Man vgl. damit die intereſſante Stelle „Von den göttl. Dingen“ S. 103.

Gottes, sein Christenthum so alt als die Welt. Ihm selbst aber ist sein Glaube nicht blos höchste und tiefste Philosophie, sondern etwas darüber noch hinaus, wie ich mir es auch wohl wünschen könnte, aber nicht zu verschaffen weiß." —

J. G. Schlosser hatte neben der politischen Gesinnungsgemeinschaft zugleich eine religiöse Verwandtschaft mit dem Wandsbecker Boten. Auch auf ihn hatten die Zeitereignisse tief eingewirkt. Er war ein Mann von seltener Geradheit und Lauterkeit, voll herzlicher Liebe für das Volk, die er in einem mehr als zwanzigjährigen mühe- und opfervollen Amte bethätigt hatte, von gesundem und scharfem Verstand, ausgezeichneter Jurist, ein praktischer Philosoph, der mit seinen einsamen Gedanken den Gang der Welt in alter und neuer Zeit verfolgt hatte, und genährt von dem Mark der classischen und neueren Literaturen, deren Sprachen er redete und schrieb, aus denen er manches Werk — namentlich Platonisches* — übersetzt hat — ein durchaus ungewöhnlicher Geist und an Kraft und Treue des Charakters, an lauterer Frömmigkeit und ächter Vaterlandsliebe eine der wohlthuendsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts. Ihm erregte der Geist der Revolution ein Grauen, er sah in ihm** die hereinbrechende „Barbarei des Herzens,

* Seine Uebersetzung von Platon's Briefen (1795) hat er Claudius gewidmet, die Zuschrift ist abgedruckt in J. G. Schlosser's Leben u. literar. Wirken, von A. Nicolovius S. 248 folg.

** Aus einem Brief an Georg Forster vom 3. August 1792. a. a. O. S. 215.

das Stocken des Gefühls der edleren Seelen, die Öde der Seelen, den kalten Egoismus, den Vorboten und die Folge der Sclaverei" Und in der Philosophie der Zeit, der Kantischen, deren Gegner er war, wollte er kein Heilmittel für diese Gefahren erkennen, für den „großen Riß in das Band der Menschheit," der ein großer Riß auch in sein Herz war*. Außer seinem Schwiegersohn Nicolovius, der in Eutin eine Anstellung gefunden hatte, zog ihn gerade Claudius vor allen nach Norden, und er hätte Wandsbeck selbst zum Wohnsitz gewählt, wenn sich ihm dort für die Bildung seiner Kinder die nöthige Gelegenheit geboten hätte.

Außer den beiden Flüchtlingen aus Westen und Süden trat der katholische Kreis in Münster, der sich um die Fürstin Amalia von Gallitzin und den Minister von Fürstenberg gruppirt**, unserm Boten und seinen Holsteiner Freunden nahe. Wir wollen hier das seit Katerkamp's Vorgang wiederholt gezeichnete Lebensbild der großen Frau und jenes einzigen Staatsmannes nicht noch einmal nachzuzeichnen versuchen. Die Art, wie sie aus einem freigeistigen und geistverlassenen, glänzenden und innerlich bettelarmen Weltleben zu sich selbst und zu Gott kam, die wunderbare Energie, die sie in dem Kampf der Lösung von allen hindernden Verhältnissen und in dem schwereren inneren Kampf bewiesen

* An J. Georg Jacobi s. a. a. O. S. 223.

** Damals besonders Overberg, Katerkamp, Kistemaker, Buchholz, die drei Brüder Droste, Caspar, Clemens, August und Franz.

hat, reihen sie den vornehmsten weiblichen Charakteren aller Zeiten ein. Ihr Katholicismus bildete sich zu einem bestimmten und dann auch ausschließenden kirchlichen Bewußtsein erst im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts aus, doch unterhielt sie auch dann noch den alten lebendigen Verkehr mit ihren protestantischen Freunden in Wandsbeck und Holstein, von denen Claudius doch gewiß außerhalb der Treffweite des Proselytismus stand. Die erste Bekanntschaft mit diesem war wol schon durch Hamann, an dem sie mit der Liebe einer Tochter hing, und der 1788 in Münster starb, eingeleitet. Sie besuchte im Frühjahr 1791 und im Sommer 1793 und 1797 in Begleitung ihres Beichtvaters Overberg Wandsbeck und Holstein; auch die Brüder Droste und Katerkamp erschienen bei Claudius. Ich habe schon oben bemerkt, daß sich Claudius und die Seinen durch die Confessionsverschiedenheit nicht stören ließen und daß sie recht daran thaten. Auch die Fürstin Gallitzin kannte und anerkannte in dem Claudius'schen Hause ein Gemeinsames über dem Streit und eine Bundesgenossenschaft, wenn sie auch in dem Protestantismus an sich eine unentwickelte und unvollkommnere Form des Christenthums sah. Sie hat noch bei Claudius' ältestem Enkel Pathenstelle vertreten. Und in welcher Weise sie in der Familie des Boten heimisch wurde, zeigt eine Briefstelle, die Claudius' älteste Tochter Caroline Perthes i. J. 1806 während der tödtlichen Krankheit der Fürstin schrieb*:

* Fr. Perthes' Leben I, 128.

„Durch nichts in der Welt habe ich einen so großen und so bleibenden Eindruck wie durch die Fürstin erhalten, und von dem Augenblicke an, in welchem ich sie zuerst sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen.“ — Aus einem andern ungedruckten Briefe* des Boten an die Fürstin vom 12. Febr. 1792 theile ich einige Stellen mit. „Gnädige Fürstin, denn wenn einige Fürstinnen sich nicht gefallen lassen Frau zu heißen, so wünschen einige Frauen das wieder gut zu machen und sich gefallen lassen Fürstin zu heißen. Liebe gnädige Fürstin, ich schriebe Ihnen gerne öfter, aber — es ist denn so mit dem Schreiben. Von Mund zu Mund hilft man mit wenigen sich nach, wohl so halb und halb durch, in Briefen verraucht ein weniges gar.

Ich danke sehr für den Augustinus, er soll bald mit den Brosamen zurück kommen. Diese Brosamen enthalten doch viele Kleien, und der gute Terstegen scheint das Mehl für seinen Weg der Wahrheit ausgesichtet und gespart zu haben.“

Nun folgt ein Verzeichniß mystischer und theosophischer Schriften, deren Mittheilung Claudius der Fürstin verspricht. „Man hat freilich, fährt er fort, wie der selige Hamann sagt, an einem Scheffel Linsen genug, durch

* Dieser Brief zeigt, daß nicht blos: habent sua fata libelli. Von der Nordseeküste ist er in die Hochalpen verweht und verschlagen worden, wo ihn der unermüdliche Fußwandrer K. Bädecker aus Coblenz in der Autographensammlung des Bezirkscommissars Wieser zu Zell im Zillerthal gefunden und abgeschrieben hat.

ein Nadelöhr zu werfen, doch hat es sein Gutes, vorausgesetzt daß die autores probat sind, zu sehn, wie Ein und dieselbe Sache in mehreren Eins und verschieden ist, und man kann sich in sich selber besser finden, auch die Linse auswählen, die unsern Fingern am besten convenirt.

Heute ist es gerade ein Jahr, als die Schulmeisterin aus Westphalen* hier zuerst kam, und wir (nach ihrem Gleichniß) einen bis dahin nicht gekannten Strom der neueren Geographie, der zum Meer eilt und treibt, kennen lernten. Wir denken oft an ihn und werden ihn schwerlich vergessen, so lange unsre Ufer halten. Alle Kinder, besonders die älteren, empfehlen sich Ihnen bestens, und sie danken für das schöne Neujahrsgeschenk." —. „Ich lege Ihnen dagegen einige Lieder von Taulerus bei, zum Behalten und Abschreiben, wie Sie wollen. Sie stehen in einer uralten Ausgabe seiner Werke, und können wenigstens den Satz des Opitz rechtfertigen: daß die Poesie anfänglich ein Unterricht von göttlichen Dingen gewesen sei." — „Wir haben neulich von Jemand gehört, daß es mit Ihrer Gesundheit ein wenig besser gehe und das ist uns sehr lieb. Wir grüßen Sie von ganzem Herzen und hätten gern wieder einige Tage Verkehr mit Ihnen. Auch sollte der Verkehr eigentlich in dieser Welt getrieben werden, denn in der andern haben wir wohl sonst zu thun und keine Zeit dazu? Die Lerchen

* Die Fürstin selbst, die sich unter diesem scherzhaften Incognito bei Claudius einführte.

im Käfich und mit gebundenen Flügeln leben und weben nachbarlich unter einander, aber wenn der Käfich zerbrochen und die Flügel losgebunden werden, zieht eine jede eine andre Straße und wartet ihren Geſang ab." —

Das iſt der norddeutſche Kreis, der unter den Anfechtungen der Aufklärung und der Revolutionsſtürme wie eine zerſtreute Gemeinde zuſammenhält und das höchſte Ziel des Menſchenlebens, eine Gemeinſchaft der Liebe mit gleichem Glauben und gleicher Hoffnung darzuſtellen ſucht. Wie andersgeſinnt auch viele Beurtheiler ſein mögen, das ſollten ſie doch nicht vergeſſen, daß dieſer Kreis inmitten der theoretiſchen und praktiſchen Franzoſenherrſchaft eine Pflanzſchule treuer und hingebender Vaterlandsliebe geworden iſt, zu der die Nüchternheit des Rationalismus keine Kräfte hergab. Man denke an das tiefe Mit-Leiden und die hohe Mit-Freude zur Zeit der Unterdrückung und des Befreiungskriegs bei Claudius, bei Stolberg, der ſeine Söhne in den Kampf ſchickte und den Tod des einen ertragen mußte, bei Jacobi, Perthes, Nicolovius, Niebuhr!

Auch die polemiſche Vertretung ſeines Standpunktes nach Außen wurde in dieſen Jahren für Claudius nothwendig. Drei Gegenſätze beſonders hatte er, direct angegriffen oder in dem Gefühl der Pflicht zu reden, wo Schweigen ihm ſträfliche Unterlaſſung ſchien, zu bekämpfen: die politiſche Neuerungsſucht, die Kantiſche Philoſophie mit dem Rationalismus und die ſchöngeiſtige Richtung, die in den Xenien ihn herausforderte. Wir können hier auf dieſe

Kämpfe nicht tiefer eingehen. Es sei nur wiederholt, daß in Hamburg und hier und da in Holstein auf kirchlichem wie auf staatlichem Gebiet eine der eben geschilderten entgegenlaufende Richtung herrschend war. Ihr literarischer Mittelpunkt war die mit den Zeitbewegungen neu entstandene Zeitschrift der „Genius der Zeit“ (1794—1803), ihr persönlicher der Herausgeber dieser Blätter, der dänische Kammerherr und Ober-Commerz-Intendant August von Hennings zu Plön, ein kräftiger und schroffer Anhänger der Aufklärung in Staat und Kirche, verwandt mit der Reimarus-Sieveking'schen Familie und mit Voß, dem Mitarbeiter der Zeitschrift, im engen Bund. Mit Hennings hatte nun Claudius bald mancherlei Reibung. Der Ankündigung des Genius der Zeit (1793) trat Claudius, der darin das Streben, zwischen Regierern und Regierten Mißtrauen zu säen, zu erkennen glaubte, mit einer Warnung in der Hamburger neuen Zeitung entgegen. Dies führte zu einer Privatcorrespondenz zwischen beiden Männern, und da dieselbe keine Verständigung brachte, zu einer Reihe von Invectiven gegen Claudius im Genius der Zeit. Als dieser i. J. 1798 von dem Herausgeber des Journals den Beweis oder die Zurücknahme solcher Angriffe öffentlich verlangte, gab Hennings den leidigen Handel mit den gewechselten Briefen und einer unerquicklichen Erzählung des Streites heraus in dem Büchlein: „Asmus, ein Beitrag zur Geschichte der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts,“ das von Litteratur so gut wie nichts, und von Geschichte

fast nur persönliche Geschichten enthält. Man hielt Claudius auch auf der gegnerischen Seite für den Verfasser des „Schreibens eines holsteinischen Kirchspielvogts über die neue Kirchenagende 1798“, in welchem die von dem jüngeren Minister von Bernstorf kurz vor seinem Tode eingeführte, von dem Generalsuperintendenten Adler entworfene neue Agende als im Widerspruch mit der heil. Schrift und der Augsburgischen Confession angegriffen und das Festhalten am Alten den Gemeinden empfohlen ward. Fr. Leop. Stolberg aber war der Verfasser.

Im Jahre 1795 ließ Claudius gegen die in Dänemark seit Struensee bestehende Preßfreiheit seine berühmte „Fabel“ in der Hamburger Neuen Zeitung drucken*. Im aufgeklärten Thierreich nämlich kommt man um Abschaffung des Censors Brummelbär ein, um die Gedanken- und Schreibefreiheit ungehemmt walten zu lassen. Der König genehmigt die Bitte. Da aber alsbald die edleren Thiere in dem neuen Zustand still schweigen und sich zurückziehen, dagegen das ganze Heer des Ungeziefers und Raubviehs sich regt, schüttelt der Löwe den Kopf und spricht:

„Ich rechnete aus angestammtem Triebe
Auf Edelsinn und Wahrheit-Liebe —
Sie waren es nicht werth die Sudler, klein und groß,
Macht doch den Bären wieder los!“

Aus dem Kreise der Gegenpartei brach darauf Voß eine poetische Lanze mit dem alten Freunde in dem Gedicht „der Kauz

* S. Werke VI, 50 folg.

und der Adler, keine Fabel", das Kant* ſelbſt einer „Hekatombe" für werth hält. Ein Kauz kommt darin zum König Adler und verklagt in einer längeren Rede den Hahn als Trompeter der Aufklärung und begehrt den Uhu zu ſeinem Cenſor;

„Der Adler that, als hört' er nicht,
Und ſah ins junge Morgenlicht."—

Im Jahre darauf ließ Claudius das Lied „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung oder Urian und die Dänen"** folgen, worin der Freiheits- und Gleichheitsſchwindel in Verſen, die allerdings Apoll nicht dictirt hat, durchgezogen werden.

„Ein neues Licht iſt aufgegangen,
Ein Licht, ſchier, wie Karfunkelſtein!
Wo Hohlheit iſt, es aufzufangen,
Da fährt's mit Ungeſtüm hinein.
Es iſt ein ſonderliches Licht;
Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht."

u. ſ. w.

Die Angriffe blieben nicht aus; in Verſen und Proſa, offen und incognito ward der Bote hart mitgenommen,

* Berliner Monatsſchrift 1796, Mai S. 398. Darauf bezieht ſich Claudius' kleines Epigramm „Eine gewiſſe Anmerkung betreffend" VI, 73, wo der kritiſche Poet aus dem Kategorien-Himmel in den Hühnerhof tritt und den Hühnern des griechiſchen Leuen Hekatomben wie Haber ſtreut.

** Anfänglich als Flugblatt bei Fr. Perthes, Claudius' nachherigem Schwiegerſohn, als deſſen erſter Verlagsartikel 1797 erſchienen; dann Werke VI, 65 folg.

zum Theil wirklich mit Schmutz beworfen. Ein Gegner vergleicht ihn z. B.* mit einem „alten genialiſchen Pavian, der durch ſeine Schnurren Hof und Land eine Zeit lang mit ziemlichem Glück beluſtigt habe", nun aber, nachdem man ſeiner Späße müde geworden, auf den Cenſor Brummelbär antrage, um auch den übrigen Schreibern das Handwerk zu legen. Es iſt eben ein Bild im Kleinen von dem leidenſchaftlichen Parteigeiſt, der damals ſo manche Verhältniſſe in Deutſchland vergiftete.

„Ihr geht gar unbarmherzig dran**,
Und ſchmähet Alles um und an,
Schmäht den Poeten und den Mann,
Und Perthes und den breiten Giebel***—
Nehmt doch die Wahrheit nicht ſo übel!"

Er blieb trotz aller Erbitterung feſt bei ſeinen Grundſätzen, und verlor ſeinen Humor nicht:

„Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich ſehe;
Gut eingerieben thut ſie wehe." †—

Der oben angeführten, zunächſt gegen den holſteiniſchen Generalſuperintendenten Calliſen gerichteten Schrift haben wir von Claudius' Hand die Flugſchrift „Von und Mit" dem ungenannten Verfaſſer der Bemerkungen

* Bemerkungen über des Herrn O. K. R. und Generalſuper. J. L. Calliſen Verſuch über den Werth der Aufklärung unſerer Zeit. 1795. S. 32. Anm.

** Werke VI, 69.

*** „Hinter dem breiten Giebel" in Hamburg lag Fr. Perthes' anfängliches Geſchäftslokal.

† Werke VI, 75.

u. ſ. w. (1796) zu verdanken, in der bei einer Reihe trefflicher Gedanken doch in dem Perſönlichen ein ſpitzerer Stachel und das Gefühl der Kränkung, weniger der alte gute Humor ſich kund thut. Die letzte ſchriftſtelleriſche Theilnahme des Boten an den kirchlich-politiſchen Händeln in Holſtein beſtand in einer im Titel räthſelhaften Flugſchrift „an den Naber mit Radt“ (1805), in der er ſeinen Freund, den damaligen Curator der Univerſität Kiel, Grafen Friedrich Reventlow wegen einiger amtlichen Maßregeln gegen die rationaliſtiſche Gegenpartei in Schutz nimmt.

Die Kantiſche Philoſophie, ihre Ausbreitung und ihr zunehmendes Übergewicht in der deutſchen Bildung der neunziger Jahre, vorzüglich aber in der Theologie erfüllte den Boten, ähnlich wie Herder, J. G. Schloſſer u. a. mit banger Beſorgniß vor einer einbrechenden, alles religiöſe Leben aufzehrenden Scholaſtik. Daß er bei dieſer großen wiſſenſchaftlichen Erſcheinung, die doch im Grunde auch in der Theologie der flachen Aufklärung wie der eudämoniſtiſchen Leichtfertigkeit gegenüber einen ſittlichen und geiſtigen Fortſchritt bezeichnete, nicht überall die rechte und gerechte Unbefangenheit behielt, iſt wahr, aber gerade in der alten unſpeculativen Aufklärungstheologie hatte Claudius keinen furchtbaren Feind geſehen, dagegen jetzt, wo ſich der Feind in die glänzendſte Rüſtung der Zeit warf und überall ſiegreiche Waffen führte, ſchien ihm die Gefahr ungleich größer, die Verflüchtigung alles bibliſchen Chriſtenthums und die Erniedrigung der Glaubensidee

zu einer bloßen Hülfsidee ſah er als einen tödtlichen Angriff auf ſeine heilige Lebensüberzeugung an. Daß für viele Theologen der Kantianismus nur eine formale Propädeutik, eine geiſtige Waffenübung wurde, die ſie ſpäter gerade für den poſitiven Offenbarungsglauben nutzten, ahnte freilich Claudius nicht, aber wie konnte er es auch ahnen? Oft ängſtigen ſolche Zeiterſcheinungen gerade die Naturen am meiſten, welche bei vorwiegend poetiſcher und myſtiſch-anſchauender Begabung wohl einen ſehr ſicheren Inſtinct jenen gegenüber haben, denen aber die Waffen der Dialektik fehlen, ins einzelnſte auf ſie einzugehn, ſie zu zerlegen und zu widerlegen. Es iſt wie ein Alpdruck, der ſie quält. Auch Claudius fühlt dieſe Qual wie von einer unheimlichen Macht; er wird zwar keinen Augenblick in ſeinem Glauben beirrt, aber er möchte *mehr* thun, als ſein Glaubensbekenntniß dagegen *ſetzen**. Um nicht von vornherein ſich in das Labyrinth der neuen Philoſophie begeben zu müſſen, wandte ſich Claudius an den Weiſen in Pempelfort** mit der Bitte, einen Leit-

* Ich überhebe mich der Anführung ſeiner zerſtreuten Anſpielungen und Angriffe gegen die Kantiſche Philoſophie in den Werken, da die unten folgenden Briefe ſeine Anſicht noch charakteriſtiſcher bezeichnen.

** Man vgl. Jacobi an Kleuker v. 29. Nov. 1791, bei Ratjen S. 163; denſelb. an denſ. v. 29. Mai 1792, S. 173, wo als Anlaß von Claudius' Wunſch angegeben wird, er ſei mit der Überſetzung des Tableau naturel beſchäftigt geweſen; alſo doch wol mit dem T. n. des rapports qui existent entre Dieu, l'Homme et l'Univers v. St. Martin 1782. Dieſe Überſetzung ſcheint aber nicht zu Stande gekommen oder veröffentlicht worden zu ſein; eine ſolche v. einem Ungenannten war bereits 1783—85 herausgekommen.

faden durch das System für ihn aufzusetzen. Jacobi ging auf den Wunsch mit allem Eifer ein, indem er ihm eine acht Bogen starke Übersicht in drei Abtheilungen zuschickt, die denn auch bei andern Freunden die Runde macht. Durch einen glücklichen Zufall sind Claudius' originelle Antwortschreiben an Jacobi in meine Hände gekommen, von denen ich Einiges mittheile.

I.

Wandsbeck, d. 6. Dez. 1791.

Großen Dank für Deine vier Bogen; sie kommen immer noch zu rechter Zeit. Alle Sonnabend ist hier bei uns general und große Wäsche, wo allen Kindern mit einem in Seifenwasser getränkten wollenen Lappen der Hals und die Gesichter gewaschen werden. Es fallen bei der Gelegenheit allemal Sprünge und sonderbare Geberden vor, und sonderlich grimmassirt der Hans unter dem Wollenlappen entsetzlich und will nicht stille stehen. Ich muß dir dies erzählen, weil es mir so lebendig bei Deinem Briefe, darin Du mir mit Seifenlappen die Augen auswäschest, eingefallen ist, ich habe auch Grimassen gemacht wie Hans, habe aber doch gehalten wie ein ehrlicher Kerl, und du sollst noch Freude an meinem Gesicht erleben. Ich will Dir aber nichts davon zeigen, bis Du es durch die Bogen, die noch kommen sollen, auch wirst gebügelt haben. Das Rein habe ich wol begriffen, Kant hat auch den Namen nicht unrecht gewählt, denn ich merke schon, daß es bei ihm rein genug ist.

II.

Hochgeehrter Präceptor, lieber Herr.

Nun, lieber Fritz, ein Schwindel hat dem andern in meinem Kopf etwas Platz gemacht. Ich danke Dir nochmals gar schön für Deine Lections, und es thut mir fast leid, daß Du so viel daran gewandt hast eines so rohen und undankbaren Sünders wegen, als ich bin. Es war wirklich auch meine Absicht, als ich Dich bat, nicht, Dich in eine solche Depense zu bringen. Aber freilich mit einem Münzcabinet aus neuer — und fast lauter Scheidemünze läßt sich so kurz nicht umspringen. Du hast Dich en maître acquittirt, so weit ichs aus Deinen Lections selbst und dem Auszug von Schmidt beurtheilen kann — wenn die Tage länger werden, will ich den Kant selber lesen. — — In Deiner zweiten und dritten Lieferung möchten noch einige Böhmische Dörfer für mich liegen, die andern meine ich so ziemlich begriffen zu haben.

Vor allen Dingen möchte ich Dich fragen, ob Du meinst, daß Kant sein ganzes System im Ernst selbst glaube. Ich kann es bisweilen kaum meinen. Bei andern Menschen, Philosophen, und wes Standes und Denkart sie sonst sind, geht das Treiben immer von Nichts zu Etwas, von Ideeen zu Sachen. Kant treibt gerade umgekehrt von Etwas zu Nichts; er verriegelt und verrammelt sich mit unsäglicher Mühe und Aufwand gegen alle Sache, um auf der weißen Wand seines reinen Bewußtseins der Laterna Magica obzuliegen und sich an Bildern zu weiden, die nichts in der Welt sind als Bilder,

und mit nichts in der Welt Ähnlichkeit haben als mit ſich ſelbſt. Und wenn bei andern Syſtemen, je nachdem ſie der Wahrheit näher ſind, das Etwas, dazu ſie führen, deſto reeller iſt, ſo iſt beim Kantiſchen Syſtem vermöge einer beſondern eigenthümlich künſtlichen Einrichtung, wenn und jemehr er Recht hat, die O deſto größer und ſicherer.

Zuerſt von der Zeit, die bei Kant alles gut macht und aufklärt, da nach der wahren Philoſophie gerade ſie alles verdirbt und wirrt.

Es iſt allerdings wahr, daß alle ſinnliche Eindrücke Modifications unſrer ſelbſt ſind und daß die Beſchaffenheit des Dinges, das modificirt wird, auf die Art der Modification influire und durch ſie eine Regel geſetzt und gegeben werde. Aber alle das Weſen von reinem Bewußtſein, reinen Formen, und rein dies und rein das, kann ich für weiter nichts halten, als für die bloße Fähigkeit auf die beſtimmte Art modificirt werden zu können. So iſt das reine Vermögen zu hören die Fähigkeit zu hören, wenn's was zu hören giebt; ſo iſt das reine Vermögen des Sundes die Möglichkeit, daß kleine und große Schiffe durch ihn aus der Nord- in die Oſt- und aus der Oſt- in die Nord-See ſegeln können. Ich will gern glauben was Du ſagſt: daß, wenn ich das ganze Vermögen zu hören kennte, ich dann von Orgel und Waldhorn, von Allegro und Presto Beſcheid geben könnte, ohne dazu Erfahrung nöthig zu haben. Aber ich möchte mir gern von dieſen Philoſophen erklären laſſen, wie ich ohne Erfahrung dies Vermögen ganz kennen

lernen kann, und ich zweifle nicht, daß hier ein Cirkel in herbis liege. Habe Du zehn oder hundert Glasglocken; jede von ihnen hat ihren bestimmten Ton, G oder Gis ꝛc., einen andern Ton kann sie nicht geben, wenn sie berührt wird, als der in ihr ist; aber sie giebt gar keinen, wenn sie nicht berührt wird. Kurz alle die Wunderdinge aus dem reinen Wollen in meinem Kopf können nicht zur Welt kommen, und ich kann, auch nach Kant seiner Methode das a priori nicht absehen und begreifen. Es mag einmal vor der Hand mit Kant seiner Zeit und seinem Raum seine Richtigkeit haben, und mit seinen Kategorieen und Schematibus — die mir übrigens vorkommen wie leere Bouteillen in einem Weinkeller, oder wie Marktschuhe, die auf den Kauf vorläufig gemacht sind und dazu die Füße gesucht werden — es mag einmal pur und put a priori herausoperirt und destillirt sein, wiewol Du, bei näherer Untersuchung, in — und unten im Keller — Ingredienzen finden und spüren wirst; so ist das alles zusammengenommen der Ton, den die Glasglocke hat. Aber damit haben wir noch nichts als ein — altum silentium. Ich kann dann höchstens eine reine Logik denken, aber keine reine Naturlehre ꝛc. Höchstens reine analytische Grundsätze, aber keine synthetische. Diese fordern etwas positives, einen Schlag an die Glocke, und wie der in der Theologie nur von Offenbarung herkommt, so kann er hier nur von der Erfahrung herkommen, und das ist nicht a priori. Erkläre mir das Ding besser, wie gesagt, ich weiß auch nach diesem System,

von keinen a prioriſchen Grundſätzen. Selbſt das Principium Contradictionis und rationis sufficientis möchte ich nicht Grundſätze, ſondern lieber die Zeit und den Raum der Vernunft nennen.

In den bekannten Xenienſtreit, den die Goethe-Schiller'ſchen Epigramme in dem Muſenalmanach vom Jahre 1797 hervorriefen, wurde auch der Wandsbecker Bote verwickelt durch das ihm gewidmete Xenion Schillers*:

Erreurs et Vérité.

Irrthum wollteſt du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck;
Wahrheit, ſie war dir zu ſchwer; Irrthum, den brachteſt du fort!

Dieſe empfindliche Erinnerung an ſeine ſo übel aufgenommene Überſetzung des Buchs von St. Martin reizte den Boten leider zu poetiſchen Entgegnungen, die ziemlich unpoetiſch ausfielen. Er hätte bei ſeiner inneren Stellung und damaligen Fernhaltung von der ſchönen Literatur beſſer gethan, ungereizt von den kleinen Stechfliegen, ganz ſchweigen oder wenigſtens, wollte er reden, nicht mit gleicher Waffe, ſondern in ernſter Proſa ſeinen Gegenangriff ausführen ſollen. Seine Kleinigkeiten, wie er ſie ſelbſt nennt, bilden in 19 Nummern den Anhang zu „Urians Nachricht von der neuen Aufklärung"; in ſeine Werke hat er keins der Epigramme aufgenommen. Indeß,

* N. 18. vgl. C. Boas Schiller und Goethe im Xenienkampf, I, 57 u. II, 87 folg.

ſo gering der äſthetiſche Werth der Kleinigkeiten auch iſt, ſo trifft ihr Inhalt doch ſcharf genug einige ſittliche und geiſtige Gebrechen ſeiner großen Antipoden, die er als den ſentimentalen Widder von der Saale mit den entliehenen Hörnern und als den realen Stier an der Ilm mit vollen Hörnern und Knochen aufführt*. Goethe's Wilhelm Meiſter, deſſen Erſcheinung in jenen norddeutſchen Kreiſen beſonderen Anſtoß erregte, wird wiederholt gegeißelt, z. B.**

„Er ſingt und pfeift und ſpielet mit dem Zügel,
Und ſinnt und ſinnt, wohin er will; —
Und fährt durch Dick und Dünn, und über Berg und Hügel....
Und hält bei Vetter Michel ſtill."

Von Goethe ſelbſt, gegen den er ſich vornehmlich richtet, während ihm Schiller als Nebenperſon gilt, heißt es in dem Epigramm: „der Schriftſteller und der Menſch":

„Er ſchrieb. Sie beteten den jungen Schreiber an —
Und es war um den Menſchen gethan!
O, hätteſt du den Götzen*** nicht geſchrieben;
So wären deine Götter in dir geblieben."

Claudius hatte für dieſe Gegenwehr mehrfach zu leiden†.

* Aus der Rubrik „auch ein literariſcher Thierkreiß" S. 19.

** N. IX.

*** Natürlich meint er den Götz von Berlichingen.

† M. ſ. namentlich im „Allgem. Literar. Anzeiger in Leipzig 6. Mai 1797 N. LVIII, aus einer Collectivrecenſion der Xenienliteratur, unterzeichnet: Janus Eremita. Man vgl. auch Boas' Xenienmanuſcript herausg. v. W. v. Maltzahn 1856. —

Es war für ihn aber die letzte Einmiſchung in die ſchöne Literatur und ein völliger Bruch mit ihrer glänzendſten Entwicklung. Schöner und wohlthuender würde dieſer Abſchiedsruf geklungen haben, wenn er ohne perſönlichen Anlaß und eigne Gereiztheit, unter freudiger Anerkennung der hohen Kunſtſchöpfungen des letzten Jahrzehnts ſich frei und kühn als ein Mahn- und Weckruf erhoben hätte für die Rettung der Güter des Volks, die keine Poeſie und keine Philoſophie wiedererwecken kann, wenn ſie einmal von ihnen hinweggeſchmeichelt und hinwegſpeculirt ſind.

II.

Familienleben.

Noch einmal betreten wir die Schwelle des Wandsbecker Boten. Wer, ihn da ſah mit ſeiner kränklichen Geſichtsfarbe und ſeinem ſchlicht zurückgeſtrichenen, von einem Kamme zuſammengehaltenen Haar, die nicht anſehnliche Geſtalt im bequemen Hausrock, wer ihn in plattdeutſcher Mundart reden hörte, der würde ſchwerlich den in dem ſeltenen Manne verborgenen Schatz geahnt haben, wenn nicht ein himmliſches Feuer aus dem herrlich-blauen Auge geſprochen hätte*. Er war zwar nicht mehr der Bote, der ſchöne Wiegenlieder ſang, auch befang er den Rheinwein nicht mehr und der neueſte „Urian" beklagte nicht blos die allgemeine Narrheit der Menſchen, aber ſeinen Humor hatte er im Fami-

* Wie dieſer Satz ſo ſind im Folgenden noch mehrere über die Perſönlichkeit des Boten und ſeine Hausſitte aus Fr. Perthes' Leben I. Bd. entnommen, dem genaue Familienüberlieferung zu Grunde liegt.

lien- und Freundeskreiſe noch keineswegs verloren. So fand ihn der nicht gleichgeſinnte Generalſuperintendent Ewald* aus Detmold, der ihn gegen Ende des Jahrhunderts beſuchte und überraſcht war, den Boten ſo freundlich, harmlos, ungeſpannt, ſo deutſch-humoriſtiſch wie ehemals zu ſehen. „Was man alſo auch", fährt er fort, „von ſeinen religiöſen und politiſchen Meinungen ſagen, für was man ſie halten mag, der Mann iſt kein anderer geworden. Er hat keinen finſtern Blick bekommen, iſt allen Menſchen herzlich gut, ein braver Gatte, Vater, Freund und Menſch. Er lacht herzlich über manche Dinge, worüber ſich viele unſrer Toleranz- und Humanitäts- und Stoizismusprediger halb todt ärgern würden."

Frau Rebekka ſtand mit alter Umſicht und Treue dem Hausweſen vor und fand bei aller Arbeit noch Zeit ſich fortzubilden. Aber ihre Geſundheit fing an zu wanken und nöthigte den Boten, während der neunziger Jahre wiederholt Pyrmont mit ihr zu beſuchen.

„Fern aus einer kleinen Hütte
Komm' ich her zu dir. Ich hör', du machſt geſund.
Lieber Brunnen, ſchön und rund,
Bitte dich aus Herzens-Grund,
O du lieber Brunnen! Bitte, bitte'
Mache mir mein Liebchen doch geſund!" **

* Fantaſien auf einer Reiſe durch Gegenden des Friedens von E. P. v. B. Herausgegeben v. J. L. Ewald. 1799. S. 46 folg.

** „An den Brunnen zu Pyrmont" den 4. Aug. 1797. Werke VI, 75. Ein zweites Pyrmonter Lied ſteht S. 84 folg.

Am 15. März 1797 konnte er seine silberne Hochzeit feiern, der nähere Freunde, namentlich auch der alte Klopstock, noch ein Zeuge der ersten Hochzeit, beiwohnten; mit welcher Jugendlichkeit der Liebe der Bote feiern konnte, das sagt das Festlied, aus dem wir oben* schon eine Stelle ausgehoben haben. Wie herzlich klingt das Gelöbniß:

„Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
So lang' Du goldner Engel bist;
In diesem wüsten Lande hier, und drüben
Im Lande, wo es besser ist." —

und wenn es auch Sonn- und Feiertagsstimmung ist, die das schöne Lied durchweht, so ist es doch ein Segen, wenn der Mann, dessen Leben eine Kette von Noth und Entbehrung, von Sorge und Bescheidung war, aus voller Seele danken kann:

„Sein Thun ist je und je großmüthig und verborgen;
Und darum hoff' ich, fromm und blind,
Er werde auch, für unsre Kinder sorgen,
Die unser Schatz und Reichthum sind.

Und werde sie regieren, werde für sie wachen,
Sie an sich halten Tag und Nacht,
Daß sie werth werden, und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht.

Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und fluthet

* S. 81.

Im Meer, ſo weit und breit und hoch! —
Doch, manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet .... ach, und blutet noch." — — —

Die Worte führen uns in den Kreis der Kinder und zu Freude und Schmerz, die aus ihm der Eltern Theil wurden. Noch zwei Knaben wurden dem Boten in dieſer Zeit geboren, Ernſt am 19. Juli 1792 und Franz am 30. Dez. 1794. Aber auch der Todesengel klopfte an ſeine Thür. Am 2. Juli 1796 ſtarb ſeine zweite Tochter Chriſtiane, 20 Jahre alt, am Nervenfieber. „Sanft iſt ſie eingeſchlafen", ſchreibt ihre Schweſter Caroline an die Gräfin Julie Reventlow*, „aber ſie hat ſehr ſchwere Stunden gehabt, ehe ſie ſo weit war, und da ſie jetzt die Arbeit des Sterbens überſtanden hat, möchte ich ſie nicht zurückwünſchen, auch wenn ſie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb iſt mir das Sterbebett geworden; dem, der zuſieht, wird hier beſonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nöthig wir es haben, uns nach etwas umzuſehen, was uns im Tode halten und begleiten kann." Ihr Vater hat ihr ein ſchönes Lied gewidmet, das als der „verſchwundene Stern" auch in des Knaben Wunderhorn übergegangen iſt:

„Es ſtand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät ſo lieblich ſcheinen,
So lieblich und ſo zart!

* Aus Fr. Perthes' Leben I, 93.

Ich wußte ſeine Stelle
Am Himmel, wo es ſtand;
Trat Abends vor die Schwelle,
Und ſuchte, bis ich's fand;

Und blieb dann lange ſtehen,
Hatt' große Freud' in mir:
Das Sternlein anzuſehen;
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein iſt verſchwunden;
Ich ſuche hin und her.
Wo ich es ſonſt gefunden,
Und find' es nun nicht mehr" *.

Auch danken dieſer Lebenserfahrung unſtreitig die beiden Gegenſtücke ihr Entſtehen:

Der Tod**.

„Ach es iſt ſo dunkel in des Todes Kammer,
Tönt ſo traurig, wenn er ſich bewegt
Und nun aufhebt ſeinen ſchweren Hammer,
Und die Stunde ſchlägt." —

Die Liebe.

„Die Liebe hemmet nichts; ſie kennt nicht Thür noch Riegel,
Und dringt durch Alles ſich;
Sie iſt ohn' Anbeginn, ſchlug ewig ihre Flügel,
Und ſchlägt ſie ewiglich."

* Werke VI, 88.
** S. 89.

Man ſieht wohl, im Hauſe, im Familienglück und Leid kommt die ſonſt ſchweigſam gewordene Muſe des Boten noch zum Wort, ja ihr Hauskleid iſt nunmehr ihr Feierkleid; der Hausvater iſt zugleich Sänger, Lehrer und Seelſorger der Seinen. Wo, wie bei ihm, der ganze Mann mit Geiſt und Leben ſich einſenkt in das bildſame Familienleben, das ſich mit hingebender Liebe ſeinem Wort und Beiſpiel aufſchließt, da können die Früchte nicht fern bleiben. Er gab meiſt allein den Unterricht; keine Freuden und Zerſtreuungen kennt und ſucht er außer dem Hauſe; an den edeln und gewählten Freunden der Eltern hatten auch die Kinder ihren Antheil. Das Bild des Vaters mußte ſich ihnen auf ſolche Art tief einprägen; auch ihnen „war' er mehr" als ſeinen Leſern und Verehrern. Und doch wurde trotz dem ſo engen und innerlichen Zuſammenleben von Eltern und Kindern dieſen die möglichſte Freiheit zu eigenthümlicher Entwicklung gelaſſen. Zwar hatte auch Claudius mit dem Feinde im Innern des Menſchen zu kämpfen, der in ihm für manche Verhältniſſe als eine angeborne Härte ſich geltend machen wollte, oder ihn verleitete, den Eindrücken des Augenblicks mehr, als recht war, Einfluß zu geſtatten, aber das Leben der Familie wurde hierdurch nicht in ſeiner freien und unbefangenen Bewegung geſtört; gemachte und anſpruchsvolle Abwechſelung der irdiſchen und der himmliſchen Dinge kannte ſie ſo wenig als gewaltſame oder erkünſtelte Übergänge. Nur darauf bedacht, die tiefen Mittelpunkte des geiſtigen Lebens in

ſeinen Kindern zu kräftigen und zu bilden, ließ Claudius ſie im übrigen gewähren; und weil ihm der Glaube, verſöhnt zu ſein mit Gott, nicht ein Lehrſatz war, ſondern ein das ganze Innere ausfüllender Zuſtand der Seele, ſo blieb ihm und ſeinem Hauſe jedes traurige und trübſelige, jedes finſtere und im Thun und Laſſen ängſtliche Weſen fremd. Unbefangen gab er ſich auch im häuslichen Leben ſeinen launigen Einfällen hin und konnte ſich herzlich der Knabenſpäße freuen, an denen die heranwachſenden älteren Söhne einen unerſchöpflichen Reichthum beſaßen.

Die Doppelſeite in Claudius, ſeine Fröhlichkeit und ſein tiefer Ernſt, fanden eine Stätte im Hauſe und gerade dadurch war es das Muſter eines deutſchen und chriſtlichen Hauſes. Er war nicht jener „Mann im Lehnſtuhl,“* aber ebenſo wenig der laxen Aufklärungsmethode in der Erziehung zugethan. Im Scherz ſpricht er ſich ſelbſt darüber gegen ſeinen Vetter aus**: „dem Herrn Vetter kann ich's wol ſagen, ich habe auch einmal unter der Hand mit dieſer neuen Art und Kunſt einen kleinen Verſuch bei meinen Kindern gemacht. Aber das wäre mir faſt übel bekommen, und die Jungens hätten mich bald zum Hauſe hinausräſonnirt. Flugs ergriff ich wieder die ſtricte Obſervanz und halte ſeitdem ſtrenge auf Gehorſam; und das geht viel beſſer. Auch iſt, dünkt mich, Gehorſam an ſich etwas Löbliches und Liebliches, und

* Werke III, 76.

** VI, 54 folg.

man kann ein Kind, das auf's Wort gehorcht, und so ein enfant raisonneur nicht neben einander sehen, ohne das eine zu lieben und dem andern die Ruthe zu gönnen." Zunächst, meint er weiter, soll man die Kinder an das Was gewöhnen, „das Warum ist ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, und der am besten vor der Hand mit Fideicommiß belegt wird, bis sie zu Verstand kommen. Dann mögen sie ihn finden und einsäckeln und uns im Grabe danken."

Vor allem andern war es Claudius darum zu thun, an seinem Theil auf die Erhaltung und Belebung einer frommen, zweifellos gläubigen Gesinnung in seinen Kindern hinzuarbeiten. Er kannte diesen Lebensschatz und seinen Segen, er überschätzte aber auch eben deshalb seine Arbeit daran nicht, die im besten Fall nur grundlegend sein kann. Aber Lehre und Beispiel, die Angelpunkte aller wahren Pädagogik, gingen von ihm aus. Seiner Lehre verdanken wir den „Einfältigen Hausvater-Bericht über die christliche Religion,"* an seine neun Kinder gerichtet, mit dem Zusatz in der Vorrede: „ist für Unmündige. Verderbet es nicht, es ist ein Segen darin." Es ist die kleine Schrift, von der auch Friedrich Perthes bekennt in dem Kampf seines inneren Lebens Förderung und Segen erfahren zu haben.** Claudius schrieb sie i. J. 1799 nieder nach alten Aufzeichnungen für den Religionsunterricht; sie enthält die Grundzüge

* Werke VII, 113—144.

** Fr. Perthes' Leben I, 149.

des Heilsganges nach dem Faden der Bibel alten und neuen Teſtaments, mit dem Sündenfall anhebend und endigend mit der Wiederherſtellung. Die Veröffentlichung dieſer väterlichen Kinderlehre begründet Claudius ſelbſt in einem Briefe an ſeine bereits verheirathete und vom Vaterhaus entfernte Tochter Anna, die um Zuſendung der Blätter gebeten hatte. „Den Auszug aus der chriſtlichen Lehre, ſchreibt er, ſollſt du gerne haben; ich bin daran, darüber etwas nach der Bibel zu Papier und vielleicht zum Druck zu bringen, da itzo alles ſo gottvergeſſen verdreht, und das Chriſtenthum zu einem puren moraliſchen Discours gemacht wird. Es iſt ein ſonderlicher Zirkel, den die Menſchen machen. Erſt haben ſie aus dem, daß wir von uns ſelbſt keinen Troſt wiſſen und haben, der uns über das Ungemach dieſes Lebens und über die Zukunft tröſten kann, und aus dem, daß wir das Gute das wir wollen nicht thun, aber das Böſe thun das wir nicht wollen, und in einem innerlichen Streit und Widerſtreben ſtehen, daraus wir uns ſelbſt nicht losmachen können, das Bedürfniß einer Religion, die eine höhere und übermenſchliche Eröffnung und Troſt gebe, bewieſen, und nun machen ſie die höhere und übermenſchliche Eröffnung und Troſt wieder menſchlich, und beweiſen, daß wir alles ſelbſt wiſſen und haben, und daß dies Geſetz die Oberhand hat und uns gefangen nimmt zu thun was nicht recht iſt.“ Innigkeit und Feſtigkeit der eigenen Überzeugung, ſtrenges Halten am bibliſchen Wort, der heilige Ernſt der Liebe, das beſte

was er hat und weiß, seinen Kindern als Mitgift ins Leben mitzutheilen, die einfache Faßlichkeit des Ausdrucks geben uns ein schönes Bild seiner Religionsstunden. Doch sollten die Kinder daneben eine gründliche und vielseitige Bildung erhalten. Asmus fragt seinen Vetter,* ob er seine Kinder die „kritische Philosophie" solle studiren lassen; er möge sonst wol, daß sie von allem mitsprechen könnten; nur müsse es sie nicht verderben. Er antwortet sich darauf selbst in seines Vetters Gestalt: „Seht, diese Philosophie hat viel Gelenke und ist fein in einander gefügt, und es gehört Talent dazu, zu folgen und sich durch zu arbeiten.

Sind Eure Kinder also muntere Bursche, die da wissen was sie wollen und die an Muth und Geist grade keinen Mangel haben; so laßt sie daran gehen, und sich versuchen und ihre Kräfte üben. Sie werden nicht ruhen, bis sie durchhin sind, und dann sehen was sie haben. Und das wird ihnen den Magen nicht verderben."

Den Unterricht leitete, wie gesagt, der Vater großentheils selbst, bei den Söhnen, bis sie heranwuchsen, wo er sie dann insgesammt auf die damals noch churſächsische altehrwürdige Landesschule Pforta, den Hort der humanistischen Bildung schickte. Auch die Mädchen ließ er am lateinischen Unterricht theilnehmen. Im übrigen blieb nicht leicht eine wahrhaft große Erscheinung in der Musik, die im Hause *lebte*, oder in der Poesie der Familie fremd. Die großen Werke Palästrinas, Leonardo

* VI, 58.

Leo's, Bachs, Händls, Mozarts, englische Sprache und Literatur und geistige Interessen aller Art waren einheimisch in dem Hause, aber versteckt gleichsam unter der größtmöglichen Einfachheit des Lebens. Auch für die alltäglichste häusliche Arbeit schienen die Töchter nicht zu gut. Alle Sorglichkeit und alle Zartheit der Vaterliebe, von der das Herz des Boten bewegt war, ist niedergelegt in dem Flugblatt „an meinen Sohn Johannes“*, mit dem er ihn bei seinem ersten Ausflug aus dem Elternhaus segnend entließ. Manche dieser Sprüche klingen wie biblische Spruch- und Lebensweisheit, und auf biblischem Grund oder in einem Herzen, das dort Grund gefaßt hat, sind auch die Worte erwachsen. Nur einige dieser Sprüche hebe ich aus: „Lieber Johannes, beginnt der Bote, die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist.“ — — „Es ist nicht Alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern von Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.“ —

„Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und nichts ist wahr, was nicht bestehet.“

„Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher.

* Zuerst besonders erschienen Hamburg b. Fr. Perthes mit dem Spruchmotto: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir“; dann in den Werken VII, 68.

Denn siehe nur, alle andre Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut, und trägt sein Leben in seiner Hand." —

„Halte dich zu gut, Böses zu thun." —

„Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn sondern wir müssen uns nach ihr richten."

„Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort."

„Bleibe der Religion deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer." —

„Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend ꝛc. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es giebt mancherlei Weise. Sie meinen auch, daß sie die Sache hätten, wenn sie davon reden können und davon reden. Das ist aber nicht, Sohn. Man hat darum die Sache, nicht, daß man davon reden kann und davon redet. Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahin fahren, da sei auf deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes." — —

„Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es

nicht ohne Vortheil für dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuere."

„Verachte keine Religion; denn sie ist dem Geiste gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne." —

„Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihretwegen hassen; doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin." —

„Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer."

„Mache Niemand graue Haare, doch wenn du Recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen." —

„Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist."

„Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen." —

„Wenn du Noth hast, so klage sie dir und keinem andern."

„Habe immer etwas Gutes im Sinn."

„Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht."

„Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir."

„Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht

für den Stifter des Chriſtenthums durch irgend etwas öffentlich bezeuget zu haben."

Noch etwas früher als der älteſte Sohn verließen die beiden älteſten Töchter das Vaterhaus. Ihre Verheirathung knüpft ſich an den Aufenthalt F. H. Jacobi's in Wandsbeck, von dem ſchon mehrfach die Rede war. Dieſer lebte, wie wir ſahen, von kürzerem Verweilen abgeſehen über ein Jahr lang in dem Ort, er war von ſeinen beiden Schweſtern Charlotte und Helene — ſeine Frau, eine geb. von Clermont aus Vaels bei Aachen, war ſchon 1784 geſtorben — begleitet und bewohnte das Schimmelmann'ſche Schloß. Als er zum erſtenmal als Flüchtling Wandsbeck beſucht hatte, ſchrieb er an Göthe.* „Claudius, den ich etwas verkümmert antraf, hatte bald ſeine alte Heiterkeit wieder, und ließ mich täglich neuen ſchönen Genuß in ſeinem Umgange finden. Seine Frau hat ſich noch mehr ausgebildet, und iſt nach aller Menſchen Zeugniß das holdſeligſte Weſen, das man ſehen kann. Seine Kinderſchaar belebt die einfache friedliche Wohnung ohne ſtörendes Geräuſch. Die drei** älteſten Töchter ſind muſikaliſch und recht wackere, gute Mädchen; die dritte, Anna, aber zeichnet ſich aus durch vorzügliches Talent, Reize der Geſtalt und eine Mannigfaltigkeit von Geiſtesfähigkeiten."

Dies nachbarliche Zuſammenleben der beiden berühm-

* d. d. 16. Dez. 1794. Briefwechſel zw. Göthe u. Jacobi S. 190 folg. Auch in F. H. Jacobi's Briefw. II, 187.

** Die zweite Tochter Chriſtiane lebte damals noch.

ten Männer zog manchen Fremden nach dem kleinen Ort. Auch der junge, kaum erst ansäßige Buchhändler Friedrich Perthes wurde durch Jacobi, der ihn zu Hamburg kennen gelernt hatte, nach Wandsbeck geladen und im Nov. 1796 mit dem Hause des Boten bekannt. Von dem Glück und dem Segen, den er dort erfahren, berichtet uns seine Lebensgeschichte. Im April 1797 verlobte er sich mit Caroline Claudius. Doch gab der Vater nicht alsbald seine Einwilligung. Mehr noch als die gährende werdende Jugend des Bräutigams und die mangelnde Sicherheit seines Geschäfts hielt ihn eine Art von Eifersucht davon zurück. Das Familienleben war gerade durch die völlige Hingebung des Vaters ein so fest und dicht zusammenhängendes, ein Leben so aus einem Guß geworden, daß die Lostrennung eines Glieds und gerade der ältesten Tochter, nachdem kaum eine das Haus auf immer verlassen, dem Boten hart ankommen mußte. Erst einen Monat später sagt er Ja und Amen und gab damit nur seinen menschlichen Segen zu einer im Himmel beschlossenen Ehe. So folgte die erste Hochzeit eines Kindes wenige Monate (2. August 1797) auf die silberne der Eltern.

Im Jahre darauf, im Mai 1798, verheirathete sich seine reichbegabte Tochter Anna mit F. H. Jacobi's Sohn Max, der, nachdem er in Jena und in England seine medizinischen Studien vollendet hatte, sich zunächst in Vaels bei Aachen als Arzt niederließ.

Die erste Enkelin, Agnes Perthes, wurde dem Boten

am 28. Mai 1798 geboren und nach einigen Jahren umgab ihn ſchon eine kleine Schaar von Enkeln und Enkelinnen. So waltete er wie ein Patriarch über dem erweiterten Kreis, für deſſen Glieder er ſich eine ſtets junge Liebe erhielt. Die Perthes'ſche Familie hatte er nahe zur Hand und ſchriftlich wie mündlich beſtand ein reger Verkehr; mit ſeinen entfernten Kindern unterhielt er einen lebhaften Briefwechſel, der ſich meiſt in dem engen Rahmen häuslicher und örtlicher Erlebniſſe bewegt. Auch das Wort des Troſtes fehlte ihm nicht. „Guten Morgen, liebe Caroline, ſchrieb er ſeiner älteſten Tochter 1806 nach dem Tod eines Kindes*, was die Weihnachtsfreude deines heimgegangenen blauäugigten Engels, die du ſo gerne wiſſen möchteſt, anlangt, da würde es dir gewiß große und völlige Zufriedenheit geben, wenn du darüber genauen und umſtändlichen Bericht hätteſt, aber eben dies muß dir eine Art von Zufriedenheit geben, ohne darüber Bericht zu haben. Wenn die Seelen unſchuldiger Kinder nicht vielleicht gleich beim Tode von der Sinnlichkeit befreiet werden, ſo werden ſie ſich vor der Hand an den Bildern halten, unter denen ihnen ihr Wohlſein gekommen und zugefloſſen iſt. Und ſo nach wird der kleine Engel liegen und ſeine warme Bruſt ſuchen und ſaugen; aber die Wärme iſt ihm noch milder und die Milch noch ſüßer." — Überhaupt beſaß Claudius, ſo ſchwer es ihm wol ſelbſt bei der Reizbarkeit ſeiner Natur und der Heftigkeit ſeiner Liebe werden mochte, ſich bei eignen Verluſten raſch zu faſſen und den völligen

* man vgl. auch das Troſtlied VIII, 29.

Troſt zu finden, bei andern gar ſehr die Gabe des Troſtes, welche in der natürlichen Fülle der Liebe, die den Schmerz und Verluſt des Nächſten ganz mitfühlt, und zugleich in der Freiheit von der Gebundenheit des Leids durch die Kraft der ewigen Hoffnung beſteht. Und der Bote war ſein Lebelang umgegangen mit den Bildern des Todes und mit der Gewißheit dieſer Hoffnung; an Liebe und Mitgefühl hatte er ein übriges Maß. Es iſt ein ſolcher Troſtbrief von ihm an eine jüngere Freundin erhalten, mit dem ich dies Capitel am liebſten beſchließe:

„Wir Endesunterſchriebenen Nachbarn wiſſen aus Erfahrung, wie Ihnen zu Muthe iſt, und haben treues Mitleiden mit Ihnen; Sie wiſſen auch daß unter ſolchen Umſtänden alle Troſtgründe aus dieſer Welt kümmerlicher Behelf ſind, und wollen Sie auch damit nicht tröſten. In Sachen wo es Ernſt gilt gibt es keinen andern Troſt als in der Religion, deren Werth und Kraft man vorher ſchon kennt oder bei ſolcher Gelegenheit kennen lernt. Wenn uns von guter Hand geſagt wird daß kein Haar von unſerm Haupte fällt, ohne den Willen des Vaters; ſo kann man feſt vertrauen, auch wo man ihn nicht verſteht und bei ſeinen Wegen zu verlieren ſcheint. Und Ihr kleiner Fritz iſt nicht verloren; er iſt nur wie ein Vöglein über die Mauer in einen andern Garten geflogen und da ſollen Sie ihn wieder haben. So gut er auch in Ihren Händen war, ſo iſt er nun in beſſeren; und er hat die lange gefährliche Reiſe nicht zu machen von der

man ſchwerlich mit der Unſchuld zurückkömmt, mit der Ihr Fritz heimgezogen iſt. Gönnen Sie ihm das und entbehren Sie ſeiner gern eine Zeit lang dafür. Als unſere Kinder ſtarben, weinten wir auch um ſie; und doch nähmen wir ſie, wenn es uns frei geſtellt würde nicht wieder zurück zu uns, und denken lieber daran zu ihnen zu gehen. So wird es Ihnen auch werden wenn der erſte Schmerz überſtanden iſt. Und das wünſchen wir Ihnen, denn man befindet ſich wohl dabei, wenn man die Augen nicht blos auf dieſe Welt richtet."

III.

Alter und Tod.

Mit dem eintretenden Alter ward, wie es der Lauf der Natur ist, das äußere Leben bei Claudius ärmer, das innere reicher. Denn es ist nicht die Bestimmung des Menschen, im Vollbesitz und Vollgenuß der Früchte und Güter des Lebens dem Ende entgegenzugehn. Der Naturgeist muß durch eine Reihe von Wandlungen, die keine Steigerung seiner Lebensthätigkeit sind, sich hindurcharbeiten oder hindurchleiden, ehe er zu der größten Metamorphose gelangt. Wie entblättert und entblüthet er sich im Alter! Es ist die Zeit des Übergangs, die Tage der reifenden Garben. So ist das Greisenalter beides, ein Absterben und ein Aufleben zugleich, wenn es normal ist. Und bei Claudius war es das in besonderem Maße. „Man kann nicht dazu" — konnte er darum in Ehren sagen, — „daß man nicht mehr jung ist, wenn man alt ist."* Und in dieser naturbestimmten oder gottgeordneten

* Vorrede zu Theil VIII.

Ökonomie des Lebens hat das Alter den ſchönen Vorzug, eben auch freier und unabhängiger zu ſein von den Naturgaben, die es nicht mehr beſitzt, dafür aber auch ſeine eigenthümlichen Blüthen zu treiben in den Gedanken und Stimmungen, in welchen das Zeitgefühl mehr und mehr abfällt und die Ewigkeit hereintritt.

Dies Bild des Greiſen ſehen wir in den Schriften ſeiner alten Tage — ein Stillleben wohl im Vergleich der Vergangenheit, aber doch nur ſo, daß die Bewegung und die Unruhe ſich mehr nach der Mitte, auf das Weſentliche zurückzieht, wie das Blut ſeinen Weg nach dem Herzen ſucht. Die beiden letzten Theile ſeiner Schriften beſchäftigen ſich, mittelbar oder unmittelbar, nur mit den höchſten Lebensfragen; er hat darin* „die Fahne etwas höher aufgezogen, daß man am Ende ſehe, von welcher Seite die Luft geht.“ Das eine Stück „Von und Mit“ ausgenommen, das weit früher entſtanden und in den achten Theil erſt nachträglich eingeſchoben iſt, ſchweigt hier alle kleine Polemik, alle perſönliche Gereiztheit — es iſt die friedliche Stille des Feierabends und ein Vorſchmack von jenem Gefühl, das er „einen Seligen an die Seinen in der Welt“** ausſprechen läßt:

„Hier iſt Alles heilig, Alles hehr!
Und die kleinen Erdenfreuden,
Und die kleinen Erdenleiden
Kümmern uns nicht mehr.
Doch wir denken hier an die da drüben,
Denken hier an ſie, und lieben.“ —

* Valet VII, 154. ** Werke VII, 66.

Wir haben oben zuletzt den vierten Theil der Schriften genannt; wir heben in aller Kürze die Hauptstücke der folgenden heraus. Im fünften Theil (1790) sind die Aufsätze „über die Unsterblichkeit der Seele“ und die „Gespräche, die Freiheit betreffend“ besonders gedankenreich. Der sechste Theil (1798), seinem Hauptinhalte nach ein Kind der Revolutionszeit, ist meist politischen und polemischen Inhalts; wir haben ihn bereits besprochen. Der alte Humor erhebt noch einmal sein schalkhaftes Angesicht in dem vortrefflichen „Rencontre“ mit seinem lakonisch-drastischen Schluß und in den „Übungen im Stil“; der Ernst aber hat seine so würdigen Vertreter in den sieben Briefen an Andres über die Person und die Heilsthat des Herrn, über einzelne Züge aus seinem Leben und den Glaubenskampf und seine Wirkungen im Menschen. So bilden diese Briefe am Schluß des Bandes den Übergang zu den beiden letzten.

Mit der heiligen Siebenzahl wollte der Bote eigentlich seinen Botengang beschließen. Deshalb erklärt er in der Pränumerations-Anzeige (1802) noch einmal unumwunden, was seiner Botschaft Grund und Zweck gewesen, und nimmt von dem Leser Abschied in dem Valet. „Wiehert doch ein Pferd, wenn es von seinen Genossen getrennt wird.“ Die meisten Stücke auch dieses Theils sind schon besonders besprochen worden. Ein rechtes Schatzkästlein körniger Weisheit ist das güldene A.-B.-C.; die Perle aber vielleicht unter allen Prosastücken des Asmus ist das Valet selbst, ein Scheidegruß und Vermächtniß

aus einem wahrhaft tiefen und reichen Herzen. Es ist noch einmal das oft besprochene Thema, von dem er redet, — die unselige Natur des Menschen und die selige Hoffnung des Christen. „Wir sind nicht umsonst in diese Welt gesetzt"; — so schließt er — „wir sollen hier reif für eine andre werden, und man kann unsern Körper als ein Gradirhaus ansehen, wo das wilde Wasser von dem guten geschieden werden soll. Es ist nur Einer, der dazu helfen kann, und dem sei Ehre in Ewigkeit. — Gehabt Euch wohl." — Doch war es noch kein Abschied für immer. Im Jahre 1812 ließ der Bote als „Zugabe zu den sämmtlichen Werken" noch einen achten Theil folgen. Er hat auch in ihm „nicht umgesattelt, und sucht, wie bisher, einfältig und bescheiden an die wahre Größe und den inwendigen Wohlstand des Menschen zu erinnern." Und das thut er nicht mit zitternder Greisenstimme, sondern im festen Ton freudiger Gewißheit. Der Theil besteht fast nur aus Aufsätzen religiösen Inhalts. Das längere Stück vom heiligen Abendmahl hat mehr die Form einer theologischen Abhandlung; zu den besten Stücken zähle ich das „Morgengespräch zwischen A. und dem Candidaten Bertram", in welchem noch einmal das wahre Verhältniß von Vernunft und Glauben, Philosophie und Offenbarung erörtert und eine naturphilosophische Ansicht von der Weltschöpfung durch den Geist Gottes entwickelt, der durch die Natur von ferne, durch den gottähnlichen Menschen von nahe verkündet werde. Sodann nenne ich die kürzeren Aufsätze „Geburt und

Wiedergeburt", den „Brief an Andres", der die Wunderwirkung der Glaubenskraft an der Geschichte vom Hauptmann von Capernaum und vom Cananäischen Weibe darlegt, und endlich die sieben Briefe an Andres „vom Gewissen", dessen Begriff er nur im Stande der Sünde, im Widerstreite zwischen dem verständigen und sinnlichen Gesetz gelten läßt.

Auch eine größere Übersetzungsarbeit, die der religiösen Schriften seines Lieblings Fenelon hat er von 1800 bis 1811 in drei Bänden vollendet. Die Theilnahme des Publikums an seinen eignen Werken verringerte sich, wie wir sahen, seit den neunziger Jahren; namentlich der schlechte Absatz des sechsten Theils brachte den Boten sogar in Verlegenheit.

Sonst bekümmerte ihn dieser Widerspruch mit der öffentlichen Meinung wenigstens um seinetwillen nicht sehr. „Sollte ich* damit zurückhalten und hehlen, weil es hie und da nicht die öffentliche Meinung ist, und berühmte und unberühmte Leute es besser wissen wollen und darüber spotten? Was kümmert mich berühmt und unberühmt, wo von ernsthaften Dingen die Rede ist? Und was gehen Meinungen mich an, in Dingen, die nicht Meinung sind, sondern Sache; frägt man auch den Nachbar, ob die Sonne scheint"? —

Aber wie der Verehrer seiner Schriftstellerei weniger wurden, so trat auch im persönlichen Freundesverkehr die

* Aus der Pränumerations-Anzeige zu Thl. VII.

Vereinsamung des Alters ein. Im Mannesalter hatte ihm die Festigkeit seines Glaubens manchen Jugendgenossen, den dieser Weg zu schmal und zu steil dünkte, entfremdet, jetzt begann für ihn die Winterzeit, wo ringsherum Kälte herrschte, manchen der Nächsten und Treuesten aber Freund Hain hinwegnahm; andre noch am Abend ihres Lebens in die Fremde entführt wurden. So starben Schlosser (1799), Lavater (1801), Klopstock (14. März 1803), Herder (10. Dez. 1803), die Gallitzin (1806) und tief betrübte ihn der Tod eines seiner jüngeren oder jüngsten Freunde, des Malers Philipp Otto Runge, der als ein naher Freund von Friedrich Perthes namentlich seit dem Jahre 1804 viel im Hause des Boten verkehrte. Claudius war jungen Männern nicht leicht zugänglich, in diesem Künstler aber, der auch Goethe's, des so anders Denkenden, besondere Aufmerksamkeit erregte, entdeckte er bald einen Verein von Lebenseigenthümlichkeiten, in welchen ihm die verwandtesten Züge vertraut entgegenkamen — die Fülle der Lebenskraft in Humor, Ideenreichthum, sprudelndem Witz und ohne dogmatische Gebundenheit die Stille eines religiösen Tiefsinns, der all dieser Kräfte Herr werden und sich in selbstvergessener Anschauung in die Wunder der Natur wie in die größeren der Erlösung und Heiligung versenken konnte. Ich wiederhole aus Fr. Perthes' Leben*, dem wir auch dieses mit Liebe gezeichnete Lebens-

* I, 134 folg.

bild verdanken, einen Ausspruch Runge's, daß dem Künstler, welcher dahin käme, die Kunst zur Religion zu machen, ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft werden müsse im Meere, da es am tiefsten sei — ein Wort, das nicht viele Künstler nachsprechen dürften, mancher wohl umkehren möchte. Es war aber die einzige Kunstrichtung, wie sie dem Boten Geschmack abgewinnen konnte. Als der merkwürdige Mann im dreiunddreißigsten Lebensjahre am 7. Dez. 1810 starb, hatte der siebzigjährige Dichter noch ein Lied für ihn*:

„Aus einer Welt voll Angst und Noth,
Voll Ungerechtigkeit und Blut und Tod
Flüchtete die fromme reine Seele
Sich in's bessre Land zu Gott;
Und der Leib in diese dunkle Höhle,
Auszuruhen bis zum Wiedersehen.
O der Christ ist immer groß und schön,
Doch im Tod' in seiner größten Schöne.
Wandrer, bleib' am Grabe stehn,
Lerne hier, was eitel ist, verschmähn;
Weine eine stille Thräne!
Und dann kannst Du weiter gehn."

Andre Freunde wurden weitweg verschlagen. Zwar Voß, der 1802 von Eutin nach Jena übersiedelte, nachdem er im Jahre zuvor, trotz ihrer inneren Trennung, den Boten noch einmal aufgesucht hatte, können wir unter die Freunde nicht mehr zählen, aber auch Jacobi, der „lange Papa",

* Zuerst im Hamburger Correspondenten, dann Werke VIII, 29.

wie ihn das Haus nannte, verließ 1805 Norddeutschland und folgte einem Rufe nach München als Mitglied der Akademie der Wissenschaften, deren Präsident er bald darauf wurde. Durch eine Stelle in Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen*, wo der Bote sich weigert auf die Beweisführung des dort dialogisch auftretenden nüchternen Philosophen einzugehn und, in seine Gedanken verloren, mit den Worten Epiktet's abbricht: „Haltet mir zu gut, wie man Verliebten zu gut hält. Ich bin nicht bei mir selbst. Ich bin toll," hatte sich Claudius, der die Stelle zu buchstäblich nahm, da doch nur von der μανία des Platon, der göttlichen Begeistrung die Rede war, verletzt gefühlt, und nicht mit Unrecht bezog Jacobi manchen Seitenblick auf einen irregehenden Idealismus in dem „Gespräch mit Bertram" auf sich selbst. Doch sollte darum dieser mehr als dreißigjährige Freundesbund nicht zusammenbrechen; ein herzliches Schreiben Jacobi's an Fr. Perthes**, mit dem er in ununterbrochener Verbindung geblieben war, beseitigte das kurze Mißverständniß, das diesmal in der That daher kam, „daß einer den andern nicht verstand." ***

F. L. Stolberg endlich schien ihm auf zwiefache Art entrissen zu werden, durch seine Wohnungsändrung, indem er 1800 Eutin mit Münster vertauschte, und mehr

* S. 67.

** d. d. 10. Nov. 1814. Jacobi's Briefwechsel II, 446.

*** Wie bekanntlich Asmus vor dem Chan von Japan den Begriff ebenso etymologisch wie logisch treffend aufstellt; III, 53.

noch durch die Ändrung seiner kirchlichen Stellung, da er gleichzeitig zum Katholicismus übertrat. Claudius ahnte den Schritt und warnte den Freund vorher*, aber, da er ihn gethan hatte, blieb er bei aller Mißbilligung doch weit davon entfernt, mit Voß oder auch mit Jacobi, der anfangs Stolbergs „Überzeugung unmöglich für eine redliche halten konnte“ und „das Hohngelächter der Hölle über diese fromme That zu hören“ glaubte**, gemeine Sache zu machen; er urtheilte wol ähnlich wie Herder und Lavater, wenn auch bei ihm die Indifferenz gegen die spezifische Bestimmtheit des Protestantismus keineswegs so groß war wie bei diesen Freunden. Er sah aber damals einen andern und größeren Feind vor und gegen sich als den Katholicismus, den er zudem wesentlich in dem Bild des Münsterländer Kreises erblickte; ja Stolberg selbst trat zunächst im Grunde mehr in die auch formelle Lebensgemeinschaft mit diesen frommen und edeln Katholiken als in die factische Kirche, für welche sich seinem beweglichen Geiste jenes anziehende Abbild unterschob. Wäre er doch ohne die Fürstin Gallitzin schwerlich jemals Katholik geworden! So gut aber Claudius mit dieser die tiefsten Berührungspunkte hatte und mit

* Paulus' Sophronizon I, 3, S. 89. „Cl. hat, als er Stolberg's Absichten bei der Reise nach Münster vermuthete, ihn gebeten: er möchte fortfahren, das wahre Christenthum zu vertheidigen, aber kein Ischer werden.“ — Trotzdem fürchtete der alte Gleim auch für Claudius' Protestantismus, s. das. S. 77.

** Seine brieflichen Äußerungen finden sich wieder abgedruckt bei Gelzer, Neuere Deutsche Nationallit. II, 464.; ebenso die angezogenen Briefe von Herder und Lavater S. 469 folg.

ihr die gleiche Geistesnahrung und Erbauung neben der heiligen Schrift selbst in Augustinus' Werken, Tauler's Predigten, Thomas von Kempen, in Fenelon und Pascal und andern gleichsam neutralen Schriften fand*, vermochte er auch mit Stolberg, dessen Charakter er kannte und dessen individuelles Bedürfen er zu würdigen verstand, im Geiste und in Liebe fortzuleben. Sie blieben in Briefwechsel, auch sahen sie sich wieder; im Jahre 1807 nahmen die beiden Brüder Stolberg an der Geburtsfeier der Rebekka Theil; und nach Claudius' Tod konnte der Katholik, dem Beschränktheit wie Liebllosigkeit seinen früheren Kirchengenossen gegenüber stets fern blieb, an Perthes schreiben: „Er kommt nicht wieder zu uns; Gott führe uns alle dahin, wohin er uns vorangegangen ist, und sein Gebet wird uns fördern". Ein poetischer Nachruf von seiner Hand soll, weil von allgemeinerer Bedeutung, den Schluß dieses Büchleins zieren.

* Wie durchdrungen Claudius von der Grundwahrheit der Reformation war, lehrt jede gewissenhafte Kenntnißnahme seiner Schriften. Es gehört deshalb eine eigne politische Art der Lectüre dazu, in ihm mit den „historisch-politischen Blättern" (1839, S. 335—351 und 426—434) einen „unvollständig unterrichteten Katholiken, wenn es je einen solchen Protestanten gegeben hat", und „den vollständigsten Gegensatz an Geist und Gemüth gegen den Stifter (der an einer andern Stelle der „Anstifter" heißt) seiner Kirche" zu sehen. Nach dieser Auffassung, die auf einer klugen Propaganda beruht, stand „sein liebendes Herz, ohne es zu wissen", der „unverstümmelten Wahrheit" ganz nahe; die Frage aber „ob die Fülle dieser Liebe den (hoffentlich unverschuldeten) Mangel an Glauben vor dem Angesichte Gottes bedeckt habe" — wissen die historisch-politischen Blätter nicht zu beantworten.

Eine seltsame Erscheinung für Claudius war gewiß zu einer Zeit, wo die Welt für ihn so viel einsamer dalag, die alten Freunde todt oder fern, der Zeitgeist so fremd, das Haus leerer und stiller geworden war, die Rückkehr seines Urfreundes Schönborn*, der im Jahre 1802 als Legationsrath von der dänischen Gesandtschaft in London nach Deutschland heimkehrte und bis 1806 in Fr. Perthes' Hause in Hamburg lebte. Es war eine Erscheinung wie aus einer andern Welt; vor fast dreißig Jahren weggerissen mitten aus den geistigen Wehen der Sturm- und Drangzeit, aus dem begeisterten Freundschaftsbund mit Claudius, Klopstock, Lessing, Goethe und den Göttinger Dichtern hatte er in Algier eine andre Art von Kampf mit der Culturwelt kennen gelernt und dann, so gut wie ununterbrochen, ein Vierteljahrhundert in London, inmitten der politischen Bewegungen dieses Weltplatzes und zugleich vergraben in philosophische, mathematische und philologische Studien, seine besten Mannesjahre fern vom Vaterlande verbracht. Und nun kehrt er als ein Fremdling und Sonderling zurück, seine Freunde todt oder umgewandelt; mit einer Sterbeode auf seinen geliebtesten Freund Klopstock brachte er sich wieder ins öffentliche Gedächtniß, und auch diese klingt in ihrem dahinstürmenden Ton ganz an die Zeit vor dreißig Jahren an, als wären das noch die Klänge, denen die Nation lauschte**. Aber tiefer als die Kluft

* Vgl. oben S. 38.

** „Die Hoffnung am Grabe Klopstocks 1803" ist abgedruckt in Fr. Perthes' Vaterländischem Museum 1810, 5. Heft, S. 593.

der Zeit hatte ſich die Trennung des inneren Lebens zwiſchen die Freunde gelegt; eine Kluft, die nur durch Schönborns Achtung vor fremder Überzeugung, wenn ſie auf Ernſt und Wahrheitsliebe ruhte, ausgeglichen werden konnte. Denn in ſeiner Skepſis war er der alte geblieben. „Gott, Freiheit, Unſterblichkeit", äußerte Fr. Perthes, „waren die Gegenſtände, die er ſtets mit ſeinem Verſtande bekämpfte, gerade deshalb vielleicht, weil ſie feſt begründet in ſeiner edeln Natur ſich ihm unwiderſtehlich aufdrängen wollten, denn Freiheit, die allgemeine wie die individuelle, war ſein Idol und dieſe wollte er auch durch ſein eigenes Inneres ſich nicht beſchränken laſſen. Die Schranken ſeines eignen Ich erfüllten ihn mit Zorn, er riß und biß unaufhörlich in dieſe Kette wie ein alter Löwe. Züge dieſes königlichen Thieres waren auch in ſeinem Geſichte, und wenn er zuweilen an unſerm Tiſche aus Altersſchwäche einſchlummerte, ſo ſtiegen oft die Augenbraunen wie Mähnen und zeigten, daß der Geiſt im Innern fortkämpfte".

Wohl war es eigen, daß Claudius' erſter Freund aus den Jahren bewußter Mannheit auch der letzte in ſeiner Nähe ſein ſollte*.

Aber der ſtille Feierabend des müden Greiſes wurde laut und heftig unterbrochen durch die ſchweren Kriegsereigniſſe, die auch Wandsbeck umdrängten. War auch

* Denn mit dem übereifrigen Kantianer Gerſtenberg, der allerdings auch ganz in der Nähe, in Altona, lebte, ſcheint Claudius keinen weiteren Verkehr mehr gehabt zu haben.

seine überwiegende Theilnahme andern Dingen als den Weltverhältnissen zugewandt, so lag doch in dem geschichtlichen Gang jener Zeit zu viel Inhalt, der auf das Höchste Bezug hatte, als daß er sich dagegen hätte abschließen können. Er hatte noch ein Auge für den sittlichen Reinigungsprozeß und die Keime religiöser Erweckung, die unter dem Drucke der Napoleonischen Herrschaft sich regte. Er spürte, der erfahrene Arbeiter im Weinberge, wie der Boden locker wurde und willig, das verschmähete Samenkorn in sich aufzunehmen. Zur Abschüttelung des Jochs irgend durch Wort, Rath und That beizutragen, das freilich litten seine Natur und seine Jahre nicht, das überließ er jüngeren und rüstigeren Händen wie seinem Schwiegersohn Perthes. Aber als dieser zur Förderung der sittlichen Wiedergeburt unsres Volks gerade in der allerelendesten Zeit durch Herausgabe des leider so bald zum Schweigen gebrachten Vaterländischen Museums (1810) sein Scherflein beitragen wollte, war auch der Bote bereit zum Mitarbeiten und steuerte mehrere Aufsätze bei*. Aber Politik war nicht darin, er griff tiefer, dem Volk griff er ans Herz und aus der Quelle alles Lebens, hoffte er, werde Gott wieder lebendige Ströme in ihm wecken.

Gegen Ende des Jahres 1810 wurde Hamburg eine

* Von ihm sind außer dem Gedicht „Sterben und Auferstehn" (im 1. Heft, S. 114), die prosaischen Stücke „Doctor Luther von der Kinderzucht" (Heft 2, S. 197 folg.) und „Geburt und Wiedergeburt" (Heft 4, S. 446 folg.). —

französische Stadt; ihre Befreiung im März 1813 hatte keine lange Dauer, schon am Ende des Mai rückten die Franzosen unter Davoust in die von dem russischen Obristen von Tettenborn nur schwach vertheidigte Stadt. Claudius' Schwiegersohn Perthes, der mit an der Spitze der Bürgerbewaffnung gestanden hatte, entrann kaum der Gefangenschaft und dem Rebellentode durch Henkershand. Und ihrem Mann folgte bald Caroline Perthes, die sich kurz zuvor mit ihren Kindern nach Wandsbeck, auf dänischen Boden, zu ihren Eltern gerettet hatte. Sie fuhr von dort mit sieben Kindern, zudem ihrer Niederkunft nahe, auf einem offenen Korbwagen ins Holsteinische. „Es war ein gewaltiger Abschied", schreibt sie an ihre Schwester Anna Jacobi „meine Mutter war außer sich, mein Vater tief bewegt, die Kinder weinten laut, ich selbst war wie versteinert und konnte nichts als ohne Unterlaß sagen: nun in Gottes Namen!"

Aber ihr Vater sollte selbst bald nachfolgen. Dänemark, von England mit seinem Allianzantrag zurückgewiesen war seit dem Juni 1813 mit Napoleon im Bunde, — das dänische Wandsbeck also für die an der Niederelbe kriegführenden Alliirten ein feindlicher Ort. Claudius hielt es deshalb für gerathen, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, der vom Juni bis in die Mitte des August den Fortgang der Kriegsereignisse unterbrach, in Holstein eine sichere Zuflucht zu suchen. Dreiundsiebzig Jahre alt mußte er so das Haus und den Ort, mit welchem er seit fast einem halben Jahrhundert verwachsen gewesen war, verlassen und irrte an verschiedenen Orten umher.

Zuerſt ging er mit ſeiner Frau zu einem Prediger in Weſtenſee, einem Dorfe zwiſchen Prentz und Rendsburg, von da nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt nach Lütjenburg zu ſeinem Bruder, dem Arzt und Phyſicus Chriſtian Detlev Claudius. Vermuthlich an erſterem Ort erhielt der Bote durch Vermittlung des Kaufmanns v. d. Schmiſſen in Altona von einem ungenannten Freund eine Geldſumme zur Aushülfe in der Noth*. Seine Antwort d. d. 7. Sept. 1813 hat ſich erhalten:

„Es iſt umſonſt, ſchreibt er, daß Ihr frühe aufſteht, und hernach lange ſitzet, und eſſet Euer Brod mit Sorgen, denn ſeinen armen Sündern gibt Er es ſchlafend. Ich habe den Wechſel aus E., groß Bco. Mk. ...., den Sie unterm 31. Auguſt an mich geſchickt haben, richtig erhalten, nehme die Hülfe mit Dank kurz und gut an, und habe es keinen Hehl, daß ſie mir unter den dermaligen Umſtänden ſehr zur gelegnen Zeit kommt; der Mann aus E. hat ſich nicht genannt, und will meinen Dank nicht, er hat ihn aber deſto gewiſſer auf andrem Wege.

Freilich das Ende und Reſultat der jetzigen phyſiſchen und moraliſchen Gährung dürfte ich wohl nicht erleben, und es wird intereſſant und wichtig ſein ſie zu erleben, und Gott hinten nach zu ſehn; doch muß ich mich darüber tröſten, am Ende iſt, und bleibt auch der Menſch ſelbſt die Haupt-Sache für ſich, und es mag wohl viel Unheil in der Welt daher entſtanden ſein und entſtehen, daß man ſich mehr um andre, als um ſich ſelbſt bekümmert hat;

* Vielleicht die Summe von mehreren 100 Thalern, von der in Paulus' Sophronizon I, 3. S. 59 ſpricht?

auch haben wir mit uns ſelbſt genug zu thun, und mehr als wir beſtreiten können, wenn uns der Stiller unſres Haders nicht zu Hülfe käme — doch Gott ſiehet den Willen an, wenn er ernſtlich iſt, und er zieht, wie Hamann ſagt, den Ernſt eines erſtickten Seufzers dem Nieren-Fett der Chor-Sänger vor."

Im November ſiedelte er nach Kiel über, wo er mit ſeiner Tochter Caroline und ihren Kindern wieder vereinigt wurde. Aber beide lebten in drückender Noth und als im Januar 1814 Kiel mit Schwediſchen Truppen überfüllt wurde, zog er nach Lübeck über, wo er bis zum 8. Mai 1814, dem Tag der Rückkehr nach Wandsbeck blieb. Es waren ſchwere Prüfungen für den alten ehrwürdigen Mann. „Wir ſind hier ſo weit wohl", ſchrieb er aus Lübeck an ſeine Tochter Caroline, „wir haben ein kleines Stübchen, darinnen ein Bett und Canapee ſtehen, dann aber auch ſo wenig Raum übrig iſt, daß ein Menſch ſich kaum umwenden kann. Wir kochen ſelbſt Grütze und Kartoffeln, nur iſt die Feuerung übertheuer. Aus der Zeitung werdet ihr erfahren haben, daß Wandsbeck in der Alliirten Händen iſt. Fritz iſt dort und hält Haus und hat die Kuh verkauft. Im Keller ſieht es aus, ſchreibt er, wie vor der Schöpfung, wüſte und leer." — „Wir wohnen itzo", ſchrieb er einige Wochen ſpäter, „in einem größeren und man kann ſagen großen Zimmer, aber es iſt ſehr kalt und unſere Kräfte reichen nicht zu, es warm zu machen und zu halten." Doch nicht in dieſen Entbehrungen, ſo ſchwer ſie für den

alten pflegebedürftigen Mann waren, ja nicht einmal in der Zerstreuung aller seiner Kinder bestand sein Hauptleiden. Mehr bekümmerte ihn die Schickung, daß Dänemark im Kampf mit seinem deutschen Vaterland war, daß ein Sieg der guten Sache, für die sein Schwiegersohn litt und sich abmühte, die auch ihm die gute war, seinen geliebten König und Herrn aufs Haupt schlagen mußte. Über diesen sittlichen Zwiespalt kam er nicht hinaus, er war und blieb gebrochen. Denn er hatte gegen seinen König, der ihm früh als Kronprinz unaufgefordert wohlgethan, ihm ein Amt gegeben und sich vielfach freundlich gegen den Dichter bewiesen hatte, ein Gefühl wie das der alten Lehnstreue. Auch die Leier rührte er noch in alten Tagen für seinen Herrn, selbst da wo sie nicht mehr zum besten gestimmt war, wie in dem Geburtstagslied 1812 nach der Melodie des Schiller'schen Reiterlieds*. Dies persönliche und gewiß nicht unberechtigte Gefühl hinderte ihn, sein frisches Jugendlied „Ich bin vergnügt, im Siegeston" u. s. w. in diesem letzten und größten Sinn ganz frei anzustimmen.

Er ward auch nach der Rückkehr seines alten Wohnorts nicht mehr recht froh. Das Alter war für ihn wirklich eine Krankheit und sein zarter Körper dem inneren und äußeren Tumult der letzten Jahre nicht mehr gewachsen. Noch einmal hatte er wenige Monate vor seiner Heimkehr von Lübeck aus in der Angelegenheit, die

* VIII, 25. Weit besser und mit wirklich poetischen Stellen ist sein Lied auf den Tod eines jungen Prinzen VI, 52.

damals alle Welt bewegte, in der großen vaterländiſchen Sache ſeine treue Stimme erhoben. Es iſt ſein letztes Wort an ſeine deutſchen Glaubensgenoſſen, — die Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814, mit dem Motto: „Moſes ſprach zu Gott: Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe! 2 Moſ. 3, 11“*. — „Deutſchland“, hebt das Flugblatt an, „hatte ſeiner Ahnen-Tugenden vergeſſen; der Geiſt der alten Biederkeit, der Bruder-Treue und Mann-Kraft war gewichen, und Irreligioſität, Wohlleben und Weichlichkeit waren an ihre Stelle getreten — und ſo ward einem unternehmenden Nachbar möglich, was ihm ſonſt unmöglich geweſen wäre. Er trat kühn einher, zerbrüderte, überwand, unterjochte und theilte den Raub aus — und unſre freyen Brüder ſahen dem zu, und ließen mit ſich als mit Schwächlingen und Sclaven ſpielen. — Deutſchland hatte ſeiner Ahnen-Tugenden vergeſſen, und ſchlummerte tief, und weit und breit.

Als aber eine edle Stimme aus Norden es weckte, beſann es ſich ſein; der alte Muth erwachte; groß war die Menge der Helden — und die vereinte Kraft und Weisheit machte dem Unfug ein Ende. Und wie ſie ſich dadurch bis daher um Deutſchland unſterblich verdient gemacht; ſo werden ſie ihr Werk vollenden, bekehren, belehren; die Gerechtigkeit wieder ehrlich machen, und uns und unſren

* Zuerſt beſonders gedruckt Lübeck 1814, jetzt in den Werken am Schluß des achten Bandes.

Nachkommen Ruhe und Sicherheit für die Zukunft erkämpfen.

Doch das kostet, und hat gekostet. Deutschlands Berge und Thäler triefen von Blut, seine Ebenen sind mit Leichen bedeckt, seine Städte und Dörfer liegen öde und verwüstet, und die Einwohner sind entflohen, und irren verlassen und traurig umher.

Es bleibt dem Edelmuth und der Rechtlichkeit der Fürsten und Väter der Völker aufbehalten, das Andenken der für Vaterland und Freiheit gefallenen Helden zu ehren, ihre Witwen und Waisen zu versorgen, die Flüchtigen zu sammeln, die öden und verwüsteten Städte und Dörfer herzustellen, und das gethane und geschehene Böse, so viel möglich, wieder gut zu machen.

Das Alles ist indeß nur ein Theil der ihnen von Gott anvertrauten Sorge, und bei weitem der geringere.

Wir gehen zwar hier auf Erden in Fleisch und Bein einher; aber wir sind nicht Fleisch und Bein.

„Der Mensch ist unsterblich!“ — und hier ist der Bote nun auf seinem eigensten Gebiet, nun hat er Land unter sich und redet von da aus Fürsten und Völkern ins Gewissen, von dem Einen, was ihnen allen noth thue. Er hält ihnen aus der Inbrunst der Liebe eines alten treuen Dieners, der bald seinen Mund schließt, das Bild des Heilandes vor und möchte so gern das Blatt der Weltgeschichte, das sie kaum erlebt, zu einem Blatt der Heilsgeschichte für das Ganze wie für das einzelne Herz erheben. Hatte doch, als die Fluthen dieser großen

Zeit ſich verlaufen, jeder höher geſtellte Geiſt für ſein Volk etwas auf dem Herzen und was ihm das Höchſte war, wollte jeder dem Vaterlande ſo gern zuwenden; — war es die Freiheit, die Einheit, die heilige Allianz, eine moraliſche Erneuung, eine lebendigere Jugenderziehung oder war, wie bei Manchen, die Herſtellung alles alten eben wieder neu genug. Auch der Bote vertrat ſeine Herzensſache, er erkannte mit ungeſchwächtem Seherblick in der mächtigen Zeit die ſtrafende und mahnende Bedeutung wie die Verheißung und Hoffnung. Als ſchon ſein Sinnen und Hoffen faſt ausſchließlich auf eine andre Welt gerichtet war, konnte er noch einen ahnenden Scheideblick auf die Welt, die er verlaſſen ſollte, werfen. Auch er hatte ja den Samen ſtreuen helfen, der nun aufgehen ſollte. So ſagt er*: „Vielleicht iſt ſeit der Einführung des Chriſtenthums keine Zeit geweſen, wo der Acker ſo gut, und ſo weit und breit zugerichtet war, als zu dieſer unſrer Zeit. Gott hat ihn zugerichtet, und, weil gelindere Mittel nicht helfen wollen, ſtrengere, und eine allgemeine Züchtigung zugelaſſen.“ Der Krieg hat die Güter, an denen das Herz gehangen und von denen es in Güte nicht laſſen wollte, mit Gewalt genommen; dem Dünkel den Muth gebrochen; die Menſchen Ergebung und Unterwerfung unter die gewaltige Hand Gottes gelehrt; er hat ſie empfänglich gemacht und „was darf es mehr, als empfänglich zu ſein, um zu empfangen und glücklich zu werden?“ — Dieſe gebrochene

* VIII, 211.

Bahn ſollen nun Fürſten und Vorgeſetzte nach ihrem Beruf durch Sorge und Beiſpiel, mit Rath und That nützen. Dann würde, heißt es im Schlußwort, auch dieſer Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth ſein, die würde offenbart werden.

„Und Ihr, Ihr Traurige und Betrübte, die Ihr, nahe und ferne, troſtlos ſteht, und über Euren Verluſt, über Eure Söhne, Eure Freunde und Geliebte weint, verzaget nicht! Und wenn der Troſt, daß ſie für Freiheit und Vaterland gelitten haben und geſtorben ſind, Euch nicht tröſten kann; hier iſt eine Ausſicht, die über Tod und Grab und über Alles, was irdiſch iſt, erhaben, und Eure Thränen trocknen kann.“ —

Im Sommer und Herbſt 1814 wurde Claudius vielfach durch körperliche Beſchwerden geſtört und gab endlich in den erſten Tagen des Dezember den dringenden Bitten ſeiner Tochter nach und zog, um dem Arzt näher zu ſein, mit ſeiner Frau zu ihr nach Hamburg*. „Papa iſt müde und matt, ſchrieb ſeine Tochter Caroline kurz nach ſeiner Ankunft, doch können wir Gott nicht genug dafür danken, daß er ſo leidensfrei iſt. Er iſt ſo ruhig und freundlich, ja man möchte ſagen vergnüglich, daß ich aus Freude darüber den Schmerz, der in mir iſt, nicht zu Worte kommen laſſe.“ Bald entſchied es ſich, daß es zum Sterben ginge, aber noch ſieben lange Wo-

* Es iſt natürlich, daß meine Hauptquelle für Claudius' Ende die Darſtellung in Fr. Perthes' Leben II, 52 folg. iſt, die auf Briefſtellen und getreuer mündlicher Überliefrung beruht.

chen wehrte sich der Körper gegen seine Auflösung, und diese Zeit war für ihn eine Zeit des Dankes und fast ununterbrochener Freundlichkeit und Liebe; er freute sich des blauen Himmels, des Aufgangs der Sonne, des Anblicks seiner Rebekka, seiner Kinder und Enkel; auch sorgte er täglich dafür, daß die Abwesenden Nachricht bekämen. Einmal rief er seine Tochter Caroline Nachts an sein Bette und sagte: „ich muß die Nacht zu Hülfe nehmen, denn der Tag ist wahrlich zu kurz, um dir zu danken, liebes Kind.“ Nach einer beklommnen halben Stunde sagte er zu Perthes: „ja, lieber Perthes, gut geht es, aber nicht angenehm“; dann sprach er von der sauern Arbeit, die ihm bevorstände, aber er habe einen starken Helfer neben sich und verlasse sich auf Gott.

Der 21. Januar 1815 war sein Todestag.

Von seinem Sterben selbst sollen uns die schmerzlich beredten Worte der Augenzeugen, seines Schwiegersohns Perthes und seiner Tochter Caroline berichten. Perthes schrieb am Todestage an F. H. Jacobi:

„Unser geliebter Wandsbecker Papa ist nicht mehr unter uns; neben mir liegt seine entseelte Hülle.

Er hat einen harten und langen Kampf zu bestehen gehabt. Schon seit acht Tagen war die Auflösung der materiellen Theile eingetreten, während die kräftige innere Organisation in gesunder Arbeit fortwirkte und das eigentliche Wesen des Menschen unverletzt blieb. So konnte er denn Grad für Grad das Abscheiden seiner selbst bemerken. — Ohnerachtet aller Leiden, die seine zarte

Natur äußerſt ſchmerzhaft empfand, war er unausgeſetzt voll Liebe und Dankbarkeit gegen alle ihn Umgebende. Viel betete er, daß durch Schmerz ihm die Verſuchung nicht zu ſtark werden möchte. Am Donnerſtag, den 19. begann der eigentliche Todeskampf. Die Aerzte wollten ihm nicht 6—12 Stunden Leben mehr geben; er konnte aber immer das Räthſel der Trennung, welches er ſcharf ins Auge gefaßt hatte, nicht gelöſt finden und er ſagte mehremal: „Mein ganzes Leben habe ich auf dieſe Stunde ſtudirt, und noch weiß ich nicht, wie es enden ſoll.“ Abwechſelnd dauerte dieſer Zuſtand zweimal 24 Stunden. Er betete unaufhörlich, ſah auch gerne, wenn Umſtehende beteten, aber laut mochte er es nicht haben, auch nicht, daß man ihm zuſprach. — Den 21. Morgens 10 Uhr wurde der Todeskampf noch ernſtlicher und er fühlte das Ende näher kommen. Er betete nur noch: „Führe mich nicht in Verſuchung und erlöſe mich von dem Uebel.“ Um 2 Uhr wußte er das Ende beſtimmt, ließ ſich auf eine Seite legen und den Schweiß abtrocknen, — — ſagte eine Minute darauf einigemal: „gute Nacht! gute Nacht!“ — dann verſagte ihm die Sprache. Noch einmal ſchlug er die Augen groß und hell auf. Dann ſah er noch ſegnend nach Rebekka und wollte weiter ſehen, aber die Augen verſagten ihm.

Er that drei ſtarke Athemzüge und verſchied. —

Sein Leichnam iſt merkwürdig anzuſehen: ſo müde, ſatt, befriediget vom Irdiſchen, und dabei noch im Obertheil des Kopfes die großen, ſchönen, menſchlichen Formen

und um den Mund noch die Fülle der Liebe." — Das Ende dieses Mannes ist wahrhaft merkwürdig — die volle Kraft des Geistes behielt er auch bis zum letzten Augenblick. Das was er hoffte, eine besondere Hülfe von Oben, ein heller Blick ins Übersinnliche wurde ihm nicht zu Theil, aber er beharrte im Glauben darin felsenfest. Sein Glaube war auf die Überzeugung des tiefsten Geistesgrundes gebaut.

Seine Eigenthümlichkeiten und Eigenheiten blieben ihm eigen bis zuletzt und darüber lassen sich die liebenswürdigsten Züge bemerken. Er ist sorgenlos gestorben, ja wahrhaft reich, denn noch stand ihm, wie immer, das Füllhorn der Hoffnung auch im Zeitlichen zu Gebot. —

Am 25. heute Morgen haben wir den lieben Papa in Wandsbeck begraben; gestern legten wir Kinder ihn in den Sarg — kein Fremder hat ihn berührt — so wollte er es. Ach wie wenig ist von ihm noch geblieben — unglaublich zart war der Mann von Körperbau. — Wir fuhren bis vor sein Haus, an der Grenze empfing ihn der Wandsbecker Pastor und die Schule — das Haus war ganz leer, weil die Kinder in Hamburg gewesen waren, nur die Schwäger waren darin. Es war das Rührendste meines Lebens — so dies Haus und davor die Leiche dieses Mannes auf der Bahre. Von da gingen wir Alle nach der Kirche, hier hielt ... eine, dem Verstorbenen sehr gemäße Rede und nachher an der Gruft noch ein Gebet! —

Er ruht neben der ihm längst vorangegangenen Tochter." —

**

Caroline Perthes ſchrieb an ihre Freundin Peterſen zwei Monate ſpäter: „Am Liebſten ſchreibe ich Dir von meinem ſeligen Vater. Mit Augen habe ich es nun geſehen, daß der Glaube eine gewiſſe Zuverſicht iſt deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht ſiehet, uns daß dieſer blinde Glaube für ſich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angſt und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen ernſten Augenblick des Überganges bei hellem und vollem Bewußtſein. Ich bin auch für mich überzeugt: wir müſſen glauben, wir müſſen wagen, denn die Götter leihen kein Pfand. Mein Vater hatte ſich immer geſehnt, immer gehofft, ich möchte ſagen in jedem Augenblicke ſeines Lebens ſich vorbereitet auf eine nähere oder lieber auf eine bewußte und wiſſende Mittheilung Gottes, die ihm dieſen dunkeln und für ihn ſehr grauenvollen und gefürchteten Schritt erleichtern und heller machen ſollte. Er ſagte mir noch den Tag, ehe er ſtarb, daß man Erfahrungen hätte, nach welchen dem Menſchen noch kurz vor dem Sterben lichte Blicke in jenes Leben zu Theil würden. Er hat darauf gewartet bis ans Ende und ſie ſind ihm nach unſerer Aller Überzeugung nicht geworden. Er blieb aber im tiefen Grunde der Seele vollkommen ruhig, freundlich und gottergeben und fühlte das Losreißen des Lebens, das ihm ſehr ſchwer und ſauer wurde und über ſechs Stunden währte, von Stufe zu Stufe, ſagte uns, wie weit es ſei, ſchon einige Minuten bevor wir es an ſeinem Körper wahrnehmen konn-

ten, und rief zuletzt! „nun iſt es aus“, wendete ſeine Augen, die er ſchon mehrere Minuten groß offen immer nach dem Himmel gerichtet hatte, noch einmal nach der Seite hin, wo meine Mutter ſtand, ſchloß ſie und war todt. Es läßt ſich hiervon wenig mittheilen, am wenigſten ſchriftlich. Er iſt aber gewißlich wie ein großer Menſch und Mann geſtorben und ich möchte es jedem Menſchen, der ernſtlich über ſich und ſeinen Zuſtand nachdenkt, gönnen, an dieſem Sterbebette geweſen zu ſein. Schwer iſt dieſer Schritt, aber größer, wie man begreifen kann, iſt es, ihn in dieſer Weiſe zu thun.“

Barthold Niebuhr, der Claudius ſchon in den neunziger Jahren als junger Menſch geſehen hatte, ein Mann, der in ſeiner Lebensüberzeugung eher Jacobi nahe ſtand als dem Boten, aber in ſeiner Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit Organe zu deſſen Würdigung beſaß, Niebuhr antwortet ſeinem Freunde Perthes auf die Todesnachricht*: „Wenig wie ich Ihren ſeligen Schwiegervater gekannt, laſſe ich nicht vielen den Anſpruch einer zärtlicheren Liebe für ſeine Werke, die er ſelbſt waren, zu. Er war einer der Allererſten, dem Werth nach, unter jener Claſſe der Innigen, ſtill und tief Glühenden und Schauenden, welche der Generation angehörten, die der unſrigen vorherging. Sie wird nicht erſetzt werden, und ſtirbt allmählich ganz aus. Unſer Beruf iſt ein ſtürmiſcherer, und das Zeitalter der Dichter iſt für uns vorüber.

* Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr II, 134. d. d. 11. Febr. 1815.

Es ſcheint als ob die Vorſehung im Deutſchen heftigere Leidenſchaftlichkeit entwickeln will, und eben dadurch größere Kraft; daraus aber entſtehen auch bittere und heftige Gefühle, und friedliche ſind uns ſchwerlich mehr beſchieden.“

Eine andere nachrufende Stimme iſt die eines alten Dichtergenoſſen und Freundes, des Grafen Fr. L. Stolberg. Er feiert in ſchönen Worten das „Andenken des Wandsbecker Boten“*:

„Der Bote ging in ſchlichtem Gewand,
Mit geſchältem Stab in der biedern Hand,
Ging forſchend wohl auf und forſchend wohl ab,
Von der Wiege des Menſchen bis an ſein Grab.
Er ſprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern auch fromm zu ſeyn,
Und ſahn ſie ſein redliches ernſtes Geſicht,
So zürnten auch ſelbſt die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nun ruhet er ſelbſt in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O, gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und ſammelt die Ernten des Säemanns ein!

* Zuerſt im Frauentaſchenbuch v. J. 1819. S. 115. Dann in den geſ. Werken der Brüder Chr. und Fr. Leop. Grafen zu Stolberg (1821) II, 326.

Er ſä'te das Wort und ſein Leben war Frucht,
Er führte lächelnd zu heiliger Zucht;
O, ſpendet ihm Blumen auf's einſame Grab
Und ſchauet getroſt in die Ruhſtätt' hinab!
Und begrüßet mit Wünſchen ſein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib;
Die mit ihm in heiliger Liebe gepaart,
In Thränen der großen Vereinigung harrt."

Dieſe, ſeine treue Rebekka, ſtarb am 26. Juli 1832; von ſeinen Kindern leben gegenwärtig noch vier; in den beiden letzten Jahren hat der Tod drei von ihnen abberufen.

An ſeinem hundertjährigen Geburtstag, am 15. Aug. 1840, ward ihm im Wandsbecker Gehölz, ſeinem Lieblingsſpaziergang, ein einfacher Denkſtein mit Stab, Hut und Taſche als Symbolen ſeines Botenberufs geſetzt. Sein älteſter Enkel und Pathe, Matthias Perthes, ſprach dabei Worte der Einweihung im Geiſt und Sinn ſeines unvergeßlichen Großvaters. —

* Die treffliche Anſprache iſt abgedruckt in der Monatsſchrift von Nitzſch und Sack 1843. 3. Heft. S. 160—168.

IV.

Rückſchau.

„Ich will nicht loben und nicht klagen;
Ich wollt' es blos an deinem Grabe ſagen,
Weil es die reine Wahrheit iſt."—

Werke IV, 56.

So iſt die Perſönlichkeit des Wandsbecker Boten aus dem irdiſchen Leben geſchieden, das Vermächtniß ſeiner Schriften, die ſo ganz von ſeinem perſönlichen Sein beſeelt und erfüllt ſind, iſt uns geblieben. Und ſeine Schriften ſtehen nicht blos in der hiſtoriſchen Rüſtkammer, beſtaubt und abgelebt mit ſo vielen der Werke, mit denen ſie einſtmals jung waren, ſondern gerade ſeitdem ihr Urheber die Augen geſchloſſen hat, haben ſie eine neue, zweite und blühendere Jugend angetreten. Claudius hatte richtig geahnt, daß ein andrer Geiſt aus den Wehen der Zeit hervorbrechen werde, der Geiſt, für den er gelebt, gekämpft, gebetet hatte, und es war ein Lohn von Oben für den einſamen treuen Streiter, daß er dieſe Ahnung mit aus dieſem Lebeu nehmen durfte.

Und war es anders möglich, als daß dieser neue Geist auch die Worte des Wandsbecker Boten dankbar auf seine Flügel nehmen, sie emportragen werde in der Achtung der Sinnigen und sie verbreiten helfen in Hütten und Paläſten?* So ist es geschehen. Allerdings sind das immer nur beschränkte, aber doch gegen früher so viel weitere Kreise. Denn seiner ganzen Natur nach setzt das Wohlgefallen an Claudius einen dem Hauptinhalt seiner Schriften geöffneten Geist voraus, aber auch innerhalb der christlichen Lebenskreise wird sich wieder eine kleinere Gemeine aussondern, die für seine Art und Kunst, für die Form seiner geistreichen Popularität Sinn und Geschmack hat. Mit Recht hat man gesagt, es gehöre ein Grad von Bildung dazu, um nur seinen Scherz zu verstehen. Wo er aber im Familienleben einmal Platz gegriffen hat, da wird er leicht zum Liebling und wird wie ein alter guter Hausfreund weiter vererbt. In sieben rechtmäßigen Auflagen sind die Schriften erschienen, eine Anzahl von Nachdrücken hat sich der weiteren Verbreitung freundlich angenommen (Claudius hatte schon bei Lebzeiten mit ihnen zu schaffen), leicht mögen im Ganzen zwanzigtausend Exemplare in Umlauf gekommen sein, — in fremde Sprachen sind sie übersetzt worden, und während Dichter wie Wieland fast verschollen, ja

* Einer der allerersten — und das verdient aufbewahrt zu werden — der den Geist des Boten verstand und deutete, ist Fr. v. Meyer in seiner oben schon erwähnten geistvollen Recension in den Heidelb. Jahrb. v. J. 1813, N. 31, S. 481—495.

Herder und Klopstock wenig mehr gelesen sind, blüht und grünt das Andenken des unscheinbaren Mannes von Wandsbeck noch fort und fort in so manchen Kreisen und Herzen. Besonders in Holland, am Niederrhein, in Schwaben, in der Schweiz, in Holstein hat er noch eine Stätte treuer Anhänger.

Und sehen wir in diesem Vergleich mit andern Dichtern seiner Zeit eine Art Weltgericht, (wie es die Zeit und Geschichte nach des Dichters Wort ja übernehmen), das die Spreu vom Weizen sondert und zu den Acten legt, was nur in den geistigen Prozeß der Zeit verwickelt war*, so wiederholt sich diese Erfahrung innerhalb seiner eignen Schriften. Seine Zeit, die im ganzen so wenig Sinn hatte für den goldnen Faden, der sich durch all dies kleine und anmuthige Gewirr von Versen und Prosa von Anbeginn hindurchschlang, erhob, wie wir gesehen, besonders die drei ersten Theile mit ihrem vorklingenden Humor, ihren Scherzen und den naturwüchsigen Liedern, während sie dem Inhalt der folgenden gleichgültig oder spöttisch den Rücken drehte; — unsre Zeit, soweit sie theilnimmt, hat das Verhältniß gerade umgekehrt und sich mit entschiedener, oft ausschließender Vorliebe den späteren Bänden und den verwandten Stücken in der ersten zugeneigt. Sie sucht das ewige Theil heraus und

* Hierbei denke ich an Wieland und hundert andere Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts; zunächst nicht an die beiden andern oben genannten Dichter, deren Verschwinden aus der Lectüre der Gebildeten wol noch andre Ursachen hat.

erhebt die bunten und ergötzlichen Arabesken der Einkleidung nicht über ihren wirklichen Werth.

Diese Nachachtung des Boten ist immerhin eine Probe auf die Bedeutung des Besten und Edelsten in ihm. Aber die wirksamste Probe freilich ist die am eignen Herzen, wenn ein unbefangener und unverstockter Sinn in dem schmalen Rahmen den reichen Inhalt aufzusuchen versteht, den Inhalt eines ganzen Menschenlebens in rührender Treue abgebildet. Nur vom Leben kann wieder Leben geweckt werden.

Erst dann, wenn schon durch diesen Trunk an der Quelle eine Theilnahme für Claudius angefrischt ist, kann auch die Kenntniß seiner Lebensgeschichte ihren rechten Dienst thun — nämlich zum Commentar werden für den Einblick in die Entwicklung seines inneren Lebens und seiner Lehre. Eine Auslegung von dem ist sie dann was in sich zusammenliegt. Denn alle Poesie und Prosa, Phantasie und Witz, Humor und Ernst, Glauben und Wissen, Mystik und Verstandeshelle, wie alle äußeren Lebensführungen schmelzen zuletzt doch wieder zusammen zu einem Bild, zur Persönlichkeit des Mannes. Die Betrachtung kann die einzelnen Seiten sondern, die Liebe und das innerste Verständniß wird sie wieder binden. Indeß statt hier mit einem übersichtlich zusammengefaßten Lebensbild zu schließen, das an Wiederholungen leiden müßte, beschränke ich mich auf einige Hauptpunkte, in denen ich die Mission des Wandsbecker Boten an seine und theilweise (insoweit ähnliche Voraussetzungen gegenwärtig sich wiederholen) auch an unsre Zeit erkenne.

Claudius gehört zu den begnadigten Geistern, die wesentlich bauende Kräfte besitzen und ausüben. Er half zwar schon bei seinem ersten öffentlichen Hervortreten auch zerstören und einreißen, damals vielleicht vorzugsweise als Sturmläufer gegen Formalismus, Unnatur, französischen und classischen Götzendienst — aber er war verneinend nicht aus Verneinungslust, sondern nur aus dem tiefen unbewußten Trieb eines lebensfähig Neuen, was er in sich trug — das frische Grün unter dem welken Laub der erstorbenen Zeit — er sträubte sich gegen die modische Gesetzlichkeit in Literatur und Leben, weil es eine falsche war, aus der Ahnung eines höheren Gesetzes, das in seinem Geiste arbeitete. Er war eine bejahende, im Grunde seines Wesens positive Natur. Das neue Gesetz aber, das er in sich trug, war zugleich das uralte der geoffenbarten Wahrheit. So lange sie wie versteckt und unbewußt in ihm lag, konnte er in harmloser Verbrüderung mit der jugendlich-kühnen Dichterschaar der Sturmzeit gemeine Sache machen, als aber jene Wahrheit wach in ihm wurde, da forderte sie den ganzen Menschen, da sprengte sie die Schranken einer Dichteranschauung, der Dichtungsformen, der schöngeistigen Entwicklung und stellte aus ihrem Wesen eine neue Schranke für ihn auf als heilsame Gebundenheit seines inneren Lebens.

Damit hebt die höhere und eigentliche Mission des Boten an. In ihr kommt es nicht auf Zahl und Größe der Werke an, die gerade hier leicht zu „guten Werken“

führen könnte, — und der Vorwurf der Thatlosigkeit muß wol verstummen, wenn der Bote wirklich und mit Erfolg an der größten That, an der inneren Beglückung der Brüder mitgearbeitet hat. Hier ist der Gedanke Leben und das Wort ist That.

Er war ein Bote der alten frohen Botschaft und den Verirrungen der Zeit gegenüber ein treuer Beobachter, Wecker, Mahner — das gute deutsche Gewissen. Wie ein Vorhof und Heiligthum zugleich erscheinen uns seine Schriften; auf der kleinen Dorfkapelle, in der die helle reine Glocke seiner Lieder klingt und lockt zum freien Gottesdienst, erhebt sich weithin sichtbar das Kreuz.

So ging er als Bote der vergessenen und verachteten Wahrheit unter die einseitigen Anbeter der schönen Literatur; aber nicht minder hielt er der legalen Orthodoxie die Lehre und das Beispiel persönlicher Frömmigkeit, die da Liebe und Freiheit wirkt, als einen Spiegel vor; als Bote trug er das Wort vom Kreuz in das Lager der neumodischen Theologie und suchte unter der blendenden Zeitaufklärung die muthlosen und verschämten Armen im Geist auf. Aber auch an den weltscheuen Pietismus enthielt sein Leben eine aufmunternde Botschaft, und endlich war er ein Friedensbote in dem Hader der Kirchen und Confessionen.

Zu Grunde lag aber immer der Mensch selbst und seine innere Noth, und wo er bei diesem Nothstand statt dem Gefühl der Ohnmacht dem sicheren Hochmuth im Herzen begegnete, da war sein Mitleid nur desto größer.

Denn er wußte, daß die Demuth der „Grundstein alles Guten ist, daß Gott auf keinen andern baut."

Diesen allgemeinen Stand betont er vor den besonderen Ständen und Richtungen, die ich eben genannt habe; — alle diese sind ihm erst das zweite, secundäre, die erste große Hauptangelegenheit und einzige Lebensfrage des Menschen bleibt ihm das Suchen der Wahrheit. „Die läßt sich mit Gewalt nichts nehmen, und dringet sich Niemand auf; sie theilt sich aber mit, mehr oder weniger, wenn sie mit Demuth und Selbstverläugnung gesucht wird, „mit Furcht und Zittern" sagt der Apostel!"*

Da diese Aufgabe zu allen Zeiten und für alle Menschen dieselbe bleibt, so können wir hierin von ihm als von einem Manne, „der die Sache versucht hatte", noch immer lernen. Aber gerade jetzt, wo dies Eine, was noth thut, hier und da wieder verdunkelt zu werden droht durch das drückende und nicht selten erdrückende Übergewicht jener besonderen Stände, da kann er dem, der auf ihn hören will, die ewig bindende Gemeinschaft der Wahrheit und Liebe ins Gewissen rufen.

Möge er diese innere Mission an vielen Herzen erfüllen, und sein Andenken auch in unsrer und der Folgezeit wach und gesegnet bleiben!

* Vorrede zu Theil VIII, S. VI.

Gotha. — Stollbergsche Buchdruckerei.

Claudius' Druckschriften*.

1. Ob und wie weit Gott den Tod der Menschen bestimme, bei der Gruft seines geliebtesten Bruders Herrn Josias Claudius, der Gottesgelahrtheit rühmlichst Beflissenen, welcher zu Jena den 19. des Wintermonats 1760 selig verschied, von M. Claudius, der teutschen Gesellschaft zu Jena ordentlichem Mitgliede. Jena. Gedruckt bei Georg Marggraf.

2. An unsre Schwester bei ihrer Verbindung mit dem Herrn Pastor Müller, im November 1762. Lübeck, gedruckt bei Joh. Daniel Aug. Fuchs. — [Von den drei Festgedichten ist das erste M. C. unterzeichnet, das zweite P. C. (Peter Claudius), das dritte C. D. C. (Christian Detlev Cl.)].

3. Tändeleyen und Erzählungen, Jena bei Johann Adam Melchiors seel. Witwe 1764. (Die feindlichste Rec. hat die Schrift in Nicolai's „Briefen die neueste Literatur betreffend" 1765. XXII. Thl. S. 178—183 erfahren.)

* Ich bemerke, daß ich nur die besonders erschienenen Druckschriften hier zusammenstelle, die Beiträge zu periodischen Schriften dagegen, deren bei weitem größere Zahl übrigens in die sämmtlichen Werke übergegangen ist, hier unerwähnt lasse. Die Blätter, zu denen er beisteuerte, waren: Die Adreßcomtoirnachrichten, der Wandsbecker, später Deutsche Bote, der Göttinger Musenalmanach, die Neue Hamburger Zeitung, Boies Deutsches Museum, die Hessen-Darmstädtische Landzeitung, der Hamburger unparteiische Correspondent, Perthes' Vaterländisches Museum.

4. Eine Disputation zwiſchen den Herren W. und X. und einem Fremden über Hrn. Paſtor Alberti „Anleitung zum Geſpräch über die Religion“ und über Hrn. Paſtor Göze „Text am 5. Sonntage nach Epiphanias“, unter Vorſitz des Hrn. Lars Hochedeln. Dem hochlöblichen Collegio der Herren Sechziger zugeeignet. Mit einem ſaubern Kupfer. 1772, im Hornung (1 Bogen in 4°).

5. Wandsbeck. Eine Art von Romanze, von Asmus pro tempore Bothe daſelbſt. Mit einer Zuſchrift an den Kaiſer von Japan, 1773.

6. *Asmus* omnia sua *Secum* portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, erſter und zweyter Theil. 1775. Wandsbeck beym Verfaſſer. (Kl. 8. Zweite Aufl. 1790.)

7. Geſchichte des Ägyptiſchen Königs Sethos, aus dem Franz. überſetzt von M. Claudius. 2 Thle. Breslau 1777—78. 8°. Neue (Titel) Ausgabe. Leipz. 1784.

8. *Asmus* omnia sua *Secum* portans cet. Dritter Theil. Breslau 1778. (Zweite Aufl. 1798.)

9. Die Reiſen des Cyrus, eine moraliſche Geſchichte, nebſt einer Abhandlung über die Mythologie und alte Theologie, von dem Ritter von Ramſay, Doctor der Univerſität zu Oxford. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Matthias Claudius, mit einer Vorrede des Asmus. Breslau bei G. Löwe. 8°. 1780.

10. Irrthümer und Wahrheit oder Rückweiß für die Menſchen auf das allgemeine Principium aller Erkenntniß. Von einem unbekannten Philoſophen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Matthias Claudius. Verlegt bei Gottlieb Löwe in Breßlau 1782. Gr. 8°.

11. *Asmus* cet. Vierter Theil. Breßlau 1783.

12. Zwey Recenſionen cet. in Sachen der Herren Leſſing, M. Mendelsſohn und Jacobi. Hamburg 1786.

13. *Asmus* cet. Fünfter Theil. Wandsbeck. u. Hamburg. 1790.

14. Ueber die Neue Politik. Hamburg 1794. 8°.

15. Von und Mit dem ungenannten Verfaſſer der „Bemerkungen“ über des H. O. C. R. und G. S. Calliſen Verſuch den Werth der Aufklärung unſerer Zeit betreffend. Hamburg 1796.

16. Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Bothen. Hamburg 1797. Bei Friedrich Perthes u. Comp.

17. *Asmus* cet. Sechster Theil. Wandsbeck und Hamburg 1798.

18. An meinen Sohn H— Hamburg bei Friedrich Perthes 1799.

19. Fenelon's Werke religiösen Inhalts, aus dem Französischen übersetzt von Matthias Claudius. 1. Theil Hamburg bei Fr. Perthes 1800. gr. 8. 2. Theil 1809. 3. Theil 1811. Neue Ausg. 1823.

20. *Asmus* cet. Siebenter Theil. Wandsbeck u. Hamburg 1803.

21. An den Raber mit Radt. Hamburg bei Fr. Perthes 1805.

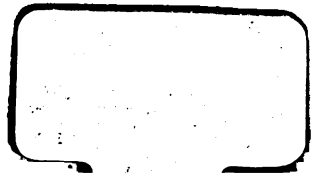
22. Das heilige Abendmahl. Hamburg bei Fr. Perthes 1809.

23. Zugabe zu den Sämmtlichen Werken des Wandsbecker Bothen oder Achter Theil. Wandsbeck und Hamburg 1812.

24. Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814. Lübeck 1814 In Commission bey M. Michelsen.

Asmus cet. erschien in 3. Aufl. in 4 Bänden 8° 1819.
„ „ „ „ 4. „ „ „ „ „ 1831.
„ „ „ „ 5. „ „ „ „ „ 1838.
„ „ „ „ 6. „ „ „ „ „ 1842.
„ „ „ „ 7. „ in 8 Heften 12° 1844.

In gleichem Verlag ist erschienen:

Claudius, Matthias Werke, Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Mit vielen Kupfern und Holzschnitten nach Godowiecki. 8°.

4 Bde. geheftet. Velinpapier . . .	7	Thlr.	— Sgr.
gewöhnl. Papier .	4	„	25 „
12°. 8 Theile, geheftet	2	„	10 „
Dasselbe in Callico gebunden . .	3	„	— „
— das heilige Abendmahl	—	„	7½ „
— an den Nachbar mit Rath . . .	—	„	3 „
— an meinen Sohn H.	—	„	2½ „
— auch ein Beitrag über die neue Politik	—	„	10 „
— einfältiger Hausvaterbericht üb. christliche Religion an seine Kinder . .	—	„	10 „
— Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung	—	„	2½ „
Fenelon's Werke religiösen Inhalts, übersetzt von M. Claudius. 3 Theile. gr. 8°. 2. Aufl. 1823.	2	„	20 „